



VERSTANKLAHORN UND PIZ LINARD
VOM FUSSE DES GROSSE LITZNER

Nach einem Gemälde von Edward Theodore Compton (1912)

Jahrbuch des
Österreichischen Alpenvereins
1962

(Alpenvereinszeitschrift, Band 87)

(10.909/87, 1. Erg.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,
aus dieser Zeitschrift sind nur mit vorheriger Genehmigung vom
Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung
für Form und Inhalt ihrer Angaben



Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit:
Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Budroithner & Co.,
Innsbruck, Erierstraße 5-7

12.6.1963 4, 87/1922/1. Erg.

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Hans Kinzl, Hundert Jahre Alpenverein in Österreich	5—28	
2. Fritz Schmitt, Vom Gipfelkult bis zum 6. Grad	29—48	I
3. Erwin Mehl, Das Wunder des Schneeschuhs	49—64	II, III
4. Wolfgang Rabensteiner, Alpenverein und Bergführer	65—76	IV, V
5. Hans-Jochen Schneider, Der Bau des Wetterstein- und Micminger Gebirges im Lichte von 100 Jahren geologischer Forschungsgeschichte	77—94	VI, IX, XI
6. Hanns Billmeier, Der böse Geist vom Zugspitz	95—105	
7. Adolf Göttner, In der Südostwand der Schüsselkarspitze	106—112	X
8. Lilli von Weech, Skifahrten im Wetterstein	113—119	VII, VIII
9. Sepp Jöchler, Zwischen Orzler und Col di Lana	120—124	XII, XIII
10. Karl Kolar, In den Karnischen Alpen	125—129	XIV, XV
11. Hannes Dillmaier, Zur Geschichte der Rofenhöfe, der höchsten Höfe Österreichs	130—134	XVI
12. Maren Jochimsen, Das Gletschervorfeld — keine Wüste	135—142	
13. Gabriele Scherl, E. Th. Compton zum Gedenken	143—147	
14. Leo Schlömmner, Im Winter durch die Matterhorn-Nordwand	148—152	XVII
15. Erich Waschak, Wolfgang Axt und Ignaz Obermüller, Österreichische Karakorum-Expedition 1961	153—166	XVIII, XIX
16. Otto Huber, Traunsteiner Hindukusch-Kundfahrt 1961	167—174	XX, XXI
17. Horst Wels, Anden-Expedition 1961 der Sektion Oberland des DAV	175—180	XXII, XXIII
18. Richard Hechtel, Schwäbische Anden-Expedition 1961 in die Cordillera Blanca	181—189	XXIV
19. Wissenschaftliche Alpenvereinsveröffentlichungen	190	
20. Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten	191—192	

Bilder

- Titelbild:** Das Verstankla-Horn und Piz Linard vom Fuße des Groß-Litzners.
(Nach einem Gemälde von Edward Theodore Compton, 1912)
- Tafel I** Die Besteigung des Großvenedigers am 8. August 1828.
Der Glockner von der Salmshöhe.
- Tafel II** Die Gründer des ersten deutschen Skiklubs, des SC München 1890/91 (Finsterlin und Frau, Dr. Kustermann, Buchtger, Finsterlin jun.).
Prof. Stefan Kruckenhauser, St. Christoph am Arlberg (Aufn. St. Kruckenhauser).
- Tafel III** Toni Schuh mit Fridtjof Nansen in Mürzzuschlag, 1904. Zdarsky. Moderne Skitechnik (Aufn. F. Böhm, E. Baumann, H. Bromberger).
- Tafel IV** Berühmte Bergführer: Johann Niederwieser (gen. Stabeler), Michael Groder, Johann Grill-Kederbacher, Daniel Innthaler, Cyprian Granbichler, Sepp Innerkofler.
- Tafel V** Bergführerabzeichen, Berg- und Skiführerabzeichen, Altbergführerabzeichen (Aufn. W. Rabensteiner).
- Tafel VI** Zugspitzmassiv von Lermoos aus (Aufn. H. J. Schneider). Blick vom Breitenkopf ins Brendlekar mit Vorderem und Hinterem Tajakopf (Aufn. H. Miller).
- Tafel VII** Kreuzeck mit Waxenstein (Aufn. W. Fischer).
- Tafel VIII** Ausblick von der Zugspitze nach Süden (Aufn. W. Fischer).
- Tafel IX** Auf dem Gipfel der Ehrwalder Sonnenspitze (Aufn. W. Fischer).
- Tafel X** Unterer Schüsselkarturm, Nordwestkante. Oberreintalurm, direkte Westwand. (Aufn. W. Fischer).
- Tafel XI** Zugspitze – Höllental vom kleinen Waxenstein (Aufn. W. Fischer).
- Tafel XII** Auf dem Gipfel des Ortlers. Ortler-Nordwand (Aufn. R. Löbl, B. Schulz, S. Jöchler).
- Tafel XIII** Südwand der Tofana di Roces (Aufn. R. Löbl).
- Tafel XIV** Blick vom Raichkofel auf die Kellerspitzen (Aufn. K. Kolar).
- Tafel XV** Der Monte Avanza, das Biegeengebirge und die Hohe Warte vom Ciadensisgipfel (Aufn. K. Kolar).
- Tafel XVI** Rofenhöfe (2015 m) bei Vent mit Gampelskogel (3400 m) (Aufn. Lohmann).
- Tafel XVII** In der Matterhorn-Nordwand (Aufn. R. Kauschke).
- Tafel XVIII** Mount Ghent, Mount-Ghent-Westgrat vom Silverthrone (Aufn. Österr. Karakorum-Expedition 1961).
- Tafel XIX** Baltoro Kangri, Broad Peak, Gasherbrum 4, 3, und 2, Hidden Peak. Blick vom Hochlager 4 auf den Sherpi Kangri (Aufn. Österr. Karakorum-Expedition 1961).
- Tafel XX** Aufstieg zum Hochlager im Darrah-i-Šahran. Im Hintergrund der 6060 m hohe Koh-i-Marchech (Aufn. Traunsteiner Hindukusch-Expedition 1961).
- Tafel XXI** Koh-i-Marchech (6060 m) und Shakh-i-Kabud (6100 m). Aufstieg zum Shakh-i-Kabud (Aufn. Traunsteiner Hindukusch-Expedition 1961).
- Tafel XXII** Siulá grande vom Carhuasce, Jirishanca chico vom Siulásee (Aufn. Anden-Expedition der Sektion Oberland des DAV).
- Tafel XXIII** Sarapo, Siulá chico, Siulá grande und Carnicero (Aufn. Anden-Expedition der Sektion Oberland des DAV).
- Tafel XXIV** Nevado Uta (5875 m) und Chucllaraju (5600 m). Chopicalqui (6400 m), Ocshapalca (Aufn. Schwäbische Anden-Expedition 1961).

Kartenbeilage

Karte des Wetterstein- und Mieminger Gebirges (Blatt Mitte, Zugspitze) 1:25.000, Neuaufnahme. Gemeinsam herausgegeben vom Österreichischen Alpenverein und vom Deutschen Alpenverein, 1962. Druck Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria in Wien.

Hundert Jahre Alpenverein in Österreich

VON HANS KINZL

In einem großen Bogen ziehen die Alpen vom Wiener Becken bis zum Golf von Genua. Sie sind über 1200 km lang und bedecken eine Fläche von 2.000.000 qkm. Mehrere Staaten haben daran ihren Anteil. Aber abgesehen vom kleinen, ganz im Inneren der Alpen gelegenen Fürstentum Liechtenstein, gibt es kein so ausgesprochenes Alpenland wie Österreich. Weitaus der größte Teil des Staatsgebietes wird von den Ketten und Becken der Ostalpen eingenommen. Auch das schmale nördliche Vorland und das Wiener Becken werden noch stark von den Alpen beeinflusst.

Das alte Österreich umschloß vor dem ersten Weltkrieg nahezu die ganzen Ostalpen bis an die Schweizer Grenze. Die große Mannigfaltigkeit der Alpen entfaltete sich so auf einem einheitlichen Staatsgebiet, das nicht nur von Natur aus durch seine Täler und Pässe gut durchgängig ist, sondern dem Verkehr auch keine politischen Schranken entgegenstellte. Dazu kommt, daß die Ostalpen bis an ihren Südrand ein geschlossenes deutsches Siedlungsland sind. Man bezeichnete sie im vorigen Jahrhundert als die „deutschen Alpen“.

Die Ostalpen bleiben an Höhe hinter den Westalpen zurück. Der Ortler mit 3902 m und der Großglockner mit 3798 m sind ihre höchsten Berge. Aber die Höhe über dem Meeresspiegel ist nicht allein entscheidend. Auch ohne Viertausender haben die Ostalpen großartige Hochgebirgslandschaften, die ihresgleichen auf der Welt suchen. Es genügt, auf die Umrahmung der Pasterze mit dem Großglockner oder auf die Südtiroler Dolomiten hinzuweisen. Dem Bergsteiger bieten die Ostalpen Gipfel und Türme, Grate und Wände, die von ihm den höchsten Einsatz verlangen. Der besinnliche Wanderer findet hier auch heute noch stille Wege durch waldreiche Täler und über aussichtsreiche Höhen. Alle Besucher der Ostalpen können sich an vielen Punkten an der harmonischen Verbindung von Natur und Menschenwerk in der Landschaft entzücken, die ja die Alpen vor allen anderen Hochgebirgen der Erde auszeichnet.

Das sind die landschaftlichen Voraussetzungen, die vor hundert Jahren Wien zur Wiege des Österreichischen Alpenvereins werden ließen. Die Schrittmacher des Alpinismus waren die Naturwissenschaftler. Unter ihnen befinden sich so bekannte Gelehrte wie H. B. Saussure und A. v. Humboldt, von denen sich jener am Montblanc, dieser am Chimborasso auch als große Bergsteiger erwies. Zwar wurde schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Ersteigung von hohen Gipfeln zum Selbstzweck, Fahrten in das Gebirge waren aber noch sehr kostspielig und blieben daher einem kleinen Kreis vorbehalten. Das änderte sich mit dem Bau der Eisenbahnen, die das Reisen nicht nur erleichterten, sondern auch sehr verbilligten. Bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts stießen die Schienenwege in das Gebirge selbst vor. Die ersten Marksteine dieser Entwicklung waren die Semmeringbahn (1854) und die Brennerbahn (1867). Gleichzeitig gab eine neue politische Ordnung weiteren Kreisen des Volkes neue Rechte, unter denen die Erlaubnis zur Bildung von Vereinen nicht das geringste war. Das erklärt es, warum gerade nach der Mitte des 19. Jahrhunderts neben vielen anderen Gesellschaften rasch hintereinander die großen alpinen Vereine entstanden, die bis zum heutigen Tage bestehen und die einen immer größeren Kreis von Mitgliedern anzogen.

Den Anfang machten im Jahre 1857 die Engländer mit dem Alpine Club, der eine kleine, auserlesene Schar von Bergsteigern umfaßte, die rein sportliche und literarische Ziele verfolgten. Eine besondere Tätigkeit des Vereins über die persönlichen Leistungen der Mitglieder hinaus war dabei nicht beabsichtigt. Ohne Zweifel war aber der Alpine Club Beispiel und Ansporn für die Gründung alpiner Vereine auf dem europäischen Festland, obwohl diese von Anfang an anders eingestellt waren. Nicht nur zeitlich, sondern auch in der besonderen Zielsetzung stand dabei Österreich an der Spitze.

Die Gründung des Österreichischen Alpenvereins (1862)

Über die Gründung des OeAV sind wir hinreichend durch die „Verhandlungen“ unterrichtet, die über das erste Vereinsjahr in einem eigenen, 1864 erschienenen Heft veröffentlicht wurden. Von 1865 an wurde im Jahrbuch des OeAV über die Tätigkeit des Vereins berichtet. Darauf fußen alle Darstellungen der Vereinsgründung. Urkunden oder Briefe aus der Gründungszeit sind anscheinend nicht erhalten geblieben.



Edmund v. Mojsisovics



Guido v. Sommaruga

Die Gründer des OeAV waren drei Studenten der Rechtswissenschaft an der Universität Wien, Paul Grohmann, Edmund v. Mojsisovics und Guido v. Sommaruga, von denen der zweite nebenher auch Geologie studierte. Wohl deshalb wandten sich die drei Freunde mit ihrem Plan im Wintersemester 1861/62 zuerst an den Professor der Geologie Eduard Sueß, der seinerseits schon im Jahre 1856 versucht hatte, eine alpine geologische Gesellschaft zu gründen, die „das ganze Rückgrat von Europa von Lyon bis Wien“ umfassen sollte. Auch mit dem Notar Anton v. Ruthner, dem vor allem durch die Venedigerbesteigung (1841) berühmt gewordenen Bergsteiger, hatten sie über ihre Absichten gesprochen. Gerade dieser bestätigte das besondere Verdienst der drei jungen Gründer. Er sagt darüber: *„Die Idee der Gründung eines Alpenvereines in Österreich, und die ersten einleitenden Schritte, damit diese Idee nicht eben bloß Idee bleibe, sind von den Herren Paul Grohmann, Edmund von Mojsisovics und Baron Guido Sommaruga ausgegangen,*

und in diesen Herren haben wir daher die eigentlichen Motoren des Alpenvereins zu begrüßen“ (Verhandlungen, 1864, S. 21).

Unter den drei Vereinsgründern dürfte wieder E. v. Mojsisovics die treibende Kraft gewesen sein; darauf deuten nicht nur seine geologischen Neigungen und seine spätere jahrzehntelange Arbeit für den Verein hin, sondern auch das Zeugnis eines Zeitgenossen, des Hofrates Dr. A. Bauer (Nachrichten der Sektion Austria, Oktober 1926).

Nach A. v. Ruthner hatten die drei Gründer unter sich auch schon die Grundzüge des in das Leben zu rufenden Vereins festgesetzt, als die vorbereitende Besprechung Ende März 1862 stattfand, bei der die Aufgabe

und die Zweckmäßigkeit eines Alpenvereins in Österreich beleuchtet wurden. Wörtlich sagt er darüber: „... Dann wurden unter Zugrundelegung der von den Herren P. Grohmann, E. v. Mojsisovics und Baron G. v. Sommaruga unter sich vereinbarten Hauptgrundzüge des Vereinsstatuts und eines vorgelegten ausführlichen Statutenentwurfes die wichtigsten Punkte im Vereinsleben, der Zweck des Vereines, und speciell das Gebiet, über welches sich die Thätigkeit des Alpenvereins zu erstrecken haben soll, die Mittel zur Erreichung des Zweckes und die Rechte der Mitglieder nach eingehender Debatte festgestellt.“ (Verhandlungen, 1864, S. 21). Demnach stammt auch die Satzung im wesentlichen von den drei Studenten. Dem „Gründungs-Comité“ gehörten an: Prof. Dr. Fenzl, Paul Grohmann, Prof. Dr. Klun, Edmund v. Mojsisovics, Prof. Simony, Prof. Sueß sowie Dr. v. Ruthner. Die von E. v. Mojsisovics im einzelnen ausgearbeiteten Statuten wurden am 14. Mai 1862 bei der k. k. niederösterreichischen Statthalterei eingereicht und von dieser schon am 1. Juli 1862 genehmigt. Die „constituierende Versammlung“ fand am 19. November 1862 im „Grünen Saal“ der Akademie der Wissenschaften statt. Bis dahin hatten sich schon 627 Mitglieder angemeldet. Schon von Anfang an nahm man auch Mitglieder „aus dem nichtösterreichischen Deutschland“ und aus anderen Ländern auf, insbesondere aus England.



Die Statuten des OeAV sind in bezug auf Zweck, Mittel und Mitglieder bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben, ein Beweis für die Weitsicht, mit der sie abgefaßt wurden. Die wichtigsten Punkte sind:

Die Statuten des OeAV sind in bezug auf Zweck, Mittel und Mitglieder bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben, ein Beweis für die Weitsicht, mit der sie abgefaßt wurden. Die wichtigsten Punkte sind:

„§ 1. Zweck des Vereines ist: die Kenntnisse von den Alpen mit besonderer Berücksichtigung der *österreichischen* zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern, und ihre Bereisung zu erleichtern.

§ 2. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Herausgabe von literarischen und künstlerischen Arbeiten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, thunlichste Einflußnahme auf die Organisierung des Führerwesens, der Transport- und Unterkunftsmittel und Förderung aller übrigen dem Vereinszweck dienenden Unternehmungen.

§ 3. Der Verein besteht *nur aus ordentlichen* Mitgliedern. Mitglied kann Jeder, der sich für die Gebirgswelt interessiert, über Anmeldung bei der Vereinsleitung werden“ (Verhandlungen, 1864, S. 1—2).

Die folgenden Punkte regeln die Pflichten und Rechte der Mitglieder und die anderen Vereinsfragen. Der Sitz des Vereins sollte in Wien sein.

Ohne Zweifel stand im OeAV beim Zweck und bei den Mitteln die Erforschung der Alpen an erster Stelle. Er förderte sie vor allem durch die Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten. Bei dem damaligen Mangel an genaueren Karten kann man dazu auch die topographischen Übersichten über die einzelnen Gebirgsgruppen rechnen.

Schon die beiden Bände der Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins aus den Jahren 1863 und 1864 enthalten eine Reihe wertvoller Aufsätze über einzelne Gebiete der Ostalpen, und noch mehr gilt dies für die seit 1865 erschienenen elf Bände des Jahrbuches des OeAV. Daß dem Verein schon damals auch die Kartographie am Herzen lag, zeigt die Herausgabe einer Karte der Venedigergruppe von Franz Keil, die schon für den ersten Band des Jahrbuches geplant war, aber erst dem zweiten Band beigelegt werden konnte.

Man darf aber nicht übersehen, daß man daneben auch sonst die Bereisung der Alpen erleichtern wollte. Es werden in der Satzung auch schon die Mittel dazu genannt: Organisation des Führerwesens, der Verkehrsmittel und der Unterkünfte. Die Vereinsleitung entsprach dieser Aufgabe vor allem durch Anträge an die Landesregierungen und durch Unterstützung diesbezüglicher Bestrebungen von privater Seite. Hier wäre insbesondere auf die Beihilfen für den Hochjochweg des Kuraten von Vent, Franz Senn, hinzuweisen. Was hätte aber der Verein selbst für die praktische Erschließung tun können? Dazu fehlte es ihm bei der noch geringen Anzahl von Mitgliedern an den nötigen eigenen Geldmitteln. Mit Recht sagt darüber schon der erste Vorstand, Prof. Fenzl, in der Gründungsversammlung des OeAV: „Nur durch den Verein vieler und einträchtig zusammenwirkender Genossen können wir Zustände anbahnen, welche nachgerade unseren schönen, leider nur zu wenig noch im In- und Auslande bekannten Alpengegenden einen eben so großen Zuzug von Reisenden zuwenden müßten, als der benachbarten Schweiz und Savoyen.“

Um jedoch nur in einer der angedeuteten Richtungen einen ersten erfolgreichen Schritt zu machen, bedarf es ausreichender und nachhaltiger Geldmittel. Diese dem Verein durch eifrige Anwerbung weiterer Mitglieder zu schaffen, bleibt eine der ersten Aufgaben jedes bereits eingetretenen Mitgliedes . . .

Nur unter dieser Bedingung kann der Verein in nächster Zeit schon etwas Erkleckliches leisten. Selbstverständlich kann seine Thätigkeit sich vorerst nur in einleitenden Schritten, Vorerhebungen und Fixierung bestimmter Punkte bewegen, und später erst sich an die größeren Aufgaben wagen. Kein Verständiger und billig Denkender wird erwarten, geschweige fordern, daß der Verein im Laufe weniger Jahre Zustände in unseren Alpengegenden zaubere, welche des Beifalles der Menge sich zu erfreuen sicher wären“ (Verhandlungen, 1864, S. 19/20). Nach A. Bauer hatte der Wiener Gemeinderat Adüles Melingo schon in den vorbereitenden Besprechungen zur Vereinsgründung erklärt: „Die ganze Bevölkerung möchte ich dabei haben“ (Nachrichten der Sektion Austria, Okt. 1926).

Trotz aller Beschränkungen konnte der OeAV doch schon in den ersten Jahren einiges erreichen, was der Erschließung der Ostalpen dienlich war. Insbesondere nahm er sich um die Wege und um die Bergführer an. Im Jahre 1868 konnte er sogar schon eine Schutzhütte im Kapruner Tal errichten, die nach dem hohen Protektor Erzherzog Rainer benannt wurde.

Die Gründung des Deutschen Alpenvereins (1869)

Bald mußte man erkennen, daß ein zentral geleiteter Verein mit dem Sitz in Wien nicht hoffen konnte, eine große Zahl von Mitgliedern in der „Provinz“ zu gewinnen; war doch das einzige Recht der hier lebenden Vereinsangehörigen der Bezug des Jahrbuches. Wieder waren es nun die drei Gründer des OeAV, die zusammen mit den beiden

Ausschußmitgliedern B. J. von Barth und Alois Egger im Winter 1866/67 den Verein umbauen wollten, angeregt durch das Beispiel des im Jahre 1863 gegründeten Schweizer Alpen-Clubs, über dessen Gliederung G. v. Sommaruga schon am 18. Jänner 1865 im OeAV berichtet hatte. Sie schlugen vor: Gliederung des Vereins in Sektionen mit gesonderter Verwaltung; jährliche Wanderung der Vereinsleitung, mit einer im Sommer abzuhaltenden Jahreshauptversammlung am Sitze der Vereinsleitung; Einsetzung einer unabhängigen Schriftleitung für die Veröffentlichungen; Überlassung von 20% der Jahresbeiträge an die Sektionen. In der Begründung wird unter anderem gesagt: „In den Alpenländern . . . wird die Bildung der gleichberechtigten Sektionen, und seien sie für den Anfang noch so unansehnlich, den Mitgliedern und der Bevölkerung die Existenz des Alpenvereins erst recht greifbar machen. Alle sind berufen mitzuwirken. Jede Sektion hat ihre besondere Verwaltung, sie veranstaltet Zusammenkünfte, Vorträge und Expeditionen, sie nimmt die Regelung des Führerwesens in die Hand, sie wird praktische Verbesserungen oder Herstellungen von Unterkunfts- und Transportmitteln anbahnen und ins Leben rufen. Von innen her, durch die Alpenvereinssektionen allein, kann Nützlichendes geschaffen werden, um die Bereisung der Alpen zu erleichtern und dadurch einen dem Lande gewinnbringenden Fremdenverkehr zu ermöglichen; von außen her, von Wien aus, stellen sich ähnlichem Beginnen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Der Alpenverein besteht zunächst im Interesse der Alpenländer, darum muß er auch in ihnen fußen. Die Zahl der Vereinsmitglieder in den Alpenvereinssektionen wird aber zuversichtlich rasch sich steigern, sobald die Gelegenheit zu persönlicher Teilnahme und Mitwirkung geboten sein wird. Das Institut des Wanderpräsidiums und der Wanderversammlungen soll allen Sektionen die Gelegenheit geben, von Zeit zu Zeit an der Verwaltung des Vereins ganzes teilzunehmen; auch diese Gleichberechtigung der Sektionen wird wesentlich beitragen, den Alpenverein in den Provinzen heimisch zu machen und ihm viele Mitglieder und werktätige Freunde zuzuführen. Es bietet aber das vorgeschlagene Prinzip auch die Möglichkeit, mit unseren Nachbarn, den Bayern, in innigere Verbindung zu treten. Ihre Alpen hängen innig mit den unsrigen zusammen, und schon die Gemeinsamkeit der Interessen spricht für einen solchen Anschluß, dem dann kein Hindernis im Wege stünde. Dann würde der Alpenverein die gesamten deutschen Alpen umfassen und es würde der Ost-Alpenverein zu einem Deutschen Alpenverein“ (Austria-Festschrift, 1862—1912, S. 10/11).

Leider wurde dieser Plan vom Ausschuß nicht gebilligt, so daß sich die Anreger enttäuscht von der Vereinsleitung zurückzogen. Der Gedanke war aber damit nicht tot, er wurde nur fern von Wien durch den Kuraten von Vent, Franz Senn, verwirklicht, der zwar von Anfang an Mitglied des OeAV, ja sogar einer von dessen Bevollmächtigten in Tirol war, der aber seine eigenen Wege ging, die ihn schließlich zum Vater des Deutschen Alpenvereins werden ließen.

Franz Senn, geboren am 19. März 1831 in Längenfeld im Ötztal, hatte nach dem Besuch des Gymnasiums in Innsbruck je zwei Semester an den Universitäten München und Innsbruck studiert, ehe er in das Priesterseminar in Brixen eintrat, wo er im Jahre 1856 geweiht wurde. Nach mehreren Hilfspriesterstellen kam er im Oktober 1860 als Kurat in das nur ungefähr 50 Seelen zählende Vent im Ötztal. Dorthin reisten schon gelegentlich Fremde, angezogen vor allem durch den berühmten Vernagtferner, der gerade vor der Jahrhundertmitte durch seine Gletschersecausbrüche wieder viel von sich reden gemacht hatte. Es fehlte aber an allem, was den Besuchern hätte dienen können. Diesem Mangel wollte Franz Senn abhelfen. Im Sommer 1862 baute er seinen Widum aus, damals die einzige Gaststätte des Ortes. Er schuf den Hochjochweg hinüber nach Schnals in Südtirol. Er zog tüchtige Bergführer heran, unter denen Zyprian Granbichler der beste war, der zum großen Schmerze seines Lehrers Senn 1868 im Schneesturm sein Leben verlor. Schließlich erforschte Franz Senn auch selbst die Bergwelt des Ötztals und ließ große Gipfelrundsichten herstellen. Das waren die praktischen Mittel zur Erschließung des

Hochgebirges, die Senn anwandte, ganz auf sich selbst gestellt, ja größtenteils auf eigene Kosten, obwohl er sich sogar an den Höfen von Österreich, Bayern und Preußen und in einer Reihe von großen Städten um die Beschaffung der nötigen Geldmittel bemüht hatte. Da sie nicht ausreichten, stürzte er sich bei der Durchführung seiner Pläne bedenkenlos in Schulden, die ihm freilich in der Folgezeit sein Leben verbitterten. Er war aber überzeugt, daß den armen Bewohnern der Alpentäler nur dadurch geholfen werden konnte, daß man den einzigen Reichtum des Gebirges erschloß, die Großartigkeit der Landschaft mit ihren Gipfeln und Gletschern.

Das schien ihm schließlich nur möglich durch die Gründung eines neuen Alpenvereins in München. Schon im Jahre 1867 sprach er darüber mit den Buchhändlern Theodor Trautwein und Heinrich Waitzenbauer aus München, die wie er Mitglieder des Österreichischen Alpenvereins waren. Beide fühlten sich aber dem Wiener Verein zu sehr verbunden, als daß sie auf seine Pläne eingehen wollten. Auch Johann Stüdl wollte im Sommer 1868 davon noch nichts wissen, ließ sich aber dann doch von Senn dafür gewinnen.

Am 3. Jänner 1869 hatte ihm Franz Senn seine Gedanken noch einmal brieflich auseinandergesetzt, wobei er folgendes vorschlug: „... Der Verein soll nicht ein spezifisch Tiroler, sondern ein ‚allgemeiner deutscher Alpenverein‘ sein... Gliederungen des Vereines in den Stammverein und in die Zweigvereine. Zu ersterem gehören alle Theilnehmer, letztere können sich an jedem beliebigen Orte Deutschlands bilden, wo sich eine bestimmte Anzahl Mitglieder zusammenfindet... Zweck, Aufgabe des Vereins ist: Die Bergfreunde Deutschlands zu vereinter Thätigkeit zu verbinden. Diese Thätigkeit hat alles dasjenige zu umfassen, was auf Förderung des Touristenwesens unmittelbar wohlthätigen Einfluß ausübt. Dergleichen ist: Hebung und Regelung des Führerwesens, Verbesserung der Unterkunft und der Wege an geeigneten Punkten, ferner Bekanntmachung aller in den Alpen empfehlenswerten Parthien. Diese letztere kann geschehen durch periodisch erscheinende Schriften, welche jedes Mitglied um einen möglichst billigen Preis erhalten soll; durch Einflußnahme auf Reisehandbücher etc.

Wissenschaftliche Arbeiten werden sehr willkommen sein, bleiben aber Privatsache der beliebigen Aufgabe der Zweigvereine.

Die Thätigkeit des Vereins erstreckt sich ausschließlich auf die gesamten deutschen Alpen...“ (E. F. Hofmann, Franz Senn, Zeitschr. d. DuOeAV 1928, S. 165/166).

Dies sind im wesentlichen die gleichen Vorschläge, die schon zwei Jahre vorher innerhalb des OeAV vorgebracht worden waren. Man darf sich daher nicht wundern, daß Franz Senn bei seinem Vorhaben hauptsächlich von Mitgliedern des OeAV unterstützt wurde.

Den endgültigen Anstoß zur Gründung des neuen Vereines gab die Verbindung Franz Senns mit einem anderen Mitglied des OeAV, dem Rechtsstudenten Karl Hofmann in München, der von sich aus eine Sammlung zugunsten der Mutter des verunglückten Bergführers Zyprian Granbichler veranstaltet hatte.

Am 12. April 1869 reiste Franz Senn nach München, wo er mit Karl Hofmann und Theodor Trautwein die Statuten der neuen Gründung besprach. Anschließend fuhr er nach Wien, nach Prag und wieder nach München zurück. Dort wurde dann in seiner Anwesenheit am 9. Mai 1869 die Sektion München als der erste Zweig des Deutschen Alpenvereins gegründet.

Karl Hofmann schreibt darüber: „Das Streben, ein Band zu schaffen, das die Tausende und Tausende von Bewunderern unserer Deutschen Alpenländer vereinigen möge, hat im Frühling des Jahres 1869 eine Anzahl von Gebirgsfreunden veranlaßt, die Gründung eines *Deutschen Alpenvereins* zu unternehmen. Nachdem in Wien und München bereits im April die einleitenden Schritte hiezu gemacht worden waren, wurde beschlossen, die Statuten nach Vorbild des Schweizer Alpenclubs auszuarbeiten. Der Schwerpunkt des Vereines wurde in die Sectionen verlegt, denen innerhalb der Vereinzwecke eine voll-

kommen freie Organisation gewahrt blieb . . . Nachdem so die Grundzüge festgesetzt worden waren, fand am 9. Mai die Constituierung der ersten Section — München — des Deutschen Alpenvereins statt. Das Verdienst, die Motoren des letzteren gewesen zu sein, gebührt den Herren Paul Grohmann in Wien, Theodor Lampart in Augsburg, Johann Stüdl in Prag und einem kleinen, aber thätigen Kreise von Alpenfreunden in jener Stadt, die als erster Vorort fungirte. In *erster Linie* muß jedoch des unermüdllichen Eifers des Herrn Curat Franz Senn in Vent gedacht werden, der in den Monaten April und Mai rastlos in Wien und München das Gelingen des Projectes betrieb“ (Zeitschr. d. DAV Bd. I, Vereinsjahr 1869—1870, S. 25).

Hofmann sprach hier aus Bescheidenheit nicht von seinem eigenen Anteil an der Vereinsgründung. Ebenso wenig ist hier Theodor Trautwein genannt, der insbesondere als Schriftleiter der „Zeitschrift“ von Anfang an einer der führenden Männer des DAV war. Es ist aber nicht richtig, wenn ihn später Eduard Richter in einem Nachruf als denjenigen Mann bezeichnete, welcher ohne Zweifel als der eigentliche Schöpfer der Sektion München des DAV überhaupt angesehen werden müsse (Mitt. DuOeAV, 1899, S. 168). Hingegen konnte Trautwein als der „wohl populärste Mann im Alpenverein“ bezeichnet werden und sicher hat er die am 11. August 1895 enthüllte Gedenktafel auf der Höhe des Spitzingstättens verdient (Mitt. DuOeAV, 1895, S. 202).

Alle Hauptgründer des DAV waren Mitglieder des OeAV, die dabei führenden Männer darüber hinaus auch österreichische Staatsbürger. Der erste Aufruf „an alle deutschen Alpenfreunde“ war unter anderen unterschrieben von Paul Grohmann, Julius Payer, Franz Senn, J. A. Specht und Johann Stüdl. Unter einem späteren Aufruf fanden sich noch die Namen Dr. Barth, Edmund v. Mojsisovics und Karl v. Sonklar. Die Mitwirkung dieser Männer beweist wohl am besten, daß es durchaus keine politischen Gegensätze waren, die zur Gründung des DAV geführt haben. In jedem Falle wollte man einen „Alpenverein“, ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen, die damals ja überhaupt keine so große Rolle spielten wie heute.

Auch die Statuten zeigen, daß der DAV aus dem OeAV herausgewachsen ist. Die Punkte über Zweck und Mittel des Vereins sind einfach vom OeAV übernommen worden, wenn auch mit bezeichnenden Abänderungen. Die wichtigsten Bestimmungen lauten:

„Zweck

§ 1

Zweck des Vereins ist es, die Kenntnis von den Deutschen Alpen zu erweitern und verbreiten, ihre Bereisung zu erleichtern.

Mittel

§ 2

Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: Herausgabe von literarischen und artistischen Arbeiten, Organisation des Führerwesens, Herstellung und Verbesserung der Kommunikations- und Unterkunftsmittel, Unterstützung von Unternehmungen, welche die Vereinszwecke fördern, gesellige Zusammenkünfte, Vorträge.

Sectionen, Mitglieder

§ 3

Der Verein besteht aus Sectionen, welche sich an jedem Ort mit beliebiger Anzahl von Mitgliedern constituieren können. Sie wählen ihre Sections-Ausschüsse, bestimmen die von ihren Mitgliedern für die Sectionszwecke zu leistenden Beiträge und organisiren sich auf Grund der Vereinsstatuten nach freiem Ermessen.

§ 4

Jedes Mitglied hat sich einer beliebigen Section anzuschließen; die Anmeldung zur Aufnahme in den Verein ist an den Ausschuß jener Section zu richten, welcher das Mitglied angehören will; über die Aufnahme entscheiden die Bestimmungen der Section.“

In den folgenden Punkten wird bestimmt: der Sitz des Vereines ist an dem jeweiligen Vororte, die Geschäfte des Vereines werden besorgt vom Central-Ausschuß, der Jahresversammlung und den Sektionsausschüssen.

Vergleicht man diese Statuten mit denen des OeAV, so fallen folgende Unterschiede auf: Im § 1 der Satzung des OeAV war von der Kenntnis von den Alpen mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen die Rede. Das Tätigkeitsfeld war also weiter gesteckt als in der Satzung des DAV, die nur von den Deutschen Alpen (im Sinne der deutschsprachigen Ostalpen östlich der Schweizer Grenze) spricht. In der Satzung des DAV fehlt: „die Liebe zu ihnen zu fördern.“ Im § 2 über die Mittel stehen in der Satzung des OeAV die geselligen Zusammenkünfte und die Vorträge am Anfang der Liste; bei den übrigen Mitteln heißt es . . . „Einflußnahme auf die Organisation von . . .“. Gerade dieser Unterschied ist sehr bezeichnend. Der OeAV erwartete sich die praktische Erschließungstätigkeit ja von öffentlichen Stellen, insbesondere von den Landesregierungen. Der DAV hingegen wollte hier selbst zugreifen. Der wichtigste Unterschied in der Satzung liegt natürlich in der Gliederung in Sektionen.

Die Gründung des DAV in München und die von dort an alle Alpenfreunde deutscher Zunge gerichteten Aufrufe fanden einen starken Widerhall. Schon im Jahre 1869 entstanden nacheinander folgende Zweigvereine: München, Leipzig, Wien, Lienz, Augsburg, Salzburg, Frankfurt am Main, Heidelberg, Memmingen, Schwaben, Innsbruck, Bozen, Berlin, Vorarlberg, Traunstein, Nürnberg, Niederdorf (Pustertal). Im Jahre 1873 gab es bereits 15 reichsdeutsche Sektionen mit 1052 Mitgliedern und 20 österreichische mit 1342 Mitgliedern.

Wie schon bei der Sektion München waren auch bei der Gründung weiterer Zweigvereine Mitglieder des OeAV maßgeblich beteiligt. Dies gilt für eine Reihe reichsdeutscher Sektionen und natürlich erst recht für die österreichischen. Die alten Mitglieder des OeAV waren es auch, die es dem älteren Verein in der Folge ermöglichten, sich ohne Verlust seines Ansehens mit dem über ihn hinausgewachsenen jüngeren zu verschmelzen.

Der Weg zu einem größeren Alpenverein, der, abgesehen von den Schweizern, alle Bergsteiger deutscher Zunge aufnehmen sollte, wurde sofort beschritten und führte rasch zum Ziel. Schon wenige Wochen nach der Gründung des DAV hatte sich als dessen dritter Zweigverein am 15. Juni 1869 die Sektion Wien gebildet, deren Ausschuß unter anderen die drei Gründer des OeAV angehörten, die übrigens auch weiterhin Mitglieder ihres ursprünglichen Vereins geblieben waren. Die konstituierende Versammlung der Sektion Wien fand allerdings erst am 18. Jänner 1870 statt.

Unverzüglich wurden die Beziehungen zum OeAV aufgenommen, die schon im Oktober 1871 zur Verwendung einer gemeinsamen Geschäftsstelle führten. In der ersten Generalversammlung des DAV am 26. Mai 1870 in München wurde als Vorort und damit als Sitz des Zentralausschusses einstimmig (476 abgegebene Stimmen) Wien gewählt, und dabei blieb es bis zum Jahre 1873, obwohl man zunächst den Vorort alle Jahre hatte wechseln wollen. Damit erhielten in der Leitung des DAV gerade jene Männer einen entscheidenden Einfluß, die schon den OeAV im gleichen Sinne hatten umbauen wollen. Die Generalversammlungen des Gesamtvereins fanden nun hintereinander auf österreichischem Boden statt: 1871 in Salzburg, 1872 in Villach, 1873 in Bludenz.

Der DAV hatte gleich im ersten Jahr seine „Zeitschrift“ begründet, deren einzeln erschienenen Hefte zusammen einen stattlichen Jahresband bildeten. In Inhalt, Umfang und äußerer Form entsprach er ganz dem Jahrbuch des OeAV. Damit hatte sich der DAV dem Wiener Verein auf dessen ureigenstem Gebiete zur Seite gestellt, was dessen Vorstand, Dr. A. v. Ruthner, einige Sorgen machte. In seinem umfangreichen Bericht in der Jahresversammlung vom 20. April 1870 sprach er über die Gründung des DAV und dessen Gliederung in Sektionen; dann fuhr er fort: „Auch mit diesem Verein stehen wir im freundlichen Verhältnisse des Schriftentausches, und es ist zu wünschen und wir wollen hoffen, daß eine Störung dieses guten Einvernehmens niemals eintreten wird, trotz der Gefahr, welche darin liegt, daß der deutsche Alpenverein sich ganz dieselbe Aufgabe gesetzt hat wie der österreichische, und daß — um von der pecuniären Seite gar nicht zu sprechen — das wesentlichste Förderungsmittel dieser Aufgabe, die literarischen Arbeitskräfte, sich nicht so zahlreich vorfindet, daß sie für beide Vereine mit Leichtigkeit genügen, daher ein unliebsames Proselytenmachen für den jüngeren Verein nahegelegt er-

scheint . . ." (Jahrbuch d. OeAV, 1870, S. 416). Im Anschluß daran sprach A. v. Ruthner über Verhandlungen mit dem DAV über eine gemeinsame Tätigkeit.

Die Ausschüsse beider Vereine sahen eine Verschmelzung als unerlässlich an und sie beschlossen alsbald, im Jahre 1872 ihre Veröffentlichungen als „Zeitschrift des Deutschen und des Oesterreichischen Alpenvereins“ gemeinsam herauszugeben. Entgegen den Erwartungen beurteilte man diesen Schritt aber doch von beiden Seiten als übereilt. So fürchteten Franz Senn und Johann Stüdl, daß man damit die Verschmelzung der beiden Vereine hinausgeschoben habe, und noch größer waren wohl die Bedenken beim OeAV, der ja seinen Mitgliedern außerhalb Wiens nichts anderes bieten konnte als das Jahrbuch. So erschienen die Veröffentlichungen der beiden Vereine im Jahre 1873 wieder getrennt.

Die Verhandlungen waren aber inzwischen weitergegangen. Schon im Jahre 1872 bezog sich der wichtigste Beschluß der Generalversammlung des DAV in Villach auf die Verschmelzung der beiden Vereine, die auch von den meisten Mitgliedern des OeAV gewünscht wurde. Schwierigkeiten machte eigentlich nur die Namenfrage. Man hatte vorgeschlagen, daß sich der OeAV „Sektion Austria“ nennen würde, während der zusammengeschlossene Verein „Centralverein für Alpenkunde“ hätte heißen sollen. Die glückliche Lösung wurde schließlich darin gefunden, daß man auch die Namen der Vereine verband. Der DAV hat in seiner Generalversammlung am 23. August 1873 in Bludenz mit 713 gegen 180 Stimmen beschlossen, die Bezeichnung „Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein“ anzunehmen, sobald der OeAV als Sektion beitrete. Die Sektion Wien des DAV sollte dann mit den bisherigen Mitgliedern des OeAV zusammen die Sektion Austria bilden.

Am 19. November 1873, genau 11 Jahre nach seiner Gründungsversammlung, faßte der OeAV diesen Beschluß. Am Beginn des Jahres 1874 gab es daher einen einheitlichen Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein. Am 3. Jänner 1874 trat dessen Sektion Austria ins Leben.

Verschiedene Umstände hatten im Oesterreichischen Alpenverein diese Lösung vorbereitet. Am Anfang hatte er seine Mitglieder vorwiegend in Wien gehabt, in den folgenden Jahren nahm aber die Zahl der Wiener Mitglieder im Verhältnis zu denen in den Provinzen und im Ausland dauernd ab. Zum Schluß hatte der OeAV bei einem Stand von 1412 Mitgliedern nur mehr 538 in Wien und 874 außerhalb davon.

In verschiedenen Orten hatten die Mitglieder sich enger zusammengeschlossen, so daß man fast von Sektionen hätte sprechen können, wenn diese Gruppen rechtlich selbständig gewesen wären. So bildeten die Mitglieder in der Stadt Steyr eine eigene Gemeinschaft mit regelmäßigen Zusammenkünften und sorgten aus eigenen Mitteln für die Errichtung von Aussichtspunkten, für die Verbesserung der dahin leitenden Wege, ja selbst für die Ausbildung tauglicher Führer (Jahrbuch d. OeAV, 1868, S. 441). Über eine ähnliche Entwicklung berichtete der Vorstand, A. v. Ruthner, im Jahre 1871: „Ein besonders zweckmäßiger Vorgang unserer Filiale Linz scheint mir bekanntgemacht werden zu sollen. Im Laufe dieses Jahres wurden dort wiederholt Versammlungen der Vereinsmitglieder veranlaßt, darin Vorträge gehalten und Ausstellungen von mit den Alpen in Verbindung stehenden Kunst- und anderen Objecten veranstaltet und damit ein Vorgang beobachtet, welcher alle Vortheile der Bildung selbständiger Sectionen, wie sie in anderen Vereinen beliebt wird, ohne deren Nachtheile mit sich führt“ (Jahrbuch d. OeAV, 1871, S. 402). Jedenfalls sieht man daraus, daß auch im OeAV die Entwicklung zur Bildung von Zweigvereinen hingedrängt hatte.

Daneben war der OeAV auch an seiner überwiegend wissenschaftlichen Tätigkeit irre geworden. Im Jahresbericht 1873 sagte der damalige Vorstand, L. v. Hoffmann: „Die Durchforschung unserer Alpengebiete ist nahezu vollendet, die Besteigung der hohen Alpengipfel vollzogen, in dieser Hinsicht läßt sich kaum etwas Neues von Bedeutung leisten; das, um was es sich gegenwärtig handelt, besteht, wenn ich mich nicht irre, darin, unsere heimatlichen Alpengegenden auch dem allgemeinen Touristenverkehr . . . zugänglich zu machen“ (Jb. d. OeAV, 1873, S. 387). An anderer Stelle heißt es, daß sich der

OeAV zwar dauernde Verdienste um die alpine Kunst und Wissenschaft erworben habe, daß hingegen die praktischen Anforderungen (Führerwesen, Schutzhäuser, Wege) nicht zur Gänze vom Papier auf das wirkliche Leben übertragen worden wären.

Diesen neuen Aufgaben wandten sich nun die Mitglieder des bisherigen OeAV mit einer erstaunlichen Einmütigkeit zu. Gleich am Beginn zählte die Sektion Austria 841 Mitglieder, ein Beweis dafür, daß nicht nur fast alle Wiener Mitglieder des OeAV bei ihr verblieben, sondern daß auch viele neue dazukamen.

Der Deutsche und Österreichische Alpenverein (1874)

Der Deutsche und Österreichische Alpenverein entfaltete sich in einer überaus erfreulichen Weise. Das beweist in erster Linie die Zahl seiner Mitglieder, die von Jahr zu Jahr größer wurde. Besonders stark war die Zunahme in den Jahren 1886 und 1887, ferner von 1893 an bis zum ersten Weltkrieg. Mit 102.092 Mitgliedern wurde im Jahre 1914 ein erster Höchststand erreicht. Im Jahre 1915 setzte wegen des Krieges erstmals ein Rückschlag ein, der bis zum Jahre 1918 dauerte. In den Inflationsjahren nach dem ersten Weltkrieg stieg die Zahl der Mitglieder bis auf 221.000. Nach einem abermaligen Rückgang und einem neuen Anstieg durch den Anschluß des Österreichischen Touristenklubs und des Österreichischen Gebirgsvereins im Jahre 1931 hielt sich die Mitgliederzahl bis in den zweiten Weltkrieg hinein bei rund 200.000. Die letzte genaue Zahl aus dem Jahre 1942 ist 198.826.

Hatte im Deutschen Alpenverein der Anteil der österreichischen Mitglieder in den Jahren 1872 und 1873 schon 56% betragen, so schnellte er im Deutschen und Österreichischen Alpenverein im Jahre 1874 auf 73% hinauf. Wegen der immer wachsenden Zahl von mitgliederstarken reichsdeutschen Sektionen ging aber im Laufe der Jahre der österreichische Anteil langsam auf rund 28% zurück, wobei es Jahrzehnte hindurch mit einer bemerkenswerten Regelmäßigkeit verblieb. Nur nach dem ersten Weltkrieg schwankte diese Ziffer stärker auf und ab.

Im Deutschen und Österreichischen Alpenverein haben die Bergsteiger des Deutschen Reiches und Österreichs jene Form des Zusammenschlusses gefunden, die sich in der Folgezeit auf das beste bewährt hat. Die Geschäfte des Gesamtvereins führte ein Zentralausschuß, der auf drei Jahre gewählt wurde. Er amtierte im jeweiligen Vorort des Vereins, der abwechselnd im Deutschen Reich und in Österreich lag. Seit dem Jahre 1910 gab es einen Verwaltungsausschuß am Vorort des Vereins und einen übergeordneten, von Gebietsvertretern gebildeten Hauptausschuß. Oberstes Vereinsorgan ist die Hauptversammlung, deren in freier Abstimmung gefaßten Beschlüsse für alle Zweigvereine bindend sind. Da alle Fragen frei besprochen und entschieden werden konnten, gab es trotz der Größe des Vereins kaum einmal gefährliche Spannungen.

Weil sich der Verein streng auf seine alpinen Aufgaben beschränkte und alle Ziele politischer Natur ausschloß, war auch das Verhältnis zur staatlichen Obrigkeit immer gut. Das war besonders wichtig für den zwischenstaatlichen Verein, der die größte Zahl seiner Mitglieder im Deutschen Reich, den Hauptteil seines Arbeitsgebietes aber in Österreich besaß. Der DuOeAV hatte freilich auch das Glück, daß durch die Jahrzehnte hindurch fähige und besonnene Männer an seiner Spitze standen, was namentlich zwischen den beiden Weltkriegen wertvoll war, wo die allgemeinen politischen Verhältnisse seinen Bestand bedrohten. Wenn er nach 1938 als Deutscher Alpenverein politische Einschießel in seine Satzung aufnehmen mußte, so hat sich am Wesen des Vereins auch in dieser Zeit praktisch kaum etwas geändert, konnte er doch sogar auch jetzt seine altbewährte demokratische Verfassung so weit retten, daß Hauptversammlung, Haupt- und Verwaltungsausschuß ihr Abstimmungsrecht behielten.

Das Wirken des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Ostalpen

Wenn der DuOeAV wie wenige andere Vereine volkstümlich geworden ist, so nicht wegen seiner Mitgliederzahl oder wegen der Veranstaltungen seiner Sektionen am Ort ihres Sitzes, sondern wegen seiner Erschließertätigkeit in den Ostalpen. Es kommt uns selbstverständlich vor, daß er nur hier Hütten und Wege erbaut und sie laufend instand gehalten hat. Man sollte aber daran denken, daß die Mittel des Vereins auch ganz anders hätten verwendet werden können, z. B. für den Bau schöner Vereinshäuser in den Städten als Mittelpunkte geselligen Lebens. In Wirklichkeit haben aber manche Zweigvereine große Häuser im Gebirge und nur eine sehr bescheidene Geschäftsstelle an ihrem Sitze. Man hätte auch irgendwo in den Alpen oder in anderen Gebirgen Bergsteigerheime schaffen können, die nur dem engeren Kreis der eigenen Mitglieder zugänglich gewesen wären, wie ja überhaupt der ganze Bergsteigerverkehr auch auf andere Weise hätte geregelt werden können. So gehören in den neuseeländischen Alpen die Schutzhütten den Hotels im Tale und werden auch von dort aus versorgt.

Wenn jetzt alle Gebirgsgruppen der Ostalpen mit Schutzhütten ausgestattet sind, so könnte man an eine umfassende Bauplanung des Gesamtvereins denken. Eine solche hat es aber nie gegeben. Die Vereinsleitung hat nur dafür gesorgt, daß sich die Schutzhütten nicht an bestimmten Stellen häuften, während sie anderswo weithin fehlten.

Eine erstmals schon in den Jahren 1879 und 1890 geschaffene Wege- und Hüttenbauordnung sowie die Feststellung bestimmter Arbeitsgebiete der einzelnen Sektionen schufen jene günstige Verteilung, die als vorbedachter Plan erscheint.

Wenn wir in herkömmlicher Weise für die oft sehr stattlichen Alpenvereinshäuser noch den Ausdruck „Hütte“ verwenden, so erklärt sich das aus den Verhältnissen der Anfangszeit. Die ersten Bergsteigerunterkünfte waren wirklich nur einfache Hütten, die kaum mehr boten als einen Schutz vor der kalten Nacht und den Unbilden der Witterung. Sie waren teils aus Holz, teils aus einfachem Mauerwerk errichtet und hatten im Inneren nur einen Raum, der mit einem Kochherd und einer Schlafpritsche ausgestattet war. Die im August 1875 im Beisein von 30 Personen eröffnete Rudolfshütte in den Hohen Tauern hatte eine Schlafpritsche für sechs und unter dem Dach ein Heu- und Matratzenlager für weitere acht Personen. Die jährliche Besucherzahl blieb bis 1880 unter 94. Auch die im gleichen Jahr erbaute Dresdener Hütte in den Stubai Alpen hatte nur 12 Schlafplätze.

Die Baukosten waren entsprechend gering. Einige hundert Mitgliedsbeiträge reichten für eine Hütte aus. Welch ein Unterschied zu verschiedenen Neubauten der letzten Jahre, für die eine Summe, die mehr als 100.000 Mitgliedsbeiträgen gleichkommt, aufgewendet werden mußte!

Als man damit begann, den Schlafraum vom Koch- und Eßraum durch Zwischenwände abzutrennen, sah man hierin zwar einen großen Fortschritt, man war aber gar nicht sehr begeistert davon, weil die Schlafräume jetzt kalt und feucht blieben. Mit dem Ansteigen der Besucherzahlen wurden die Schutzhütten bald zu klein. Die meisten sind daher mehrmals erweitert und umgebaut worden, ehe sie ihre heutige Größe und Form erhalten haben. Es wirkt heute fast erheiternd, wenn schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wegen der besseren Ausstattung der Unterkünfte über den Verfall der einfachen Bergsteigersitten geklagt wurde.

Mit seinen Schutzhütten, die bald während ihrer Öffnungszeit auch bewirtschaftet wurden, hat der Alpenverein dem Bergsteigerverkehr in den Ostalpen ein besonderes Gepräge gegeben. Die Hütten liegen nicht so hoch wie in den Westalpen und sie sind für jedermann auf guten Wegen erreichbar. Die Bewirtschaftung liegt fast durchwegs in den Händen von einheimischen Kräften. Die Hüttenwirte sind Bergführer oder sonst gebirgskundige Männer. Durch ihre Lage und ihre Führung dienen die Schutzhütten nicht nur den Bergsteigern schärferer Richtung, sondern auch den besinnlichen Wanderern, von denen viele im Weg von Hütte zu Hütte den schönsten Inhalt ihres Urlaubs sehen.

Ließ der Gesamtverein seinen Sektionen im Bau der Schutzhütten weitgehende Freiheit, so band er sie doch beim laufenden Betrieb durch eine strenge Hüttenordnung. Dadurch findet der Bergsteiger über die ganzen Ostalpen hin einheitliche Bedingungen für Unterkunft und Verpflegung und kann so seine Bergfahrten ohne umständliche Vorbereitungen durchführen. Freilich muß er sich gelegentlich mit einem Notquartier begnügen. Fast überall ist die Übernachtung in der Schutzhütte billiger als in den Talgasthöfen. Gerade dadurch hat der Alpenverein weitesten Kreisen des Volkes eine Fahrt ins Gebirge ermöglicht, eine soziale Tat, die innerhalb und außerhalb seiner eigenen Reihen nicht immer genug gewürdigt wird.

Im rauen Höhenklima ist alles Menschenwerk viel stärker gefährdet als herunten im Tal. Viele Schutzhütten sind durch Blitzschläge, Stürme und Lawinen beschädigt oder sogar ganz zerstört worden. Die vereinseigene *Hüttenfürsorge*, die ihrerseits wieder Verträge mit Versicherungsgesellschaften hat, ermöglicht den Sektionen, ihre beschädigten Hütten wieder in stand zu setzen. Sie hilft ihnen auch bei den zwar kleineren, aber um so ärgerlicheren Schäden, die durch Einbrüche oder mutwillige Handlungen entstanden sind.

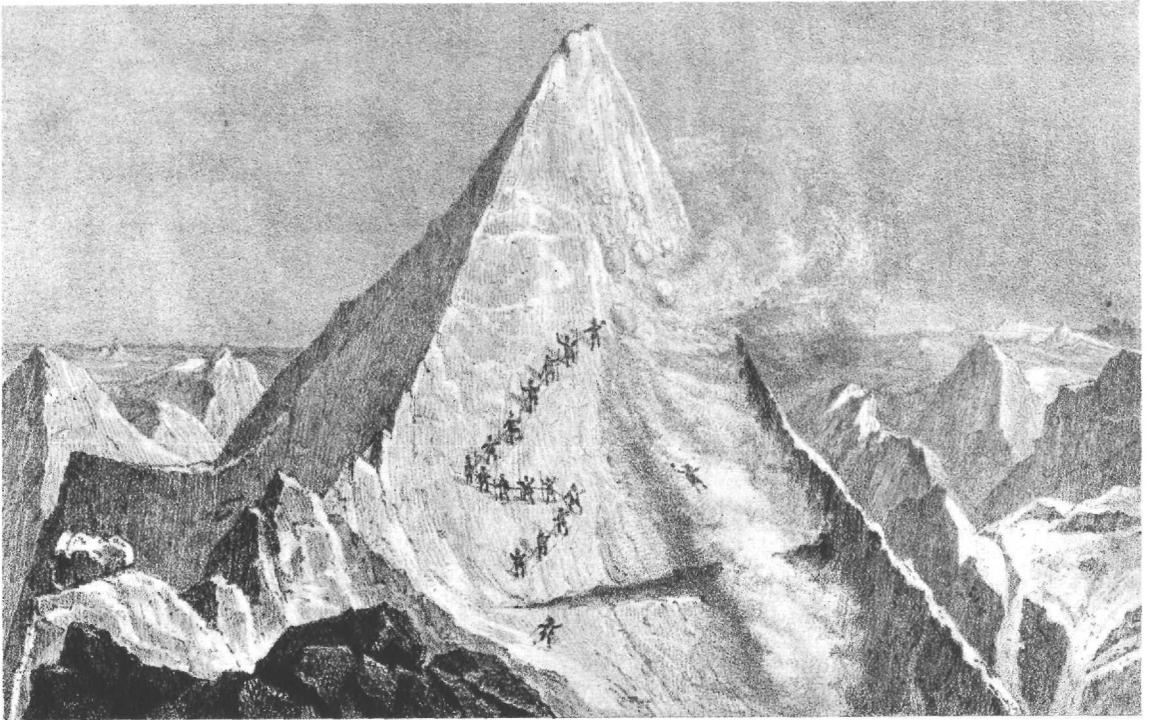
Zu den Schutzhütten gehören untrennbar auch die *Wege*, die aus dem Tal zu ihnen hinaufführen oder sie in der Höhe miteinander verbinden. Die Wege stehen im Wirken des Alpenvereins zeitlich sogar vor den Hütten. Schon im OeAV hat man sich um sie gekümmert. Eine seiner ersten Taten war eine Eingabe an die Landtage der Alpenprovinzen, man möge einen Teil der für den Straßenbau bestimmten Summen für die Verbesserung der Wege in den Hochalpen verwenden. Kleinere Beträge widmete der Verein auch selbst für den Bau verschiedener Wege. Daß er dies nicht in hinreichendem Maße tun konnte, war mit ein Anstoß für Franz Senn, die Gründung des DAV vorzubereiten.

In der Folgezeit nahmen auch die Sektionen des DuOeAV sich tatkräftig des Wegebaus an. Insbesondere haben sich hierin am Anfang mehrere inneralpine Zweigvereine hervorgetan. Vordringlich waren zuerst die Zugänge zu den Schutzhütten, wobei man sich zum Glück größtenteils auf den Ausbau und die Markierung alter Alm- und Jochwege beschränken konnte. Später entstanden eigene Höhenwege, oft kühne und daher auch kostspielige Anlagen. Von den *Klettersteigen*, die mit Hilfe von Eisenstiften und Drahtseilen durch steile Wände auf die Gipfel führten, ist man, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nach dem ersten Weltkrieg wieder abgekommen. Die Tölzer Richtlinien vom Jahre 1923 verboten sogar Wegenanlagen und Markierungen im weglosen Hochgebirge, insbesondere gerade die Anlage von Klettersteigen. Mehrmals hat früher der Alpenverein auch beim Bau von Fahrstraßen mitgewirkt, so an der Straße nach Sulden, an der alten Glocknerstraße und sogar an der Großen Dolomitenstraße von Bozen nach Cortina d'Ampezzo. In der Hauptsache sind aber die Alpenvereinswege zweckmäßig angelegte und gut markierte Fußpfade, die auch für den weniger geübten Wanderer gangbar sind.

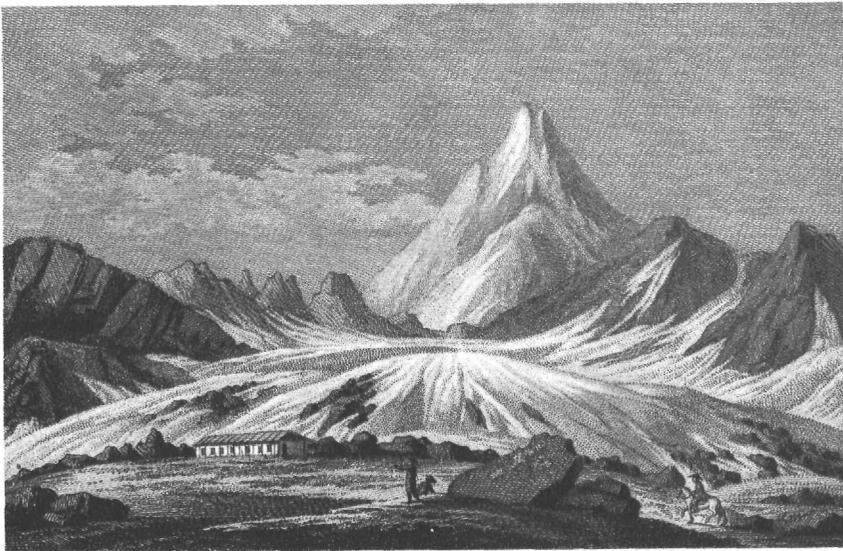
Insgesamt dürfte dieses Wegenetz eine Länge haben, die hinter dem 40.000 km langen Erdumfang nicht zurücksteht. Die vom Alpenverein selbst erbauten Wege machen vielleicht ein Viertel dieser Strecke aus, während es sich im übrigen um vom Alpenverein markierte und betreute Pfade handelt.

Auf den Alpenvereinswegen ist es möglich, abseits der Straßen und der Siedlungen die ganzen Ostalpen zu durchwandern, wobei man immer auch auf AV-Hütten übernachten könnte. Wenn jetzt anderswo mit hohen Kosten Weitwanderwege geschaffen werden, so sind solche in den Ostalpen schon lange vorhanden. Was ihnen fehlt, ist höchstens eine einheitliche Bezeichnung.

Der Alpenverein ist ein kultureller Verein. Er dient dem Bergsteigen und der Pflege der darin liegenden ideellen Werte. Mit Ausnahme von den Angestellten der Kanzleien und der Geschäftsstellen wird er durchwegs ehrenamtlich geführt. Eine wirtschaftliche Zielsetzung liegt ihm fern. Trotzdem gilt, was auf der Fremdenverkehrstagung in Admont im Jahre 1926 gesprochen wurde: „Der Alpenverein ist der Vater aller Fremdenverkehrsverbände, er sagt es nicht und will es nicht sagen, aber es ist so! Er hat nicht nur die Höhen



Die Besteigung des Großvenedigers am 8. August 1828



Der Glockner von der Salmshöhe



Die Gründer des
ersten deutschen
Skiclubs, des
SC München 1890/91
(Finsterlin und Frau,
Dr. Kustermann,
Buchtger,
Finsterlin jun.)

Prof. Stefan
Krukenhauser,
St. Christoph am
Arlberg

(Aufn.: St. Krukenhauser)

TAFEL II



erschlossen, sondern auch die Täler und deren Zugänge, weil ja die Berge in den Tälern fußen. Der Alpenverein ist der Erschließer der schönsten Täler Österreichs und daher auch ein volkswirtschaftlicher Faktor ersten Ranges“ (Austria-Festschrift, 1862—1932, S. 242).

Im Jahre 1942 gab es 709 Schutzhütten mit 4504 Schlafplätzen in Bayern und 22.438 in Österreich. Diese Unterkünfte liegen im Inneren der Täler und auf den unbesiedelten Höhen, also in Gebieten, wohin die privaten Fremdenverkehrsbetriebe größtenteils noch nicht vorgedrungen sind. Durch die Bergsteiger erhielt der ostalpine Fremdenverkehr daher eine Ausweitung und Verästelung, die insbesondere für die Wirtschaft Österreichs von grundlegender Bedeutung ist. Das ist bei vielen Gelegenheiten von höchsten österreichischen Stellen anerkannt worden. So sagte der österreichische Eisenbahnminister Wrba anlässlich der Hauptversammlung des DuOeAV in Wien im Jahre 1909: „Für all das, was Sie zum Wohle unserer Heimat geleistet haben, und ganz besonders für jene Opferwilligkeit, welche die deutschen Sektionen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins durch großartige Aufwendungen zugunsten unserer Alpenländer betätigen, wollen Sie den wärmsten Dank der Regierung entgegennehmen!“ (Mitt. d. DuOeAV, 1909, S. 221). Eine noch höhere Ehre war es, daß damals Kaiser Franz Joseph in einem Telegramm „dem um die Erschließung und wirtschaftliche Hebung der Alpenländer so verdienten Deutschen und Österr. Alpenverein anlässlich seiner Tagung in der Reichshaupt- und Residenzstadt fernere gedeihliche Entwicklung“ wünschte. Was sich Franz Senn vom Alpenverein für die Verbesserung der Lebensverhältnisse der Bergbevölkerung erwartet hatte, ist in reichem Maße erfüllt worden.

Aber nicht damit sollen die kurzen Darlegungen über Hütten und Wege abgeschlossen werden, sondern mit dem Hinweis, welche große Bedeutung sie für das innere Leben des Vereins selbst hatten. Nichts hat die Mitglieder der Sektionen mehr zusammengehalten als die großen Aufgaben, die sie sich selbst durch die Erbauung von Hütten und Wegen stellten. Dadurch haben sie sich eine eigene Bergheimat in den Alpen geschaffen, für die ihnen kein Opfer an Geld und Arbeit zu groß war, auf die sie stolz sind und an der sie mit aller Liebe hängen. Als man in Salzburg nach dem zweiten Weltkrieg versuchte, Schutzhüttennamen, die auf den Sitz der Sektionen hinweisen, durch andere Bezeichnungen zu ersetzen, wurde das nicht nur in Alpenvereinskreisen einhellig abgelehnt.

Die Hütten und die Wege sind aber auch ein festes Band zwischen den Sektionen und dem Gesamtverein. Kaum einmal ist ja eine Sektion in der Lage, eine Hütte ganz aus eigenen Mitteln zu erbauen, immer braucht sie dazu eine Beihilfe oder mindestens ein Darlehen vom Gesamtverein, der seinerseits damit auch die Tatkraft seiner Zweigvereine anerkennen und fördern kann. Diese Beihilfen beliefen sich in der Zeit von 1869 bis 1942 auf fast 60 Millionen Schilling. Da ja die Geldmittel des Gesamtvereins aus den Mitgliedsbeiträgen kommen, trägt auf diese Weise jeder Vereinsangehörige zum Bau einer Hütte bei, die ihm dafür freilich auch zu den gleichen Bedingungen offensteht wie den Mitgliedern der Eigentümersektion. So sind Hütten und Wege eine Schöpfung der Bergkameradschaft, die alle Alpenvereinsmitglieder umfaßt.

Weitere Maßnahmen zur Förderung des Bergsteigens

Der Alpenverein hat das Bergsteigen nicht nur durch die Hütten und die Wege, sondern auch durch verschiedene andere Maßnahmen gefördert. An erster Stelle ist davon das *Bergführerwesen* zu nennen, dessen Regelung schon ein Anliegen des OeAV gewesen war. Im besonderen Maße hatte sich auch Franz Senn darum angenommen, indem er sich um eine Bergführerordnung bemühte und die Ötztaler Bergführer selbst schulte. Nichts hat ihn so erzürnt wie die nach seiner Meinung verkehrte Behandlung dieser Frage durch die Behörden. Der DuOeAV hat bis zum Ende des zweiten Weltkrieges 116 Sommer- und

24 Winterlehrgänge für die Bergführer veranstaltet und rund 5500 Anwärter für ihren verantwortungsvollen Beruf ausgebildet. Dabei war er bestrebt, den Bergführernachwuchs aus den Einheimischen zu nehmen und damit zur Erhaltung des Bergbauerntums beizutragen.

Mit der immer größer werdenden Zahl der Besucher des Hochgebirges, unter denen sich ja auch Ungeübte und Unvorsichtige befinden, wuchs auch die Zahl der Bergunfälle. Das führte zur Bildung verschiedener Rettungsgruppen, bis der Alpenverein im Jahre 1902 einen einheitlichen *Bergrettungsdienst* mit einer großen Zahl freiwilliger Rettungsmänner einrichtete, die bei unzähligen Bergunglücken sich in geradezu heldenmütiger Weise bewährten. Als Anerkennung für mehrmaligen Einsatz des eigenen Lebens im Rettungsdienst schuf der AV eine Auszeichnung besonderer Art, das „Grüne Kreuz“. Die Bergrettungsmänner fragen nicht danach, wer der in Bergnot Geratene ist. So wurden während des zweiten Weltkrieges mehrere hundert alliierte Flieger gerettet, die vielleicht gerade vorher ihre Bomben auf unsere Städte abgeworfen hatten. Das hat vielleicht mitgewirkt, daß nachher manche Besatzungsstellen dem AV einiges Verständnis bewiesen, wenn auch anderwärts die Vereinszugehörigkeit als belastend galt.

Um den in den Bergen verunglückten Mitgliedern oder bei Todesfällen deren Angehörigen die Lage wenigstens finanziell zu erleichtern, wurde eine eigene *Unfallfürsorge* geschaffen.

Besser ist es natürlich, Unfälle von vornherein vermeiden zu helfen. Dazu dienten viele Kurse, in denen namentlich die Jugend durch eigene Lehrwarte mit der Technik des Bergsteigens und mit den Gefahren des Hochgebirges vertraut gemacht wurde.

Alpenverein und Bergbevölkerung

Indem die Alpenvereinssektionen in den Ostalpen eigene Arbeitsgebiete übernommen haben, ergaben sich vielfache Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung. Sie begannen meistens schon beim Bau der Hütten, wozu man ja vorwiegend ortsansässige Arbeitskräfte heranzog, und sie setzten sich fort über Hüttenwarte und Bergführer. Wenn es zunächst auch nur um rein wirtschaftliche Fragen ging, so wuchsen doch daraus auch gefühlsmäßige Bindungen zwischen den Bergsteigern und den Bewohnern der Täler. Sie äußerten sich in Weihnachtsbescherungen für die Bergbauernkinder, in Schenkungen für Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen, insbesondere aber in einer raschen und wirksamen Hilfe bei den nicht seltenen Unglücksfällen, die durch Feuersbrünste, Lawinen und Überschwemmungen über die Bergtäler hereinbrachen.

Diesbezüglich heißt es in der Geschichte der AV-Sektion München (1900, Seite 196): „Das Wesen des A.-V. als eines ‚für die Alpen‘ bestehenden Vereines bringt es mit sich, daß auch die Hilfe in der Noth zu jenen Aufgaben zählt, welche zwar nicht in den Statuten, wohl aber durch das Gemüth vorgeschrieben werden. Wenn ein Unglück über das Alpenland hereinbricht, erinnert sich der Alpinist der sonnigen Tage, die er auf den Bergen zugebracht, er denkt der bescheidenen Wohnstätten, an deren Ruinen nun jenes Volk klagt, mit dem er einst glückliche Stunden verlebte. Und gerade der Umstand, daß das Bergland den Mitgliedern des Vereines vertraut ist, gibt diesen eine vermittelnde Stellung und ermöglicht es ihnen, weitere Kreise zur Mithilfe zu bewegen.“

Zu diesen Hilfeleistungen hatte der AV schon im Jahre 1878 Gelegenheit, als das Ahrntal und das Zillertal überschwemmt wurden. Viel schlimmer waren die Verwüstungen, die durch das Hochwasser in weiten Teilen von Tirol und Kärnten im Herbst 1882 angerichtet wurden. Der AV konnte damals den vom Unglück Betroffenen 154.935 Gulden = 263.389 Mark überweisen. Um in diesen Fällen den Gebirgsbewohnern jeweils sofort helfen zu können, legte der AV auf Vorschlag der Sektion München den Kaiser-Franz-Joseph-Jubiläumsfonds an, der gleichzeitig auch eine Huldigung für den Kaiser von

Osterreich anlässlich seiner 50jährigen Regierungszeit sein sollte. Große Summen sind aus diesem Fonds armen Berggemeinden oder in Not geratenen Personen zugewendet worden. Als durch die Geldentwertung nach dem ersten Weltkrieg dieses Vermögen verloren ging, trat alsbald der „Franz-Senn-Stock“ an seine Stelle. Insgesamt gehen die Summen, die vom Gesamtverein wie auch von einzelnen Sektionen zur Linderung der Not aufgebracht wurden, in die Millionen.

Veröffentlichungen

Neben der praktischen Erschließung des Hochgebirges, die im wesentlichen von den Zweigvereinen durchgeführt wurde, hat der DuOeAV auch die wissenschaftliche Forschung durchaus nicht vernachlässigt. Er ist vielmehr ganz in die Fußstapfen des OeAV getreten. Der Gesamtverein hat nämlich noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 60% seiner Einkünfte für die Veröffentlichungen aufgewendet, neben 25% für Wege und Hütten, 10% für Verwaltung (Regie) und 5% für außerordentliche Ausgaben. Unter den Veröffentlichungen steht die „Zeitschrift“ obenan, die mit ihrer geschlossenen Reihe inhaltsreicher Bände bis zum Jahre 1942 erschien und die nach einer siebenjährigen Unterbrechung in den Jahrbüchern des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereines fortgesetzt wird. Sie ist neben dem Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs und dessen Fortsetzung „Die Alpen“ der wichtigste Grundbestand jeder alpinen Bücherei. Ein bedeutender Stoff der Hochgebirgskunde ist in ihr enthalten. Unter den Mitarbeitern finden sich neben vielen bekannten Bergsteigern die berühmtesten Hochgebirgsforscher deutscher Zunge, die wertvolle Originalbeiträge aus ihrem Fachgebiet beige-steuert haben. Nur einige Aufsätze können hier hervorgehoben werden:

F. Simony, Die Dachsteingruppe (1881); A. Penck und E. Richter, Das Land Berchtesgaden (1885); F. Ratzel, Der Wendelstein (1886); E. Brückner, Die Hohen Tauern und ihre Eisbedeckung (1886); S. Finsterwalder, Die Gletscherausbrüche des Martell-Thales (1890); E. Richter, Geschichte der Schwankungen der Alpengletscher (1891); F. Ratzel, Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen (1896); E. Oberhummer, Die Entstehung der Alpenkarten (1901); L. von Hörmann, Über den Tiroler Volkscharacter (1901); H. von Ficker, Die Erforschung der Föhnerscheinungen in den Alpen (1912); W. Hellpach, Das alpine Naturgefühl (1913); N. Krebs, Die Dachsteingruppe (1915); R. v. Klebelsberg, Der Brenner (1920); H. Wopfner, Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler (1920); O. Stolz, Anschauungen und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus (1927, 1928); O. Menghin, Mensch und Raum in der Eiszeit der Ostalpenländer (1938).

Dazu kommt eine Reihe umfassender bergsteigerischer Monographien einzelner Gebirgsgruppen, wie Th. Trautwein, Das Kaisergebirge (1869), A. Spiehler, Die Lechtaler Alpen (1883, 1885—1887).

Der langjährige Schriftleiter Heinrich Heß, aber auch seine ehrenamtlichen Nachfolger, insbesondere R. v. Klebelsberg, haben darauf gesehen, in der „Zeitschrift“ im Laufe der Jahre alle Gebirgsgruppen und alle Wissensgebiete mit Aufsätzen zu bedenken, wodurch jede Einseitigkeit vermieden und die Reihe der Bände inhaltlich zusammengeschlossen wurde.

Nachdem es schon in den Jahren 1863—1864 „Mitteilungen des OeAV“ gegeben hatte, wurden 1875 die „Mitteilungen des DuOeAV“ begründet, die vor allem der Verbindung zwischen der Gesamtvereinsleitung und dem einzelnen Mitglied dienen sollten. Im weiteren Verlauf wurde daraus aber ein inhaltsreiches Nachrichtenblatt für alle alpinen Ereignisse. Zwischen 1938 und 1944 waren die „Mitteilungen“ mit der vom Verlag F. Bruckmann herausgegebenen, reich ausgestatteten Zeitschrift „Der Bergsteiger“ vereinigt. Eigens sei noch betont, daß auch viele Sektionen eigene bemerkenswerte Nach-

richtenblätter herausgegeben haben. Dazu kommen zahlreiche, teilweise sehr ansprechende Festschriften mit bergsteigerischen und wissenschaftlichen Aufsätzen.

Groß ist auch die Zahl selbständiger wissenschaftlicher und bergsteigerischer Veröffentlichungen des Gesamtvereins. Nur ein paar der wichtigsten seien angeführt: E. Richter, Die Erschließung der Ostalpen, 3 Bände, Berlin 1893/94. Tirol, Land und Natur, Volk und Geschichte, geistiges Leben, 2 Bände, München 1933. Alpines Handbuch, 2 Bände, Leipzig 1931. Wissenschaftliche Veröffentlichungen, früher Ergänzungshefte, 11 Bände (nach dem zweiten Weltkrieg fortgesetzt durch die „Wissenschaftlichen Alpenvereinshefte“). L. Purtscheller-H. Heß, Der Hochtourist in den Ostalpen, 8 Bände, 1930 ff. J. Moriggl, Von Hütte zu Hütte, 6 Bände, 4. Auflage 1929 ff.

Wesentlich größer ist die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten, die außerhalb der Vereinsveröffentlichungen erschienen sind, aber durch Beihilfen und Druckzuschüsse vom Gesamtverein gefördert wurden. Allein die Zusammenstellung für die Jahre 1935—1945 durch R. v. Klebelsberg füllt das Wissenschaftliche Alpenvereinsheft Nr. 12.

Ein eigener wissenschaftlicher Unterausschuß betreute dieses Gebiet der Alpenvereinstätigkeit. Die Erforschung der Alpengletscher und die jährlichen Messungen der Veränderungen der Gletscher sind dabei seit langem ein bevorzugtes Arbeitsgebiet. Namentlich durch die Untersuchungen von S. Finsterwalder und H. Heß an den Ötztaler Gletschern lag der Schwerpunkt der internationalen Gletscherforschung zeitweilig in den Ostalpen.

Zu den bedeutenden kulturellen Leistungen des DuOeAV gehörte die Alpenvereinsbücherei in München, die dank einer großzügigen Stiftung von Rickmer W. Rickmers im Jahre 1901 begründet wurde und in der Folgezeit zur größten alpinen Fachbücherei heranwuchs. Sie wurde im Oktober 1943 bei einem Luftangriff fast vollständig vernichtet. Zum Glück ist sie in der Zwischenzeit in München neu erstanden und vereinigt schon wieder wesentliche Bestände des alpinen Schrifttums. Eine rund 30.000 Stück umfassende Sammlung von Diapositiven in Schwarz-Weiß ist erhalten geblieben, hat aber wegen des Siegeszuges des Kleinbildes und der Farbphotographie nur mehr dokumentarischen Wert.

Auch das im Jahre 1911 eröffnete Alpine Museum in München, das sich ohne weiteres an die Seite des berühmten Alpinen Museums in Bern stellen konnte, ist ein Opfer des zweiten Weltkrieges geworden. Die ortsgewundenen Schaustücke, darunter große Reliefs, wurden vernichtet. Ein Teil der ausgelagerten Bestände wird in naher Zukunft der Öffentlichkeit im Alpenvereinshaus in Innsbruck gezeigt werden können.

Alpenvereinskartographie

Als besonders wertvoll für den Bergsteiger und die Hochgebirgskunde erwies sich die Alpenvereinskartographie. Schon im Jahre 1866 gab der OeAV die bereits erwähnte Karte der Großvenedigergruppe von Franz Keil im Maßstab 1:84.000 als erste Alpenvereinskarte heraus. Der DAV folgte diesem Beispiel mit Spezialkarten der Glocknergruppe und der Ortlergruppe. Der DuOeAV stellte im Jahre 1874 sofort ein großes kartographisches Programm auf, das Spezialkarten aller Gebirgsgruppen der Ostalpen vorsah. Tatsächlich erschienen bis zum Jahre 1878 rasch hintereinander 9 Blätter von den Ötztaler und Stubai-Alpen. Man mußte freilich einsehen, daß man sich mit diesem Vorhaben übernommen hatte. Deshalb gab der Alpenverein in der Folgezeit nur mehr Einzelblätter bestimmter Gebirgsgruppen heraus. Er war dadurch in der Lage, jeweils die günstigste kartographische Methode anwenden zu lassen und konnte gerade damit auch dem kartographischen Fortschritt dienen. Bemerkenswert sind besonders die seit der Jahrhundertwende erschienenen Karten von L. Aegerter, die durch eine ausdrucksvolle Felszeichnung hervorragen. Durch die im Jahre 1915 erschienene Dachsteinkarte ist der Alpenverein ein Bahnbrecher der stereophotogrammetrischen Aufnahme des Hochgebirges

geworden. In den neuen Karten, deren Schichtenpläne von E. Schneider stereophotogrammetrisch aufgenommen und ausgearbeitet wurden, verstand es F. Ebster, in geschickter Weise Höhenlinien und Felszeichnung zu verbinden.

Die Erfahrungen in den Alpen haben auch zu genaueren stereophotogrammetrisch aufgenommenen Karten aus anderen Gebirgen geführt (Pamir, Himalaja, Anden).

Alle diese Karten dienen nicht nur den Bergsteigern und Hochgebirgsforschern in der Gegenwart, sondern sie stellen auch Urkunden für spätere Vergleiche dar. Dies gilt insbesondere für die Gletscher, die ja ein ebenso wesentliches wie veränderliches Element der Hochgebirgslandschaft sind.

Die Geschichte des Alpenvereins in Österreich seit dem Jahre 1945

Dreiundachtzig Jahre lang hatte der Alpenverein zum Segen für die Bergsteiger und die Alpenländer gewirkt, und auch in den sieben Jahren zwischen 1938 und 1945, in denen aus dem DuOeAV wieder der „Deutsche Alpenverein“ geworden war, hat sich an seiner gemeinnützigen Tätigkeit nichts geändert. Im Gegenteil, gerade während des zweiten Weltkrieges hat er vielen durch den Bombenkrieg niedergedrückten Menschen und zahlreichen Fronturlaubern Erholung für Leib und Seele geboten. Das konnte nicht verhindern, daß er im Mai 1945 in den Strudel des allgemeinen Zusammenbruches hineingerissen wurde. Die Zwischenstaatlichkeit, die ein besonderer Vorzug des DuOeAV gewesen war, wurde ihm jetzt zum Verhängnis. Mit dem Deutschen Reich ging auch der in seinem Gebiet beheimatete Teil des Alpenvereins zugrunde, und auch den im wiedererstandenen Österreich verbliebenen Teil sahen nicht nur die Besatzungsmächte wegen seines Namens als ausländischen Verein an, der seinen Bestand und sein Eigentum verwirkt hätte, gar nicht zu reden von den Hütten der reichsdeutschen Sektionen in Österreich.

Wie an Stelle des DuOeAV bzw. DAV nun nach der staatlichen Zugehörigkeit der Mitglieder zwei getrennte Vereine entstanden, die schließlich beide aus den Niederungen des Zusammenbruchs wieder zu lichterem Höhen emporsteigen konnten, ist eine Geschichte, die heute zu schreiben noch nicht empfehlenswert ist; wir stehen den Ereignissen noch zu nahe, als daß wir sie schon ohne Gefühlsbetonung schildern könnten.

Es war allen klar, daß auf dem Boden Österreichs nur der Wiederaufbau eines österreichischen Alpenvereins möglich war, fußend in der bisherigen Geschichte des Vereins und getragen von den zeitlosen Idealen, die schon den OeAV des Jahres 1862 beseelt hatten.

Diese Aufgabe wäre gar nicht so schwierig gewesen; man brauchte nur die paar Sätze, die im Jahre 1938 politisches Gedankengut in die Satzung des Alpenvereins eingeführt hatten, zu streichen und an die Stelle von Persönlichkeiten, die aus politischen Gründen nicht mehr tragbar erschienen, wieder altbewährte AV-Mitglieder an die Spitze zu stellen, und der Verein hätte seine Tätigkeit sofort wieder aufnehmen können. Alles Weitere hätte man getrost ihm selbst überlassen dürfen, er hätte schon aus eigenem überall Ordnung gemacht; vor allem hätte er dafür gesorgt, daß alle seine wohlthätigen Einrichtungen gerade in den Notjahren der Nachkriegszeit der Allgemeinheit wieder zur Verfügung gestanden wären.

Das Ziel des Wiederaufbaues wurde zwar erreicht, aber leider erst nach schweren Kämpfen und mit einer mehrjährigen Verspätung, die nicht nur zum Schaden der Bergsteiger, sondern vor allem auch des Alpenlandes Österreich war.

Für den OeAV war dies eine Zeit der Bewährung, die ihm zwar wirtschaftlich, aber sicher nicht geistig geschadet hat. Wie anders hätte man die Treue der Mitglieder und die Entschlossenheit seiner führenden Männer besser kennenlernen können? Diese beiden Eigenschaften sind aber die sicherste Grundlage für das Gedeihen eines Vereins. Nicht minder wertvoll war für den OeAV die Erkenntnis, daß es im neuen Österreich möglich

war, sein Recht selbst gegen die Eingriffe höchster staatlicher Stellen zu verteidigen. Das gab ihm schließlich das Gefühl der Geborgenheit in einer rechtsstaatlichen Ordnung, die der beste Ansporn für die weitere Vereinsarbeit ist. Der Weg des OeAV in der Nachkriegszeit führte durch ein Paragraphendickicht, aus dem nur gewiegte Kenner des Verwaltungs- und Verfassungsrechtes einen Ausweg finden konnten. Die schlichten Bergsteiger hätten sich hier kaum zurechtgefunden. Der Alpenverein hatte aber in seinen Reihen auch hervorragende Juristen, die alle Hindernisse wegräumten, die ihm der Widerstreit der politischen Parteien und auch manche Gegensätze zwischen Wien und den Bundesländern in den ersten Nachkriegsjahren in den Weg gelegt hatten.

Der Sitz des DAV in den Jahren 1938—1945 war Innsbruck. Das erwies sich als ein glücklicher Umstand. Tirol ist ein Bergsteigerland, und es war daher auch das Kernland des Alpenvereins mit den meisten Schutzhütten, den meisten Bergführern und dem stärksten Bergsteigerverkehr. Mehrmals war Innsbruck auch in früheren Jahren der Sitz des Gesamtvereins gewesen. In Tirol kennt man daher das Wirken des Alpenvereins besser als anderswo. Wie Landeshauptmann Dr. Ing. Weißgatterer in einem Vorwort zu den „Mitteilungen des OeAV“ (2. Jg., Folge 8—12, 1947) geschrieben hat, waren sich Volk und Landesregierung darüber einig, daß eine Zerschlagung dieser in Österreich stärksten und leistungsfähigsten Bergsteigerorganisation nicht nur ein schwerer Schaden für das Land, sondern auch Undank an Generationen selbstloser ideal gesinnter Bergsteiger gewesen wäre. „Wir haben daher diese Zerschlagung in unserem Gebirgsland nicht zugelassen, sondern dem alten Verein im neuen Gewand und unter neuer, verantwortlicher Leitung eine neue Heimstätte geboten, auf daß von ihr aus Österreichs Bergsteigertum sich sammle und zu neuem Tun für unser Vaterland, für unsere Gebirgsländer zusammenschließe. Denn gerade hier gilt der Wahlspruch: Ex montibus robor ac virtus — aus den Bergen die Kraft und die Stärke.“

Nach dem Mai 1945 war die Tiroler Landesregierung für den AV die einzige zuständige Vereinsbehörde, deren Entscheidungen wegen der damaligen Verkehrs- und Nachrichtenverhältnisse für das ganze Bundesgebiet gültig waren. Diese Behörde entthob im Mai 1945 den bisherigen Verwaltungsausschuß des DAV seines Amtes, bestellte alte AV-Mitglieder zur treuhändigen Verwaltung des Gesamtvereins und beauftragte sie mit der Satzungs- und Namensänderung entsprechend den neuen Verhältnissen. Am 20. September 1945 erteilte der Sicherheitsdirektor für Tirol der Umbildung des DAV in den „Alpenverein“ die vereinsbehördliche, für das ganze Bundesgebiet wirksame Zustimmung. Damit hatte der Verein wieder jene schlichte Bezeichnung, mit der er im Jahre 1862 zunächst ins Leben getreten war, che er beim Erscheinen der ersten Veröffentlichungen „Österreichischer Alpenverein“ genannt wurde. Diese Umbildung mußte sich satzungsgemäß auch auf alle österreichischen Zweigvereine auswirken. Das gelang aber wegen der äußeren Behinderungen zunächst nur zum Teil.

Am 9. November 1945 verfügte das kommissarische Staatsamt, später Bundesministerium für Inneres, die Auflösung und das Verbot des DAV und seiner Zweige und bestellte gleichzeitig je einen Vertreter der damals zugelassenen drei politischen Parteien als Liquidatoren. Die Umbildung des Alpenvereins wurde nicht anerkannt. Dagegen rief dieser zunächst den Verwaltungsgerichtshof an, der sich aber am 25. Mai 1946 als unzuständig erklärte. Wohl aber hatte die nachfolgende Anrufung des Verfassungsgerichtshofes Erfolg; denn dieser hob durch Erkenntnis vom 12. Februar 1947 den Verbots- und Auflösungsbescheid des Bundesministeriums für Inneres als verfassungswidrig auf. Am 17. Mai 1947 wurde demgemäß der Bestand des Alpenvereins rechtskräftig bestätigt.

So erfreulich dieser Sieg des Rechtes war, so waren doch für den Alpenverein die Schwierigkeiten noch nicht zu Ende; denn am 21. März 1947 wurde dem österreichischen Parlament eine Novelle zum Vereinsreorganisationsgesetz vorgelegt, die besagte: „Vereine, deren Statuten nationalsozialistische oder sog. rassistische Bestimmungen oder großdeutsches Gedankengut enthalten oder deren Statut schon vor 1938 derartige Bestimmungen ent-

hielt, gelten als aufgelöst. Diese Bestimmungen finden auch auf Vereine Anwendung, die sich nach dem 27. April 1945 umgebildet haben.“ Es wurde zugegeben, daß man dabei vor allem an den Alpenverein gedacht hatte, den man nun auf diese Weise nachträglich hätte auflösen können, obwohl er längst dieses Gedankengut, soweit er es vor 1945 in seine Satzung aufnehmen mußte, wieder entfernt hatte. Zum Glück konnte diese Novelle, die jede Auslegung zum Nachteil des AV ermöglicht hätte, verhindert werden.

Jedenfalls lebte nun der Gesamtverein, der nichts anderes ist als die Summe seiner Sektionen. Unverzüglich wurde nun auch die Umbildung der Zweigvereine eingeleitet, von denen schon im Frühling und Sommer 1947 eine ganze Reihe genehmigt wurde. Das Bundesministerium für Inneres stellte aber fest, daß der Verfassungsgerichtshof nur über den Bestand des Gesamtvereines entschieden habe, nicht aber über die einzelnen Zweigvereine. Diese blieben daher weiterhin aufgelöst und verboten, sogar jene, deren Umbildung durch die Behörden bereits bestätigt worden war. Von den 109 ehemaligen DAV-Sektionen in Österreich, die zu Beginn des zweiten Weltkrieges rund 90.000 Mitglieder hatten, wandten sich nun 96 ihrerseits an den Verfassungsgerichtshof. Durch dessen Erkenntnis vom 9. März 1948 wurden 31 Sektionen in ihrem uneingeschränkten und ununterbrochenen Bestand bestätigt. Auf Grund dieser Entscheidung hat das Bundesministerium für Inneres durch einen Erlaß für weitere 36 Sektionen und Gruppen die erlassenen Untersagungs- oder Auflösungsbescheide außer Kraft gesetzt, so daß auch diese wieder zu Recht bestanden.

Die restlichen Sektionen, die ihre Umbildung verspätet angemeldet und damit die Einspruchsfrist versäumt hatten, blieben endgültig aufgelöst. Gemäß der Satzung fiel ihr Vermögen an den Gesamtverein, der es anschließend auf dem dafür vorgeschriebenen gerichtlichen Wege an die Nachfolgesektionen übertrug.

Damit hatte der Alpenverein endlich nicht nur seinen Bestand, sondern auch sein Eigentum an den Schutzhütten gerettet. Daß in der unmittelbaren Nachkriegszeit viel bewegliches Vermögen und ein hoher Bargeldbestand verlorengegangen ist, ließ sich in dem Augenblick verschmerzen, wo man wieder vertrauensvoll in die Zukunft schauen konnte.

In welcher Weise Mitglieder, Freunde und Berater des Alpenvereins zu diesem Erfolg beigetragen haben, muß einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben. Nur unseres viel zu früh verstorbenen Ehrenmitgliedes und Altvorsitzenden, des Hofrates Martin Busch, sei auch an dieser Stelle dankbar gedacht.

Neben der hier dargelegten Geschichte des Alpenvereins in Österreich nach 1945, die schon verwickelt genug ist, läuft parallel noch eine zweite, die nicht minder bewegt war: die eines neuen Österreichischen Alpenvereins. Während man in Innsbruck den Kampf um den rechtmäßigen Weiterbestand des alten Alpenvereins aufgenommen hatte, und dank der Hilfe einer einsichtsvollen Landesregierung bald wieder festen Boden unter den Füßen hatte, war die Lage für den Alpenverein in Wien schlechthin trostlos. Jede Vereinstätigkeit war dort unmöglich gemacht, zumal die Sektionen auch alle ihre Geschäftsstellen verloren. Als dann das kommissarische Staatsamt für Inneres den DAV und seine Zweige als staatsgefährlich verbot, glaubte man in Wien, daß damit der alte Verein für immer ausgelöscht und sein Eigentum endgültig verloren wäre. Daher hatte sich zum Ersatz ein neuer OeAV gebildet, der am 12. Oktober 1945 ohne Schwierigkeiten bestätigt wurde. Am 14. November 1945 wurde unter der Beteiligung hochgestellter Persönlichkeiten eine Gründungsversammlung abgehalten, der im Februar 1946 eine konstituierende Hauptversammlung folgte.

Der neue Verein wollte die „unbelasteten“ Mitglieder des alten Alpenvereins in möglichst großer Zahl sammeln, einerseits um ihnen wieder eine bergsteigerische Tätigkeit zu ermöglichen, andererseits um durch einen großen Bestand von Mitgliedern auch einen Anspruch auf Zuteilung möglichst vieler Schutzhütten aus dem beschlagnahmten AV-Vermögen zu erhalten.

Der neue Verein war berechtigt, überall Zweigvereine zu gründen, was unverzüglich in vielen Orten in die Tat umgesetzt wurde. Dabei ereignete es sich in der Folgezeit gar nicht selten, daß eine Sektion des Alpenvereins (Sitz Innsbruck) verboten wurde, und gleich hernach mit fast gleicher Satzung, gleichem Ausschuß und gleichen Mitgliedern als Sektion des neuen OeAV genehmigt wurde — selbstverständlich ohne Anspruch auf das Eigentum der betreffenden AV-Sektion! Der neue OeAV in Wien war ja in keiner Weise Rechtsnachfolger des alten DuOeAV und wollte das auch gar nicht sein. Er konnte nur hoffen, bei der geplanten Verteilung der Schutzhütten entsprechend berücksichtigt zu werden. Diesbezüglich liefen Verhandlungen in einem „alpinen Beirat“, der aus je zwei Vertretern der damaligen politischen Parteien im Staatsamt für Volksaufklärung, Unterricht, Erziehungs- und Kulturangelegenheiten bestand.

Im Juni 1946, also lange vor dem Erkenntnis des Verfassungsgerichtshofes, kam es zu einem Arbeitsübereinkommen zwischen dem neuen OeAV und dem Alpenverein (Sitz Innsbruck). Das Ergebnis der nun folgenden Entwicklung war höchst eigenartig: es gab schließlich zwei selbständige Vereine, deren oberste Leitung (Haupt- und Verwaltungsausschuß) und deren Mitglieder personengleich waren. Der Unterschied war nur, daß der Alpenverein (Sitz Innsbruck) allein Rechtsnachfolger des alten Alpenvereins war und seinen Bestand in ungebrochener Folge vom OeAV des Jahres 1862 herleiten konnte. Die Mitglieder des Wiener Stammvereines des OeAV schlossen sich in der neuen sehr tätigen Sektion Edelweiß zusammen, die ein bleibender Gewinn aus der Nachkriegsgeschichte ist.

Ganz verschieden waren die Geschehnisse der AV-Sektionen in den einzelnen Bundesländern. Auf diese einzugehen, ist hier nicht möglich.

Als der Alpenverein (Sitz Innsbruck) mit seinen Zweigen und mit seinem Hüttenbesitz endlich im langwierigen Rechtsstreit obsiegt hatte, schlossen sich ihm auch alle Sektionen des neuen Österreichischen Alpenvereins an, worauf sich dieser 1950 auflöste. Gleichzeitig nahm der Alpenverein (Sitz Innsbruck) den Namen Österreichischer Alpenverein an und kehrte damit endgültig zum Namen des Vereins in den Jahren 1862—1873 zurück.

Das Hütteneigentum der deutschen Sektionen in Österreich nach 1945

Glaubte man in gewissen Kreisen im Jahre 1945, sogar die Schutzhütten der österreichischen Sektionen des alten DuOeAV bzw. DAV neu verteilen oder zumindest als öffentliches Gut verwalten und nutzen zu können, so galt dies natürlich erst recht für die Schutzhütten der deutschen Sektionen in Österreich. Als „deutsches Eigentum“ waren sie auf Grund der Potsdamer Beschlüsse in das Eigentum der Siegermächte übergegangen und dadurch jedem Zugriff anderer entzogen worden. Diese Beschlagnahme durch die Alliierten war vom rechtlichen Standpunkt aus anfechtbar, waren doch die Schutzhütten zu einem nicht unwesentlichen Teil mit Geldern des Gesamtvereins und damit auch mit den Beiträgen der österreichischen Mitglieder erbaut worden. Da die Sektionen im ehemaligen Deutschen Reich verboten worden waren, hätte satzungsgemäß ihr Eigentum in Österreich an den als Rechtsfortsetzer ausdrücklich bestätigten Alpenverein (Sitz Innsbruck), seit 1950 Österreichischer Alpenverein genannt, übergeben werden müssen, der es natürlich nicht für sich behalten hätte. Dazu ist es aber nicht gekommen.

Nachdem im Jahre 1946 diese Schutzhütten in die Verwaltung des österreichischen Staates übergegangen waren, setzte das Bundesministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung am 29. Oktober 1947 Professor Martin Busch, den damaligen Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses des AV — OeAV in Innsbruck zum treuhänderigen Verwalter ein. Das war in mehrfacher Hinsicht die beste Entscheidung. Als Vorsitzender des Verwaltungsausschusses hatte Prof. Busch die Möglichkeit, viele sachkundige und uneigennützig unterverwalter und Helfer zu bestellen. Als sehr vorteilhaft erwies es sich, daß alle 177 recht unterschiedlichen Hütten von einer Stelle als geschlossener Wirtschafts-

körper betreut werden konnten. Nur so war es möglich, den ganzen Bestand zu sichern, weil dringende Erhaltungsarbeiten an den schlecht gehenden Hütten aus den Erträgen der besser erhaltenen und stärker besuchten ausgeführt werden konnten. Es ist ein Ruhmesblatt der Treuhandverwaltung, die, abgesehen von wenigen hauptamtlichen Angestellten, durchaus ehrenamtlich geführt wurde, daß die Schutzhütten in dieser Zeit nicht verfielen, sondern am Schluß eher besser instand waren als bei der Übernahme im Jahre 1947.

Busch hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß das Ziel seiner Verwaltung nur die Rückgabe der Schutzhütten an die rechtmäßigen Eigentümer war, obwohl diese damals nicht in der Lage waren, Rechtsansprüche zu stellen. Wieder war es das Land Tirol, das auch in dieser wichtigen Alpenvereinsfrage bahnbrechend voranging. Schon am 12. September 1948 erklärte Landeshauptmann Weißgatterer in der Hauptversammlung des AV — OeAV in Mayrhofen: „... Den nichtösterreichischen Sektionen des ehemaligen DuOeAV ist es heute nicht möglich, Ansprüche geltend zu machen. Für die endgültige Regelung der Eigentumsfrage kann aber billigerweise kein anderer Standpunkt maßgebend sein als der, der sich aus der Kenntnis der Entstehung und des Werdegangs dieser Hütten, aus der Bedachtnahme auf den Zweck, dem sie dienen sollen, sowie aus den Prinzipien der Anständigkeit und Gerechtigkeit ergibt. Bis zu diesem Zeitpunkt soll der Alpenverein ihr unbestechlicher treuhändiger Verwalter sein“ (Mitt. d. OeAV Jg. 8 [78], Sept.-Okt. 1948, H. 9/10, S. 79).

Zunächst brauchte es freilich noch etwas Geduld und Vertrauen.

Auf dem Wege von Einzelvereinen über Landesarbeitsgemeinschaften ist am 22. Oktober 1950 in Würzburg wieder der Deutsche Alpenverein erstanden, gleich mit 234 Sektionen und rund 100.000 Mitgliedern. Damit war ein Vertragspartner vorhanden, der Rechte, aber auch Pflichten übernehmen konnte. Die Eigentümersektionen drängten nun nach neuer Betätigung in ihren alten ostalpinen Arbeitsgebieten. Aus ihren Mitgliedern konnte der Treuhandverwalter alsbald „Hüttenberater“ heranziehen; die nächsten Schritte waren Bestandsverträge, die der Verwalter im Jahre 1954 über den Verwaltungsausschuß des DAV mit den Sektionen in der britischen und amerikanischen Besatzungszone Deutschlands und eineinhalb Jahre später mit denen in der französischen Zone abschließen konnte.

Die entscheidende Wendung brachte der Abschluß des österreichischen Staatsvertrages im Jahre 1955, denn es war Österreich nun möglich, das ihm von den Alliierten überlassene, kulturellen Zwecken dienende deutsche Eigentum zurückzugeben. Das geschah im folgenden Jahre bei 143 Schutzhütten der westdeutschen Sektionen. Das Eigentum an den Hütten der Sektionen in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands wurde damals einer späteren Regelung vorbehalten.

Eine einheitliche Hüttenordnung sorgt dafür, daß die an den DAV zurückgegebenen Schutzhütten nach den gleichen Grundsätzen weitergeführt werden wie die des OeAV. Den Vorteil aus dieser Regelung ziehen die Bergsteiger, einerseits weil sie trotz der Aufspaltung des alten DuOeAV in zwei Vereine auch weiterhin über die ganzen Ostalpen hinweg einheitliche Verhältnisse vorfinden, andererseits weil der DAV aufs neue bedeutende Mittel für eine zeitgemäße Ausgestaltung der Hütten und der Wege in seinen alten Arbeitsgebieten einsetzt. Sicher dient das auch der österreichischen Fremdenverkehrswirtschaft. Wichtiger war aber in diesem Fall der Gewinn für das Ansehen Österreichs bei den Hunderttausenden von AV-Mitgliedern und bei allen rechtlich denkenden Menschen beiderseits der Staatsgrenze. Dankbar vermerken wir, daß der Nachkriegsstreit in Österreich um den Alpenverein und sein Eigentum damit ein versöhnliches Ende gefunden hat. Dadurch blieb vielleicht manchen Hochgebirgshütten ein ähnliches Schicksal erspart, wie es viele der nach dem ersten Weltkrieg durch den italienischen Staat enteigneten Alpenvereinshäuser in Südtirol erlitten haben, die heute verfallen sind.

Der Österreichische Alpenverein heute

Ein Überblick über die Geschichte des OeAV ist zwar auch eine wichtige Bedingung zum Verständnis seiner gegenwärtigen Lage, er enthebt aber nicht der Aufgabe, auch diese selbst zu betrachten. Dies wird ausführlich an anderer Stelle geschehen. Hier ist es nur möglich, ein paar Tatsachen zusammenzustellen, die den geradezu stürmischen Wiederaufstieg des OeAV in den letzten Jahren beleuchten können.

Am deutlichsten offenbart er sich in der Zahl der Mitglieder. Im Jahre 1947 waren der Alpenverein (Sitz Innsbruck) und der in Wien gegründete Österreichische Alpenverein in der Hauptversammlung von Bad Ischl erstmals gemeinsam öffentlich aufgetreten. Bis Ende 1947 gab es 121 Sektionen mit 49.800 Mitgliedern. Im ersten Jahr des ungestörten Aufbaus, 1949, ist die Zahl der Mitglieder schon auf 70.000 gestiegen. Im Jahre 1953 hatte der nunmehr einheitliche OeAV 136 Sektionen mit 100.000 Mitgliedern. Ohne einen zwischenzeitlichen Rückschlag wurde im Jahre 1961 ein Stand von 150 Sektionen mit rund 167.000 Mitgliedern erreicht, mehr als jemals zuvor.

Ein Drittel unserer Mitglieder sind noch nicht 25 Jahre alt. Es gibt daher im OeAV keine Vergrößerung, möge auch die Zahl der Jubilare, die ihm 50, 60, ja 70 und noch mehr Jahre angehören, immer stärker wachsen.

Neu sind die Auslandssektionen des Österreichischen Alpenvereins, Holland, England, Dänemark und Flandern, von denen die ersten beiden sehr viele Mitglieder haben.

Neu sind auch die Gegenrechtsverträge, die der OeAV mit folgenden Verbänden abgeschlossen hat: dem Deutschen Alpenverein, dem Alpenverein Südtirol, dem Schweizer Alpenclub, dem Club Alpin Français und Club Alpino Italiano. Seine Mitglieder sind daher auf weitaus den meisten Schutzhütten in den Alpen den Mitgliedern der hüttenbesitzenden Vereine gleichgestellt. Begünstigungsverträge bestehen auch mit einigen im Verband Alpiner Vereine Österreichs zusammengeschlossenen Touristenvereinen.

Kraft seiner Mitgliederzahl kann der OeAV auch wieder hohe Summen für seine Hütten und Wege aufwenden. Trotz aller Zurückhaltung in der weiteren Erschließung des Hochgebirges entstanden in den letzten Jahren neben anderen Neubauten so großartige Alpenvereinshäuser wie die Rudolphshütte und die Douglasshütte, deren Vorgängerinnen durch Stauseen überflutet worden waren. In der Hauptsache kommt es jetzt darauf an, die Schutzhütten zeitgemäß auszugestalten und vor allem den Bedürfnissen des Winterbergsteigens anzupassen.

Für die Förderung des Bergsteigens werden auch sonst große Mittel eingesetzt. Hieher gehört die Ausbildung der Bergführer und die Förderung des Bergrettungswesens, wobei die Ausrüstung der Schutzhütten mit neuzeitlichen Rettungsgeräten eine neue und überaus wichtige Maßnahme darstellt.

Die kulturellen Aufgaben werden daneben im OeAV nicht vernachlässigt. Von den laufenden Veröffentlichungen seien genannt: Das seit 1949 wieder regelmäßig erscheinende *Jahrbuch* (früher „Zeitschrift“), die „*Mitteilungen*“, die nach wie vor das Bindeglied zwischen der Vereinsführung und den einzelnen Mitgliedern darstellen, die Zeitschrift „*Jugend im Alpenverein*“, die mit dem Verlag Bruckmann gemeinsam herausgegebene schöne Monatsschrift „*Der Bergsteiger — Berge und Heimat*“. Dazu kommen die gemeinsam mit dem Deutschen Alpenverein herausgegebenen „*Wissenschaftlichen Alpenvereinshefte*“ und die *Alpenvereinsführer*. Weit verbreitet sind die vom OeAV herausgegebenen beiden Leitfäden von W. Mariner, „*Neuzeitliche Bergrettungstechnik*“, und H. Angerer, „*Hilfeleistungen bei Unfällen im Gebirge*“.

Dazu kommen Lehrschriften über Wetter, Lawinen und Seilgebrauch und das jährlich neu erscheinende Taschenbuch der AV-Mitglieder mit dem Verzeichnis aller Hütten, Sektionen und Bergführer.

Für *wissenschaftliche Arbeiten*, insbesondere für die Gletscherforschung, wurde zur Ergänzung der laufenden Haushaltsmittel die *R.-v.-Kleibelsberg-Stiftung* eingerichtet.

Besonders erfolgreich hat in der Nachkriegszeit die *Alpenvereinskartographie* gearbeitet, die gemeinsam mit dem Deutschen Alpenverein betrieben wird. Nach der Vollendung des großen Kartenwerkes der Stubai- und Ötztaler Alpen stehen jetzt Wetterstein- und Mieminger Gebirge im Mittelpunkt der Arbeiten. Dazu sind eine Reihe von älteren Alpenvereinskarten in neuer, verbesserter Auflage herausgegeben worden.

Auch die Fürsorge für die Bergbevölkerung führt der OeAV mit dem Franz-Senn-Stock fort. Bei den großen Lawinen- und Überschwemmungskatastrophen der letzten Jahre wurden die Geschädigten mit namhaften Summen unterstützt.

Mehr und mehr nimmt sich der OeAV des *Naturschutzes* an, wobei es ihm vor allem um die Erhaltung des alpinen Ödlandes mit seiner Pflanzen- und Tierwelt geht. Fast jede der letzten Hauptversammlungen hat einschlägige Entschlüsse gefaßt.

Alles in allem steht der Alpenverein mitten im alpinen Leben. Er geht, wie wir hoffen, einer Zukunft entgegen, die seiner Vergangenheit würdig sein wird.

Schlußbemerkungen

Bei der engen Beschränkung dieses geschichtlichen Überblickes konnte der Verfasser nur die Hauptlinien der Entwicklung schildern. Zwei Tatsachen wollte er dabei besonders hervorheben: einerseits den entscheidenden Anteil des Österreichischen Alpenvereins von 1862 an der Gründung des Deutschen Alpenvereins und an der Verschmelzung dieser beiden Vereine zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein, andererseits die hervorragende Erschließertätigkeit dieses zwischenstaatlichen Vereins in den Ostalpen und deren Bedeutung für das wirtschaftliche und kulturelle Leben des Alpenlandes Österreich. Damit wollte der Verfasser der, wie erwähnt, nach dem zweiten Weltkrieg in verschiedenen Kreisen verbreiteten Ansicht entgegenreten, der DuOeAV bzw. DAV (1938—1945) wäre ein ausländischer Verein gewesen, wenn auch teilweise mit österreichischen Mitgliedern.

In Wirklichkeit war er zwischenstaatlich, wobei die Staatszugehörigkeit der Mitglieder überhaupt außer Betracht blieb. Es gab in dieser Hinsicht auch keinen reichsdeutschen und keinen österreichischen Teil des Vereines, wie viele nach seinem Titel angenommen haben, der aber von den seinerzeit zusammengeschlossenen Vereinen stammt, die ihrerseits keine Rücksicht auf die Staatszugehörigkeit ihrer Mitglieder genommen hatten.

Wenn man den DuOeAV schon unter dem Gesichtspunkt der staatlichen Zugehörigkeit betrachten will, dann hatte er wohl die meisten Mitglieder im früheren Deutschen Reich, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit und seines Eigentums an Hütten und Wegen aber in Österreich. In der Führung des Vereines bestand trotz der ungleichen Mitgliederzahl eine vollständige Gleichheit, indem der Sitz des Vereins zwischen Orten im Deutschen Reich und in Österreich regelmäßig wechselte. Immer war aber die Vereinsleitung ohne Unterschied für alle Zweigvereine in den beiden Staaten zuständig, selbst in den Jahren der politischen Spannung nach 1933. Auf diese Weise waren Österreicher in der Führung des Vereines sogar stärker beteiligt, als ihnen nach der Zahl der Mitglieder zugekommen wäre.

Vereinsrechtliche Fragen, die hier im Vordergrund standen, sind eine trockene Angelegenheit. Die Satzung ist zwar die rechtliche Grundlage eines Vereines, sie sagt aber noch nichts über sein tatsächliches Wirken und über sein inneres Leben. Um wieviel mehr muß das beim Alpenverein gelten, der sich seit 1869 aus rechtlich selbständigen Zweigvereinen zusammensetzt. In ihnen pulst das eigentliche Leben des Vereines. Zwar kann nur die Sektion Austria gemeinsam mit dem OeAV den hundertjährigen Bestand feiern, aber viele andere Zweigvereine sind nur wenige Jahre jünger und haben schon manches Jubelfest begehen können. Das war meist ein Anlaß zur Herausgabe von ausführlichen Sektionschroniken, die viel Stoff für eine Geschichte des Alpenvereins beitragen. Auch diese Quellen müßten also herangezogen werden.

Schließlich sollte eine umfassende Vereinsgeschichte auch die bergsteigerischen und wissenschaftlichen Leistungen der einzelnen Mitglieder berücksichtigen, die aber zum Glück noch am ehesten in weiteren Kreisen bekannt sind. Es genügt, auf den großen Anteil von Alpenvereinsmitgliedern an der Eroberung der Weltberge hinzuweisen. Diese Taten auch nur beispielsweise aufzuzählen, ist nicht möglich, und noch weniger ist hier der Platz, der Bergwelt zu gedenken, deren Gipfel unsere ganze Vereinsarbeit überstrahlen.

Schrifttum

In die Alpenvereinsgeschichte führen am schnellsten folgende Zusammenfassungen ein, die bei den verschiedenen Jubiläen veröffentlicht wurden:

J. Emmer, Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Zeitschrift des DuOeAV 1894, S. 177—438.

J. Emmer, Beiträge zur Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Jahren 1895—1909. Zeitschrift des DuOeAV 1909, S. 319—368.

Ein Halbjahrhundert Alpenverein. Zeitschrift des DuOeAV 1919, 214 S.

J. Moriggl, Zehn Jahre Vereinsgeschichte 1919—1929. Zeitschrift des DuOeAV 1929, S. 301—355.

K. Erhardt, Der alpine Gedanke in Deutschland, Werdegang und Leistung 1869—1949. München 1950, 78 S.

Von Sektionsgeschichtskunden seien genannt:

Die Geschichte der Alpenvereinssektion München, München 1900, 401 S.

Festschrift zum 70jährigen Bestand des Zweiges Austria, Wien 1932, 337 S.

Vom Gipfelkult bis zum 6. Grad

VON FRITZ SCHMITT

(Mit 2 Bildern, Tafel I)

Rückschau auf hundert Jahre Bergsteigen in den Ostalpen

Den hundertsten Geburtstag des Österreichischen Alpenvereins kann man nicht feierlich begehen, ohne die Entwicklung des Bergsteigens in diesem Zeitraum zu würdigen. Mit der Beschränkung auf die Ostalpen ist nicht beabsichtigt, etwa eine anmaßende Grenzziehung oder gar eine Teilung der Alpen vom bergsteigerischen Standpunkt aus vorzunehmen. Wir wissen, daß die Westalpen die höheren Gipfel, die gewaltigeren Gletscher zu bieten haben und daß die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Berg auf kulturellem und bergsteigerischem Gebiet zu Ergebnissen führte, deren Einfluß auf den Alpinismus bestimmend war: Hallers Dichtung „Die Alpen“, die Eroberung des Montblanc und des Matterhorns, die Erkletterung des Eigers von Norden und der Dru-Westwand. An den Leistungen haben Künstler und Bergsteiger, Forscher und alpine Vereine vieler Nationen rühmenswerten Anteil.

Aber — und dieses „Aber“ sei uns Bergsteigern in Österreich und Deutschland ohne Überheblichkeit erlaubt — die Ostalpen liegen uns geographisch und empfindungsmäßig näher; sie sind unser „Arbeitsgebiet“, unsere geliebte und vertraute Bergheimat, mit der uns vielfältige und vielfarbige Beziehungen zur Kultur und Vergangenheit verbinden. Fahrten in den Ostalpen sind für uns keine Exkursionen, sondern Einkehr und Heimkehr.

Dabei kennt der beste Kenner nur einen Teil der Gipfel und Hochtäler aus eigener Anschauung, während das meiste für ihn erlebnismäßig eine Terra incognita bleibt. Wer hätte auch Zeit, Geld und Kräfte, alle Ostalpengipfel zwischen Piz Bernina und Wienerwald zu besteigen? Nach einer neuen Zählung (Karl Rauschmayer) sind es insgesamt 15.492 Erhebungen über 1300 Meter, von denen 8367 auf Österreich und nur 853 auf den schmalen bayerischen Randstreifen entfallen; der Rest ist auf Italien, Jugoslawien und die Schweiz verteilt.

Es gibt Bergsteiger, die sich auf bestimmte Gebirgsgruppen spezialisieren, um dort möglichst alle Gipfel zu besuchen, andere, die sich um die höchsten Erhebungen der einzelnen Gruppen bemühen, die klassische Fels- und Eisfahrten sammeln oder durch die Fünfer- und Sechserwände turnen. Und es gibt viele, die — ohne Systematiker zu werden — überall steigen, sich freuen und zufrieden sind, wo sich ihnen Berge bieten. Der Bergsteiger sucht im Gebirge — wie Dr. Rickmer Rickmers einmal sagte — „Bodenauswüchse mit Gipfeln und bergsteigerischen Widerständen“. Er besucht sie überall, wo sie ihm erreichbar sind, und baut sich im Verlaufe seines Daseins ein Mosaik des eigenen Erlebnis- und Weltbildes. Das „Warum“ ist dabei seine private, ureigene Sache.

Ich habe schon erwähnt, daß uns mit der ostalpinen Landschaft vieles verbindet, was unsere Streifzüge reizvoller macht und unser Bergerleben bereichert. Denken wir nur an ein Steigeisen aus der Hallstattzeit, einen Bronzefund aus dem Kaisertal, die Spuren einer Römerstraße, die romanischen Fresken einer Vinschgauer Kapelle, den Wehrgang einer

mittelalterlichen Burg, den noblen Prunk einer Stiftsbibliothek, die breitausladende Stirnseite eines Bergbauernhofes. Dazu gehört auch das jahrhundertealte Ringen um die Berge, das Einfühlen in Motiv und Tat der Pioniere, das Wegbereiten für Generationen von Bergsteigern. Und deshalb sei in diesem Rahmen das Thema „Hundert Jahre Bergsteigen in den Ostalpen“ angeschnitten. Zur Ehre der Alten, zur Lehre der Jungen! Es kann nur eine Skizze sein, die aber, wenn die Striche richtig sitzen, doch einiges aussagen und vermitteln kann.

Fehlt dem Ostflügel der Alpen auch die Hochgebirgsszenerie des Montblanc, der Dauphiné und des Wallis, so weist er für den Beschauer, und mehr noch für den Bergsteiger, doch Landschaftsbilder von erlesener Eindruckskraft aus. Etwa die Glockner-Nordabstürze, die großen Drei der Ortlergruppe, die königliche Ötztaler Wildspitze, die 1500 bis 1800 Meter hohen Kalkmauern des Watzmanns, des Triglav und des Hochstadels, die Korallenriffe der Dolomiten: Drei Zinnen, Civetta, Guglia di Brenta . . . Welch ein unermesslicher Reichtum an Formen und landschaftlicher Eigenart, verteilt auf 110.000 Quadratkilometer!

Welch eine sonderbare Idee, gleichlaufend mit der wissenschaftlichen Erforschung, diese 15.000 Gipfel ersteigenswert zu finden, sie nach dem Rickmers'schen Grundsatz des „bergsteigerischen Widerstandes“ auszuseiben und sie schließlich in materiell zwecklosem Tun und sportlichem Eifer mit einem dichten Netz von Routen aller Schwierigkeitsgrade zu überziehen. Welche enorme, unfasßbare menschliche Kraftleistung, welches Potential an Glück und Leid und am Schluß die etwas bittere Erkenntnis, daß nun der Schutz letzter Ödlandinseln, die Erhaltung der Biologie des alpinen Lebensraumes, der Schutz der Fauna und Flora für spätere Generationen tausendmal wichtiger sein werden als weitere Erschließung. Wobei zur Ehre der Bergsteiger gesagt sei, daß ihre Eingriffe in die Natur die geringfügigsten sind. Denn auch ein Dutzend Bohrhaken vermag das Gesicht einer Wand nicht zu verändern, und im Schnee und Eis vollzieht sich naturbedingt ein ständiger Reinigungsprozeß.

Alpinismus vor 1860

Unserer Betrachtung „Hundert Jahre Bergsteigen in den Ostalpen“ wäre die Basis entzogen, würden wir nicht, über den engen Raum hinausgreifend, die Vorgeschichte kurz streifen. „Alle Geschichte ist Legende. Jedes Zeitalter, ja fast jede Generation hat ein anderes Ideal, und mit dem Ideal ändert sich auch der Blick in die einzelnen großen Abschnitte der Geschichte“ (Egon Friedell). Ja, vieles ist bereits Legende geworden! Die Eroberung des 4810 Meter hohen *Montblanc* durch den vierundzwanzigjährigen Jean Jacques Balmat und Dr. Michel Paccard, den Dorfarzt von Chamonix. Ihre großartige Tat gilt als „Morgenröte am Himmel des Bergsteigens“. Der 8. August 1786 bleibt ein Markstein. Das um tausend Meter niedrigere ostalpine Gegenstück war der *Großglockner*. Was der Gelehrte und Weltmann Saussure für den Montblanc war, das bedeutete als Initiator Fürstbischof Salm-Reifferscheidt für den Glockner. Eine Belagerung ging der Ersteigung voraus; sie verlief im Rahmen einer ersten ostalpinen Bergexpedition. Im Leitertal entstand 1799 ein primitiver Hüttenstützpunkt, dreißig Mann waren am Berg, von denen die bergtüchtigsten, die Brüder Klotz aus Heiligenblut, am 25. August 1799 auf dem Kleinglockner ein Kreuz errichteten. Es ist wahrscheinlich, daß sie am gleichen Tag auch den Großglockner betraten. Im nächsten Sommer wuchs die Salmsche Expedition auf sechzig Mann an. Auf dem höchsten Punkt wurde ein zwei Klafter hohes eisernes Kreuz aufgestellt. Einmal standen zehn, später einundzwanzig Menschen auf dem Gipfel. Unter den ersten war Valentin Stanig, Kaplan aus Salzburg, der „erste Bergsteiger aus Liebhaberei“, der als Einzelgänger auch den Untersberg, den Watzmann und den Hohen Göll besuchte. Der Glockner kam in Mode, und der *Ortler*, der höchste Gipfel östlich des Piz Bernina, wurde als Ziel entdeckt. Der bergbegeisterte Erzherzog Johann beauftragte 1804

den Bergoffizier Dr. J. A. Gebhard, einen Weg über die Gletscher zu erkunden. Alle Versuche scheiterten, bis Josef Pichler, ein vierzigjähriger Gemsjäger aus St. Leonhard im Passeiertal, am 27. September 1804 mit zwei Zillertalern von Trafoi aus den Gipfel erreichte. 1805 führte Josele, der „Balmat der Ostalpen“, Dr. Gebhard von Sulden aus auf den Ortler, dann hatte der Berg zwanzig Jahre Ruhe, bis die nächsten kamen. Um diese Zeit umwarb man den *Großvenediger*. Ein abschreckendes Lawinenabenteuer bei einem Besteigungsversuch im Jahre 1828 hatte eine lange Pause zur Folge. Erst 1841 organisierte der Pfleger Ignaz Kürsinger eine Expedition, die er „eine pinzgauerische Nationalangelegenheit“ nannte. Von vierzig Teilnehmern standen vierundzwanzig auf der Gipfelwächte des Großvenedigers. Unter ihnen war der junge Anton Ruthner aus Wien. Bald sollte sein Name unter den frühen Ostalpenerschließern an hervorragender Stelle stehen. Er schlug aus der Zeit des Valentin Stanig und Peter Karl Thurwieser die Brücke über das fünfte Dezennium des vergangenen Jahrhunderts zu neuen Erfolgen. 1842 erschien Baedekers erstes Reisehandbuch. Der Feder Ludwig Steubs, Heinrich Noés und Adolf Schaubachs („Die deutschen Alpen“), dem Pinsel Karl Rottmanns und Eduard Schleichs gebühren neben dem Eispickel und wissenschaftlichen Gerät der frühen Gipfeleroberer, wie Sendtner, Gumbel und Sonklar, ein Verdienst, das Interesse an den Ostalpen geweckt zu haben.

Und noch eine Zahl darf hier nicht fehlen: Die in den Ost- und Westalpen erprobten Brüder Schlagintweit stiegen im Jahre 1855 am Abi Gamin im Garhwal-Himalaja bis 6785 m. Es war der höchste Punkt der Erde, den Menschen bis dahin erreicht hatten.

Das war also die bergsteigerische Situation vor einem Jahrhundert.

Und wie sah es sonst in der Welt aus? Ein kleines Kaleidoskop: Man arbeitete am Suezkanal... In Pennsylvanien wurde die erste Ölquelle erbohrt... Louis Pasteur entschleierte die Welt der Mikroorganismen... Darwin veröffentlichte sein Werk über „Die Entstehung der Arten...“, Spitzweg, Defregger, Millet und Courbet malten, Liszt, Wagner und Verdi komponierten..., Gerhart Hauptmann wurde geboren, Ludwig Uhland starb... Während es 1862 bereits 1984 deutsche Turnvereine gab, wurde in Wien der erste Alpenverein auf dem europäischen Festland gegründet.

Und damit sind wir wieder beim Thema.

Die „goldene Zeit“ und ihr Abglanz

In den Westalpen erwiesen sich Engländer als bergsteigerisch dominierend. Sie prägten den Begriff „golden age“. Nur ein Abglanz fiel zunächst auf Fels und Firn im Osten. Hier fand die Wissenschaft noch Neuland; Botanisierbüchse, Herbarium, Geologenhammer und Vermessungszeichen galten mehr als das zwecklose Tun mit Seil und Pickel, als der spleenige Sport der Briten. Zögernd kamen sie auch in die östlichen Reviere und „entdeckten“ die Dolomiten. John Ball, erster Präsident des 1857 in London gegründeten „Alpine Club“, bestieg im gleichen Jahr den Monte Pelmo. Tuckett und Freshfield durchstreiften die Ortler- und Presanellagruppe. Dann tauchte Johann Jakob Weilenmann in den Ostalpen auf. Mit weltoffenen Augen war der junge Kaufmann aus dem fernen Amerika in seine Schweizer Heimat zurückgekehrt und hatte sich fortan den Bergen verschrieben. Er wollte nicht „wie eine willen- und urteilslose Maschine“ hinter Bergführern herstapfen, sondern empfand bei selbständigen Bergfahrten „die Ungewißheit als Hauptreiz“. Weilenmann kannte die Alpen vom Monte Viso bis zum Großglockner, und sein langer Bergstock war ein Kuriosum, denn auf ihm waren mit dem Brennglas die Namen von 350 bestiegenen Gipfeln und Hochpässen eingebrannt. Nicht minder eifrig und bergtütig war der aus dem Allgäu stammende Josef Anton Specht, ein wortkarger Mann, der sich in Wien niederließ. Über seine erste Ersteigung der Weißkugel in den

Otztaler Alpen gibt es nur eine lakonische Eintragung im Venter Fremdenbuch: „J. A. Specht aus Wien mit Nicodem und Leander Klotz aus Rofen auf den Similaun und die Weißkugel“. Bei seinen Zeitgenossen galt er viel, die Nachwelt hat ihn vergessen. Als Dritter im Bunde sei der Franziskanerpater Stephan Steinberger hervorgehoben. Er gilt als Erstersteiger der Königsspitze und stand schon als Neunzehnjähriger auf dem Glockner. Er war der Marathongehrer unter den frühen Bergsteigern. Einmal marschierte er rund 70 Kilometer von seinem Heimatort Ruhpolding bis zum Wolfgangsee im Salzkammergut und bestieg am Abend noch den Schafberg. Im Sommer 1861 machte er allein dem Großvenediger seine Aufwartung, wobei er von Prägraten aus für den Auf- und Abstieg 13 Stunden benötigte. Steinberger bestieg etwa 400 Gipfel, und zwar die meisten allein.

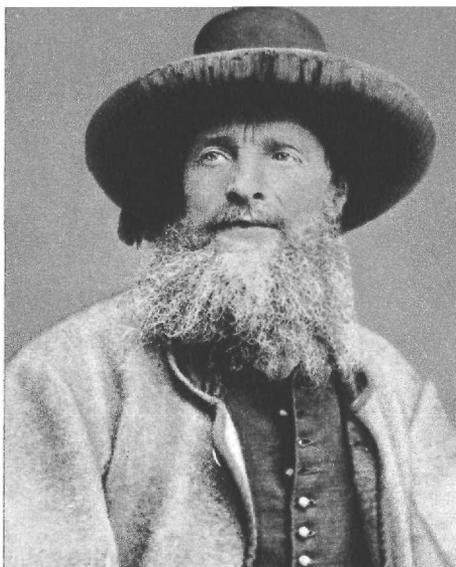
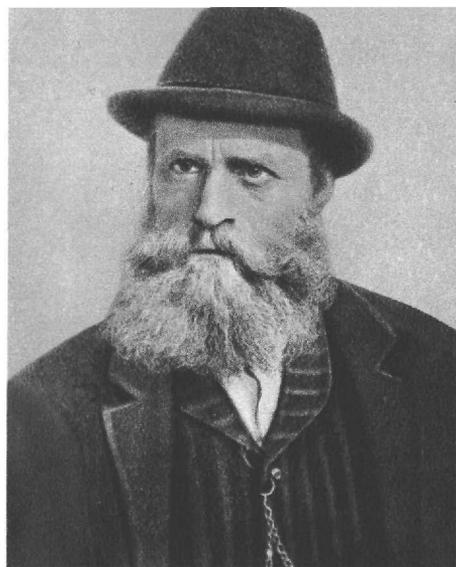
Von den drei Gründern des Österreichischen Alpenvereins war der Geologe Edmund von Mojsisovics — ein Schüler von Professor Sueß — der bedeutendste Wissenschaftler, Paul Grohmann der erfolgreichste Alpinist. Als Fünfundzwanzigjähriger begann er seinen Siegeszug durch die Dolomiten, der ihm Erschließerruhm einbrachte: Tofana, Sorapis, Cristallo, Langkofel, Große Zinne . . . Seine Unternehmungen fanden anregenden Niederschlag in dem Buch „Wanderungen in den Dolomiten“. Grohmann war kein sorgenfreier Lebensabend beschieden, sein Besitz zerrann, es blieb ihm nur die Erinnerung: „Glutvolle Tage, Bilder in nie gesehenen Farben, Erfolge — das waren glückliche Tage!“ Die Wiener Akademiker errichteten im Grödner Tal einen Denkstein, das größere, bleibende Naturdenkmal ist die Grohmannspitze, die er allerdings nicht erstmals bestieg. Was Grohmann für die Dolomiten war, das wurde der aus Schönau bei Teplitz stammende Julius Payer für Ortler, Adamello und Presanella, wo der österreichische Vermessungsoffizier, stets eifrig und sorgfältig kartierend, zahllose Erstbesteigungen ausführte. Der anfänglich verkannte „Mappeur“ mit sechsunddreißig Gulden Monatsgehalt wurde zum berühmten Mann, der als Maler Goldmedaillen erntete, bei mehr als zwölfhundert Vorträgen seine Zuhörer begeisterte, 1872 mit der „Tegetthoff“ in die Arktis fuhr und das Franz-Josephs-Land entdeckte. Wer die Payerhütte am Ortler betritt, sollte sich dieses Mannes erinnern.

Bedeutende Fahrten 1860—1870

- 1860 John Ball und Birkbeck besteigen mit Tairraz die Marmolata di Rocca.
- 1861 Weilenmann besteigt mit Pöll das Fluchthorn und betätigt sich in den Otztaler Alpen.
- 1862 Weilenmann in den Otztalern; 1. touristische Ersteigung der Hochwilde.
- 1863 Specht mit Tanzer auf dem Zuckerhütfl.
- 1864 Grohmann mit Lacedelli und Dimai auf dem Sorapis.
- 1865 Erstersteigung des Piz Buin durch Specht, Weilenmann und zwei Führer. Senn ersteigt erstmals mit Granbichler Finailspitze, Hochvernagtspitze und Kreuzspitze.
- 1866 Erstersteigung des Großlitzners durch Jacot mit zwei Führern.
- 1867 Erstersteigung der Civetta durch Tuckett mit J. und M. Anderegg.
- 1868 H. v. Barth in den Berchtesgadener Alpen (Palfelhorn, Großes Grundübelhorn).
- 1869 Stüdl und Hofmann überschreiten die Untere Ödwinkelscharte. Erstersteigung der Parseierspitze durch Specht mit Spieß. Grohmann auf dem Langkofel; seine Führer: Salcher und Fr. Innerkofler. Im gleichen Jahr Große Zinne.
- 1870 Whitwell mit Führern auf dem Cimone della Pala. H. v. Barth im Karwendel; zahlreiche Erstbesteigungen: Eiskarlspitze, Risser Falk, Lamsenspitze.



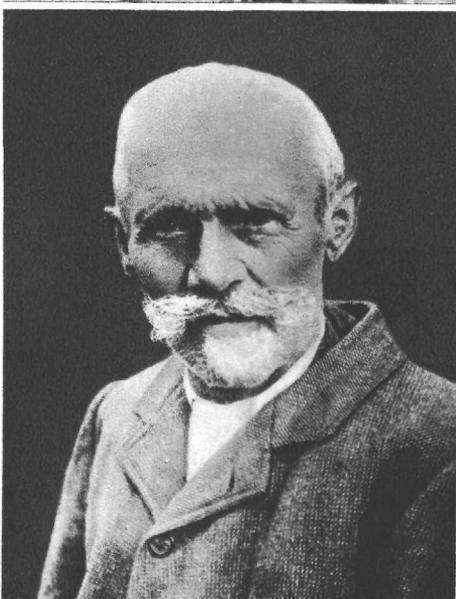
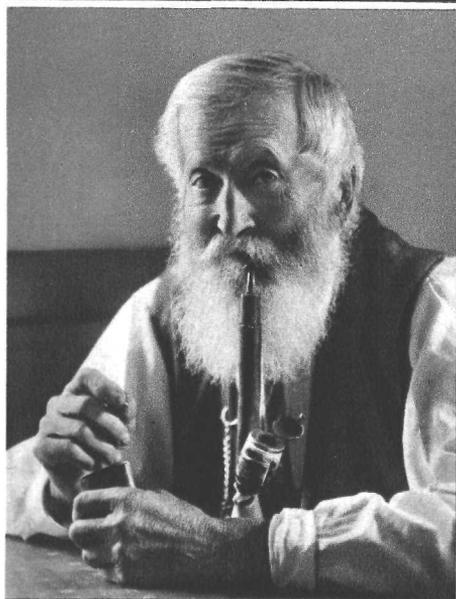
Toni Schuh mit Fridtjof Nansen in Mürzzuschlag, 1904 – Zdarsky – Moderne Skitechnik
(Aufn.: F. Böhm, E. Baumann, H. Bromberger)



Berühmte Bergführer:

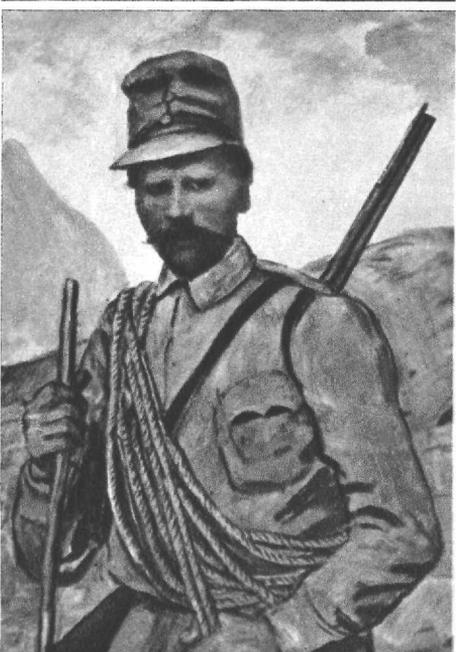
Johann Niederwieser
(genannt Stabeler)

Michael Groder



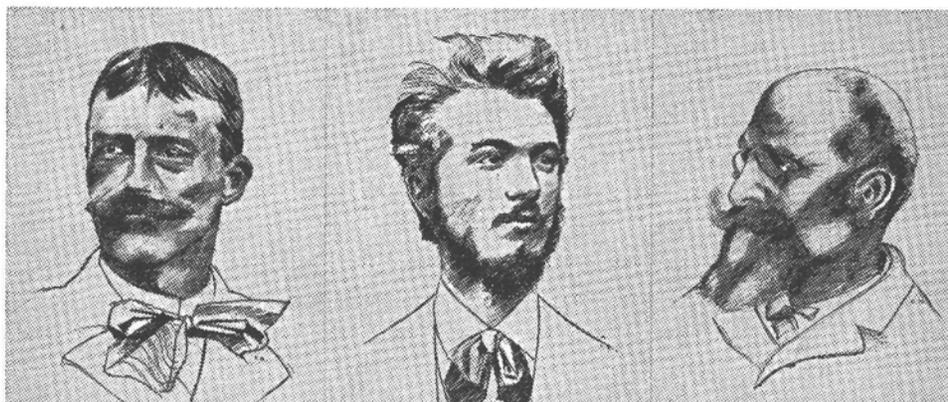
Johann Grill-
Kederbacher

Daniel Innthaler



Cyprian Granbichler

Sepp Innerkofler



Ludwig Purtscheller

Emil Zsigmondy

Eugen Guido Lammer

(Zeichnungen von E. Böhm)

Seil und Pickel als Handwerkszeug

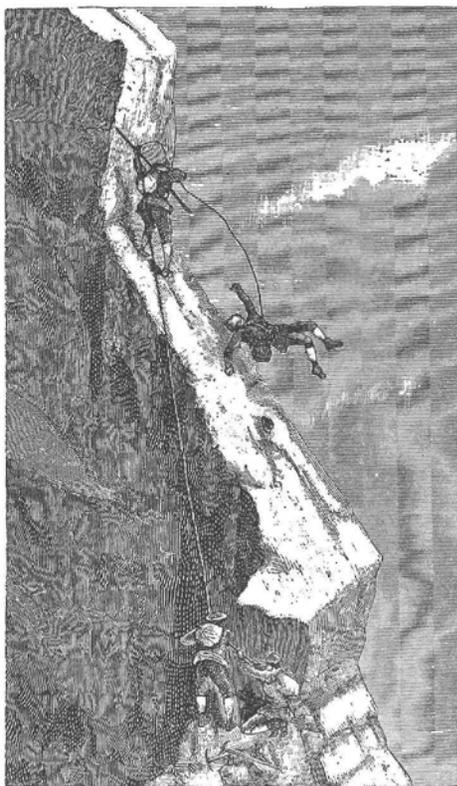
O gute alte Zeit! Hacquet hatte in seinem „Katechismus für Bergsteiger“ noch die Mitnahme eines Wacholdersträußleins am Hut empfohlen, da es das beste Mittel gegen Wundlaufen der Füße sei, und er schrieb eine Anweisung zur Verwahrung des beim Klettern hinderlichen Zopfes. Zu Thurwiesers Zeiten schützte man sich vor Gletscherbrand durch Einreiben mit Schießpulver. Zu John Balls Rüstzeug gehörten „Seil, Regenschirm, der Shakespeare und ein Klinometer“. Julius Payer mußte auf den Gletschern des Ortlers und im Adamellogebiet statt mit Seilen mit einem Pferdezaum und ein paar Stricken auskommen, und seine Führer benützten zum Stufenhacken nicht einen Eispickel, sondern eine Art Zuckermesser. Daß es um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Ostalpen mit Bergführern schlecht bestellt war, belegt ein Ausspruch von Mojsisovics aus dem Jahre 1864: „Es sind harte Proben, die an einen österreichischen Bergfahrer herantreten, von denen sich die schweizerischen und englischen Kollegen mit ihren geschulten Schweizer und savoyischen Führern nichts träumen lassen.“ Die Alpenvereinsgründer bemühten sich um gründliche Besserung der Verhältnisse. 1869 schlossen sich dank Stüdl's Tatkraft in Kals die Glocknerführer zum ersten ostalpinen Führerverein zusammen, und im Ötztal organisierte Senn das Führerwesen. Im Bereich der Ostalpen gab es bereits 236 Männer, die zumindest zeitweise Pickel und Seil als Handwerkszeug erkoren. In den kommenden Jahrzehnten wuchs ein Geschlecht zuverlässiger Männer heran, fleißig in ihren Heimatgebieten, die Besten auch in den Westalpen erprobt und anerkannt. Denken wir an Namen wie Granbichler, Pinggera, Dangl, Reinstadler, Klotz, Spechtenhauser, Hörhager, Stabeller, Ranggetiner, Kerer, Innerkofler, Kederbacher und viele andere.

Das Gehen mit Führer war, insbesondere im Gletschergebiet, die übliche Art des Bergsteigens. Es ist dies verständlich, wenn man bedenkt, daß es an Wegen und Unterkünften fehlte, daß man nicht mit zuverlässigen Beschreibungen und Karten rechnen konnte. Auch die mangelhafte Ausrüstung zwang den Eisgeher vor der Einführung der Eckensteineisen zum Stufenschlagen und dazu brauchte man harte, ausdauernde Arbeiter. Lammer, der „Herold der Führerlosen“, schrieb in schonungsloser Selbsterkenntnis: „Wenn Tribusser in der Glocknerrinne alle 2500 Stufen allein herstellte, so überragte seine Leistung turmhoch die Pallavicinis, der nur gemächlich nachstapfte und dabei noch von anderen Führern gesichert wurde. Ich weiß, daß im vorigen Jahrhundert kein Tourist fähig gewesen wäre,

ein gleiches Riesenwerk zu vollbringen, wie das Tribussers oder die unerhörte Leistung Peter Dangls in der Schückrinne am Ortler, weder Purtscheller noch Mummery, weder Emil Zsigmondy noch Pfannl.“ Es steht uns heute noch gut an, den rühmenswerten Anteil der Bergführer an der Erschließung der Ostalpen anzuerkennen.

Mit oder ohne Führer?

Erst am Schluß eines neuen Entwicklungsabschnittes wurde diese Frage wirklich aktuell und zur grundsätzlichen Entscheidung gestellt. Zunächst traten nur Individualisten als einzelne auf, die sich von den Führern trennten und völlige Unabhängigkeit praktizierten. Da ragte Ende der sechziger Jahre Hermann von Barth hervor. Er verkörperte die extremste Form des Führerlosen: den Allein-



Sturz unter dem Gipfel der Marmarole
(Aus „Gefahren der Alpen“, 1885)

geher. Aus seinen pathetischen Äußerungen vermeint man Nietzsche herauszuhören: „Im Kampf mit dem entfesselten Element bin ich der Stärkere — und bin allein...“ In langen Bundhosen, mit Bergstock und Steigeisen durchstriefte er die Nördlichen Kalkalpen vom Allgäu bis zu den Berchtesgadener Bergen, biwakierte in den Latschen und braute seinen Frühstückskaffee auf irgendeinem Gipfel. Nach Amthor trug er stets ein Giffläschchen mit sich, „als letzten Trost“, wenn er einmal unrettbar abstürzen sollte. Im Karwendel, dem er besonders zugetan war, bestieg Barth 88 Gipfel, davon 12 erstmals. Seine Erfahrungen und Erkenntnisse schrieb er in einer 950seitigen Monographie nieder. Prophetisch muten seine Worte an: „Erst wenn die Alpenwanderer die Tage des Suchens nach dem Führer einmal zum Suchen nach dem Gipfel verwenden, wird eine schönere Zukunft unserer Nördlichen Kalkalpen erblühen.“ 1876 nahm Barth von Heimat und Gebirge Abschied, ging als Geologe nach Loanda und machte hier im Fieberwahn seinem Leben ein Ende.

Barth blieb nicht ohne Jünger. Je mehr das Gebirge durch die vereinsmäßige Erschließung seiner Geheimnisse entkleidet

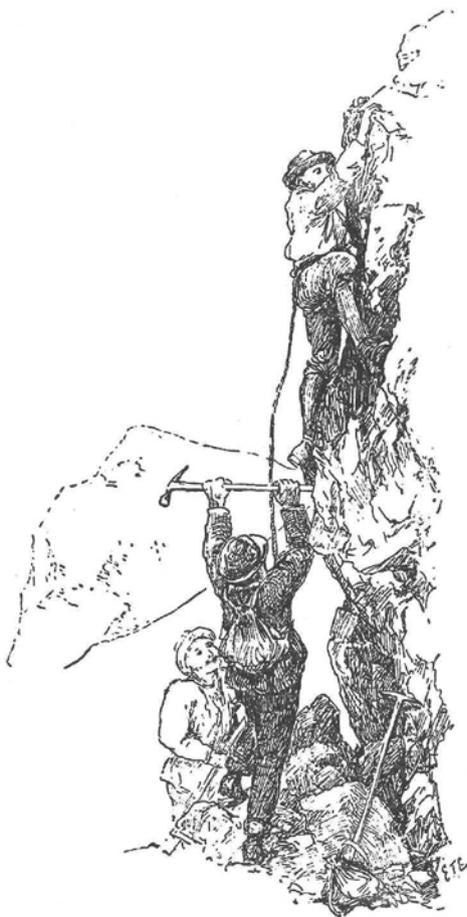
wurde, je mehr Gipfel Steinmänner trugen, um so klarer kristallisierte sich die bergsteigerische Problemstellung heraus.

Aufsehen in der alpinen Welt erregten in den achtziger Jahren die führerlosen Bergfahrten der Brüder Emil und Otto Zsigmondy aus Wien, die sich mit dem Salzburger Turnlehrer Ludwig Purtscheller zu einer erfolgreichen Seilschaft zusammenschlossen. Als Achtzehnjähriger erzwang Emil 1879 mit seinem Bruder den ersten Aufstieg auf den Feldkopf, den man später Zsigmondyspitze taufte. In den nächsten Jahren reihten die drei Freunde Erfolg an Erfolg in den heimatlichen Bergen, in den Dolomiten und im Bereich

der Viertausender. Bei einem Versuch, die Südwand der Meije zu erklettern, stürzte Emil Zsigmondy 1885 tödlich ab. Er hinterließ das erste umfassende Lehrbuch „Die Gefahren der Alpen“. Purtscheller, der insgesamt 1700 Gipfel betreten hatte, starb 1900 an den Folgen eines Sturzes an der Aiguille du Dru. Er wird den Ostalpenbesteigern immer ein Vorbild bleiben, paarte er doch mit männlicher Entschlossenheit Selbstbeherrschung und edle Begeisterungsfähigkeit: „Zur Energie des Handelns gehört auch die Energie des Entsagens... Es gibt im Hochgebirge nicht nur Dinge, die man nicht machen kann, sondern Dinge, die man nicht machen soll.“ Zum Freundeskreis gehörten u. a. Louis Friedmann, Georg Geyer, Heinrich Heß, Karl Diener, Julius Kugy. Die meisten davon hatten sich noch nicht vom Führerseil gelöst. Kugy, der Bergpoet, wurde zum ungekrönten König der Julischen Alpen. Er bekannte: „Mein Bergsteigen wurzelt in der Liebe zur Natur...“ Und vom Bergsteiger forderte er, daß er wahrhaftig, vornehm und bescheiden sei.

Und da waren die damaligen Extremen: Georg Winkler, der Münchner Draufgänger mit dem Bubengesicht, der mit achtzehn Jahren allein den kühnsten Vajoletturm, den Winklerturm, erkletterte. Robert Hans Schmitt, der Wiener Bohemien, Erstersteiger der Fünffingerspitze, und Guido Eugen Lammer. Lammer ist als einziger dieser drei alt geworden. Winkler verscholl als Neunzehnjähriger am Weißhorn, und erst 1956 gab der Gletscher seine sterblichen Reste frei. Schmitt, der von Winkler gesagt hatte: „Mit ihm geh' ich nicht mehr, er ist mir zu verwegen!“ lockte die Freiheit der afrikanischen Wildnis. Kurz vor der Heimreise erlag er, neunundzwanzig Jahre alt geworden, einem Tropenfieber. Lammer erschreckte die Anhänger des konventionellen Alpinismus mit seinen revolutionären Thesen, ebenso wie er die Jungen begeisterte. „Lammer, der scharfe Beobachter, der psychologisch geschulte Denker, und vor allem der leidenschaftliche Mensch. Ein unbändiger, trotziger Mann...“ „Der Träger des stärksten Subjektivismus“, der von sich sagte:

„Der wahre Feind ist meine enge Ichheit selbst.“ Der die Gefahr als eine Gottesgabe betrachtete, als „das, was den Menschen am tiefsten adelt“. Für ihn waren die Berge Prüfsteine des eigenen Wollens und Könnens. „So kristallisierte sich mir allmählich das Ideal des Alpinisten: es ist der harmonische Mensch, die Vollnatur.“ Daß Lammers Bergfahrten und noch mehr seine Forderungen auf Widerspruch stießen, ist verständlich, aber er hielt mannhaft stand, schlug mit scharfer Klinge zurück und traf die Pharisäer, Moralisten, die „alpinen Ritter von der traurigen Gestalt“. Trotz wie den Pickel führte er die Feder. Seine Aufsätze, die 1922 vom Österreichischen Alpenklub im Sammelband „Jung-



Kletterer vor 70 Jahren

(Zeichnung von E. Th. Compton in der
Zeitschrift des DuÖAV 1894)

born“ herausgegeben wurden, galten als Evangelium der Avantgardisten unter den Bergsteigern. Für Lammer hatte die Zukunft bereits begonnen. Sensibel spürte er die kommenden Auswirkungen der neuen Zeit: „Viele sind wieder unsäglich kulturermüdet geworden; mitten aus dem Raffinierten und Übernervösen, aus dem Räderwerk verwickelter Maschinen, aus dem Getöse und Gebaste heraus tönt immer inbrünstiger der Sehnsuchtschrei nach dem Stillen und Einfachen. Und wo könnten unsere gemarteten Nerven dies schneller und leichter finden als im Hochgebirge? . . . Dort kann das Gute in der Tiefe reifen.“ Lammer siegte. Die Entwicklung gab ihm recht. Die Grundsatzfrage: „Mit oder ohne Führer?“ war entschieden. Die Tüchtigen wollten ihr Bergerlebnis in geistiger Unabhängigkeit und mit eigener Kraft erringen.

Hervorragende Fahrten (1871—1899)

- 1871 Hermann von Barth erfolgreich im Wetterstein.
 1872 Harpprecht ersteigt mit Dangl die Trafoier Eiswand von Norden.
 1874 Georg Hofmann und Winhart ersteigen mit Kederbacher den Pfäferscher Tribulaun. Specht ersteigt mit Pöll den Patteriol.
 1875 Winterersteigung des Großglockners durch Baillie-Grohmann mit vier Kaiser Führern.
 Schück begeht mit Dangl und Pinggera den Ortler-Hochjochgrat.
 1876 Pallavicini durchsteigt mit Tribusser, Bäuerle und Kramser die nordseitige Eisrinne zur Scharte zwischen Klein- und Großglockner.
 1878 Pallavicini und Meurer besteigen mit Siorpaes und Dimai die Pala di San Martino.
 1879 Die Führer Auhäusler und Steiner erklettern die Bischofsmütze.
 Emil und Otto Zsigmondy gelingt die Erstersteigung des Feldkopfs.
 Schück durchsteigt mit Dangl und Reinstadler die Schüdkrinne am Ortler.
 1880 R. von Lendenfeld besucht im Winter Königsspitze, Ortler und Cevedale.
 Michel Innerkofler erklettert die Grohmannspitze, Santner die Santnerspitze.
 1881 Schück durchsteigt mit Kederbacher die Watzmann-Ostwand.
 Michel Soyer führt Morzbacher auf das Totenkirchl. Zott und die Brüder Zametzer folgen als zweite durch den Zottkamin.
 Michel und Hans Innerkofler erklettern die Kleine Zinne.
 Minnigerode durchsteigt mit J. und A. Pinggera und Reinstadler die Nordostwand der Königsspitze.
 Diamantidi besucht mit Michel und Hans Innerkofler alle Drei Zinnen an einem Tag.
 Kugy ersteigt mit Komac den Triglav aus der Trenta.
 1882 Führerlose Fahrten durch die Brüder Zsigmondy und Purtscheller (Pala di San Martino, Elfer- und Zwölferkofel).
 1884 Lammer überschreitet den Grat Olperer-Fußstein.
 1885 Emil Zsigmondy und Friedmann durchklettern die Nordwand des Reichensteins.
 1886 Georg Winkler im Wilden Kaiser (Winklerschlucht).
 Drasch und Jurek durchsteigen die Thurnerkamp-Nordwand.
 Artmann besucht an einem Tag Königsspitze, Ortler und Cevedale.
 Winkler und Zott erklettern die Cima della Madonna.
 1887 Winkler erklettert den Winklerturm.
 1888 Schmitt und Zilzer durchklettern die Westwand der Dreischusterspitze.
 1889 Schmitt und Drasch durchsteigen die Dachstein-Südwände zur Unteren Windlucke. Krafft, Fischer, Matasek, Schmitt und Friedmann begehen den Ortler-Marltgrat.
 1890 Winterbesteigung der Presanella durch Armandi und de Falkner.
 Erstersteigung der Fünffingerspitze durch Schmitt und Santner (Schmittkamin).

- Luber ersteigt mit Georg und Hans Niederwieser (Stabeler) den Hochgall von Süden.
 K. Otto besucht den Heimgarten mit Skiern (erster Skigipfel).
 1891 Lammer durchsteigt die Nordwestwand des Großvenedigers.
 1892 Wundt besteigt mit Bettega die Kleine und Große Zinne und den Cristallo im Winter.
 1894 W. von Arlt und Bgl. erreichen den Sonnblick mit Skiern (erster Ski-Dreitausender).
 Benesch, Merz und Schmitt erklettern den Dent de Mesdi.
 1895 Delago erklettert den Delagoturm.
 Norman-Neruda und Arvay begehen an einem Tag vier Anstiegsrouten auf die Fünffingerspitze.
 Josef Enzensperger und S. von Reuß durchklettern die Nordwestwand der Kleinen Halt.
 Winterbesteigung des Cimone della Pala durch Garbari.
 1897 Pfannl und Maischberger durchklettern die Odstein-Nordwand.
 1899 Pfannl, Maischberger und Zimmer besteigen den Torstein über die Südwand.
 Ampferer und Berger erklettern die Guglia di Brenta.
 Hans Barth und Pichl überschreiten die drei südlichen Vajolettürme.

Mit oder ohne Hilfsmittel?

An der Schwelle eines neuen Entwicklungsabschnittes grollte Ludwig Purtscheller: „Wer den Alpinismus nur als Sportsache betrachtet, als Mittel, um das abgekitzelte Nervensystem neu anzuregen, wer die Gefahr aufsucht, bloß um mit ihr zu spielen, der ist kein Bergsteiger unseres Sinnes.“ Purtscheller konnte in seiner Zeit noch aus dem vollen schöpfen, und er vermochte offenbar für die kommende, die „drohende“ Entwicklung kein Verständnis aufzubringen. Zwei Jahrzehnte später (1919) schwächte Julius Aichinger das schroffe Urteil Purtschellers ab mit den heute noch gültigen Worten: „Wir dürfen keine Richtung verurteilen und verwerfen, solange deren Triebfedern nur edel sind und Eitelkeit und Prahlucht darin keinen Raum finden.“ Und rückblickend vom Standpunkt der Gegenwart kann man Guido Magnone verstehen, wenn er ein wenig ironisch sagte, daß die alpinen Veteranen meinen, „daß der Alpinismus in dem Stadium, das sie selbst herbeiführten, sein Wachstum abgeschlossen habe.“

Wir haben es erlebt, daß die Entwicklung ihren Lauf nahm und durch mitunter hitzige Debatten über Theorie und Ethik des Bergsteigens kaum abgebremst und nicht wesentlich beeinflußt werden konnte.

Unerstiegene Gipfel wurden rar. Es blieben nur noch Türme und Zacken. So kam es, daß man die Berge von der „verkehrten Seite“, nämlich über schwierige, bislang als unersteigbar geltende Steilwände, angriff. Das sportliche Moment gewann immer mehr an Bedeutung. Purtscheller und viele seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen wurden überspielt.

Die neuzeitliche Entwicklung der Felsklettern ging von den Ostalpen aus. Vom Kalk zum Urgestein. Dolomiten, Wilder Kaiser und Gesäuse waren bevorzugte Klettergebiete. Verfeinerte Technik und verbessertes Rüstzeug ermöglichten es, die stets relative Leistungsgrenze höher zu rücken.

Wir wollen zwischen der konventionellen Ausrüstung des Bergsteigers, die sich meist aus dem Gebrauchsgerät der Jäger und Bergbewohner entwickelte, und den speziellen künstlichen Hilfsmitteln unterscheiden. Bereits im Jahre 1876 griff man in der Dachstein-Südwand zum Dynamit, um Überhänge, die den Aufstieg verwehrten, wegzusprenge. Ein dreizackiger Wurfanker, den Dr. Zott erfunden haben soll, wurde auch von Georg Winkler und Robert Hans Schmitt, den verwegenen Felskletterern ihrer Zeit, benützt.

Hermann von Barth meißelte in den sechziger Jahren mit seinem Geologenhammer Tritte in den Fels. Otto Ampferer schlug 1899 bei der ersten Erklammerung der Guglia di Brenta mehrere Mauerhaken in die exponierte Gipfelwand. 1903 wurde der Torre del Diavolo von einem Nachbarzacken aus mittels Lassowurfs eingefangen und über eine Seilbrücke erreicht. *Alpinismo acrobatico!*

Als Schlüssel zu mancher problematischen Felswand galt schon am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts der Mauerhaken. Und er wurde zu einem Streitobjekt, das fünfzig Jahre später, als sich der in eine vorhandene Ritze einzutreibende Stift nicht nur zur Sicherung, sondern auch zur Fortbewegung längst eingebürgert hatte, vom Bohrhaken abgelöst wurde.

Als die hervorragendsten Leistungen im ostalpinen Fels wurden um die Jahrhundertwende bewertet: die Erklammerung der Guglia di Brenta (fünfzig Jahre später hatten 3419 Kletterer den Gipfel betreten), die Überschreitung der drei südlichen Vajolettürme und die Durchsteigung der Marmolata-Südwand. Diese Fahrten sind im Verlaufe eines halben Jahrhunderts nur bis auf den 4. Grad der sechsstufigen modernen Schwierigkeitskala zurückgedrängt worden.

Es unterliegt keinem Zweifel: Die Kletterer von damals konnten klettern, ja manche waren überragende Meister im Fels. Bei Bergführern wie Dibona, Rizzi, Piaž und Fiechtl paarten sich Können mit Tatkraft und Draufgängertum. Ein Glanzstück Dibonas war die Erstdurchkletterung der Laliderer-Nordwand mit Rizzi und den Brüdern Max und Guido Mayer im Jahre 1911. Urteil der Ersteiger: „Schwerste bis jetzt bekannte Fels-tour.“ Wie oft wurde diese Bezeichnung bis heute auf eine andere Wand übertragen! „Jede Höchstleistung trägt den relativen Stempel ihrer Tage“, schrieb Rudolf Schietzold, der sich 1907 allein über die Totenkirchl-Westwand abgeseilt hatte. Mit der Laliderer-Nordwand wurde die „eiserne Zeit“ eingeleitet: Sechzigmal wurden Mauerhaken in den Fels getrieben!

Hans Fiechtl eröffnete mit seinen Floitenanstiegen auf die Zsigmondyspitze 1910 die damals schwierigsten Urgesteinsklettereien in den Ostalpen. Nach seinen Angaben entstand der aus einem Stück geschmiedete „Fiechtlhaken“, der rasch den Ringhaken verdrängte. Erleichterung und vermehrte Sicherheit gewährte ferner der Karabiner, den wohl erstmals Otto Herzog bei einem Ersteigungsversuch der Fleischbank-Ostwand erprobte. Vorher mußte das Seil entweder durch die Hakenöse gefädelt oder mit einer Seilschlinge mit dem Haken verbunden werden. Bergführer Hans Kreß brachte Kletterschuhe mit Sohlen aus Manchonfilz in den Handel.

Nach den gescheiterten Versuchen von Dülfer, Preuß, Piaž und anderen gelang Otto Herzog und Hans Fiechtl 1913 die erste Durchkletterung des gelbgestreiften Plattenschildes der Schlüsselkarstspitze-Südwand. Ein Quergang konnte nur durch Pendeln am Seil überlistet werden. Wieder einmal hatten die Ostalpen ihre schwierigste Kletterfahrt erhalten.

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg leuchteten zwei Sterne am Bergsteigerhimmel: der Österreicher Paul Preuß und der Rheinländer Hans Dülfer. Zwei hervorragende Kletterer, die über die Berechtigung künstlicher Hilfsmittel auf Hochtouren fair diskutierten.

Die gewichtigste der sechs von Preuß vertretenen Thesen lautete: „Der Mauerhaken ist eine Notreserve und nicht Grundlage einer Arbeitsmethode.“ Preuß war „im Fels ein Phänomen, eine Klasse für sich.“ 1913 stürzte er als Alleingehender — er hatte 1200 Gipfel erstiegen und ohne Gefährten die Ostwand der Guglia di Brenta gemeistert — an der Mandikogel-Nordkante ab. Er erlebte es nicht, daß der Mauerhaken zur Grundlage einer Arbeitsmethode im Fels und später (nach 1924) auch im Eis wurde.

Hans Dülfer „vertrat die schärfste Richtung, zog die äußerste Konsequenz. Er schuf einen eigenen Stil, dem Eleganz, Ernst und Schönheit nicht abzusprechen war“ (Franz Nieberl). Im Wilden Kaiser errang er einige seiner schönsten Erfolge: Fleischbank-Ost-

wand und Totenkirchl, direkte Westwand. Bei dieser Neutour führte die Seilschaft Dülfer von Redwitz zwei 40-Meter-Seile, 26 Mauerhaken und einen Steinbohrer mit, der allerdings nicht benützt wurde. Hans Dülfer fiel am 15. Juni 1915 bei den Kämpfen um Arras, am vierten Jahrestag seines Fleischbank-Ostwand-Sieges.

Neben den Leistungen der Spitzenkönner entwickelte sich das Felsklettern auch in die Breite. Für die Ostalpen typisch war die Kleinerschließung durch Gruppenspezialisten. Schon vor der Jahrhundertwende waren besonders hervorgetreten: Heinrich Heß in den Ennstaler Bergen, Georg Geyer im Toten Gebirge, Hans Wödl in den Niederen Tauern und Julius Kugy in den Julischen Alpen. Später widmete sich der Münchner Georg Leuchs beharrlich dem Kaisergebirge, die Innsbrucker Otto Melzer, Carl Berger und ihr Freundeskreis erkletterten die Zinnen und Türme der Kalkkögel; Lothar Patéra beging abseitige Wege in den Karnischen und Clautaner Alpen; Gustav Jahn, Heinrich Pfannl, Franz Zimmer, Thomas Maischberger und Eduard Pichl erschlossen die heute klassischen Anstiege im Gesäuse. Und nicht vergessen werden darf die Grazer „Gilde zum groben Kletterschuh“ mit Männern wie Günther von Saar, Wolf von Glanvell und Karl Doménigg.

Hans Wödl sagte einmal: „Ich glaubte, als Bergsteiger zu spät geboren zu sein.“ Ja, das bergsteigerische Neuland in den Alpen schrumpfte immer mehr zusammen. Zeitbegriff und Rekord begannen neben der Schwierigkeit eine Rolle zu spielen. Diamantidi, Norman-Neruda und Preuß erregten Aufsehen mit Renntouren und kreuzweisen Überschreitungen (Fünffingerspitze, Kleine Zinne). Und wieder entrüsteten sich die Moralisten (1909): „Die Auswüchse des sogenannten Klettersports, die den Alpinismus dem Fluche unsterblicher Lächerlichkeit preisgeben, müssen endlich beschnitten werden . . .“ Eduard Pichl wagte es, ein Veto einzulegen: „Mit Verlaub! Ich bin nicht für eine Beschneidung, so lange nicht festgelegt ist, was unter Auswüchsen verstanden wird . . . Die Jugend steigt vor allem, um mit Norman-Neruda zu reden, weil sie's freut!“

Hervorragende Fahrten (1900—1914)

- 1900 Georg Leuchs begeht allein den Kopftörlgrat und die Südwand der Ackerlspitze. Otto Melzer, Spötl und Berger durchklettern die Nordwand des Pferscher Tribulauns.
Doménigg, von Graff, von Saar und Sehrig erreichen den Großvenediger auf Skiern.
- 1901 Winterbesteigung des Totenkirchls durch A. und G. Schulze und F. Scheck. Bettega und Zagonel führen Beatrice Tomasson durch die Marmolata-Südwand. Pichl, Gams und Zimmer durchsteigen die Dachstein-Südwand zur Schulter.
- 1902 Der Campanile Val di Montanaia verliert den Ruf der Unersteiglichkeit durch von Saar und von Glanvell.
- 1905 A. Schulze und Schneider besteigen den Crozzon di Brenta über die Nordkante.
- 1906 Die Triglav-Nordwand wird von Doménigg, König und Reinl und auf neuer Route von Jahn und Zimmer durchklettert.
- 1907 Schietzold seilt sich von der zweiten Terrasse über die Totenkirchl-Westwand ab.
- 1908 Totenkirchl-Westwand im Aufstieg durch Piaz, Klammer, Schietzold und Schroffenegger.
- 1909 Der Großglockner wird von Winkler und Strobl mit Skibenützung erstiegen. Die Brüder F. und G. Steiner eröffnen den direkten Gipfelanstieg durch die Dachstein-Südwand.
Cozzi und Zanutti erklettern Torre Trieste und Torre Venezia.
- 1910 Fiechtl und Horter ersteigen die Zsigmondyspitze über die Nordostwand. Dibona und Rizzi führen die Brüder M. und G. Mayer durch die Einscr-Nordwand und über die Odstein-Nordkante.

- 1911 Preuß durchklettert allein die Guglia-Ostwand, mit Relly die Nordostwand des Crozzon di Brenta und den Preußriß an der Kleinsten Zinne.
Die Geschwister Otto, Christian und Paula Herzog begehen die Nordkante der Lalidererspitze, die Seilschaft Dibona-Rizzi-Mayer durchsteigt die Laliderer-Nordwand.
Dülfer und Schaarschmidt gelingt nach Versuchen von Herzog, Fiechtl und Sixt die Erklatterung der Fleischbank-Ostwand.
- 1913 Unter Dülfers zahlreichen Neutouren des Jahres ragt die Erstbegehung der direkten Totenkirchl-Westwand mit W. von Redwitz hervor.
Herzog und Fiechtl durchklettern die Südwand der Schüsselkar Spitze.
- 1914 O. und Chr. Herzog finden eine direkte Aufstiegsvariante und steigen über die Schüsselkar-Südwand ab.

Die eiserne Zeit

Der erste Weltkrieg wirkte sich nicht als Rückschlag, kaum als hemmende Unterbrechung der Entwicklung aus, obwohl er aus den Reihen der Bergsteiger zahlreiche Opfer riß (2556 Alpenvereinsmitglieder). An der Alpenfront fanden Tausende den weißen Tod. Dibona, Jahn, Merlet u. a. dienten bei der Bergführertruppe und führten an stillen Tagen manche Neutour aus. Italienische Alpini erklimmen die Marmolata-Südwand bis zwei Seillängen unter den besetzten Gipfelgrat und mußten wieder zurück. Sepp Innerkofler legte eine Fernsprechleitung über die Nordwand der Kleinen Zinne und fiel bei einem Nachtangriff am Paternkofel. Im Ortlergebiet waren die höchsten Stellungen der Alpenfront. Ortler-Vorgipfel, Königsspitze und andere Dreitausender erhielten eine ständige Besatzung.

Nach Kriegsende waren die Heimkehrer keineswegs bergmüde. Im Sommer 1919 regte sich in den Felsgebieten neues Leben. Im Wilden Kaiser durchstiegen fünf Seilschaften die Fleischbank-Ostwand, und der Dülferweg in der Totenkirchl-Westwand erhielt seine zweite Begehung. Emil Gretschmann und Otto Leixl überboten die Schwierigkeiten der bekannten Dülferwände. Mit nur drei Mauerhaken und einem Hammer meisterten sie die lotrechte, durch Überhänge gesperrte Westverschneidung des Predigtstuhls. Gretschmann vertrat noch die an Paul Preuß erinnernde Meinung: „Der Geist, der aus dem Handeln spricht, der auch die Technik erfüllt, ist die Hauptsache. Nur Mittel zum Zweck, nur Diener darf die Technik sein, nie Herr!“ Und im Sinne von Coudenhove-Kalergi sagte er: „Von der Ethik hängt es ab, ob die Technik den Menschen nach oben oder nach unten führt.“

Otto Herzog setzte seine Reihe hervorragender Neutouren im Karwendel fort. Gunther Langes und Erwin Merlet eröffneten eine der schönsten Kletterfahrten der Alpen: die Schleierkante der Cima della Madonna. Dieses Unternehmen schraubte nicht die Schwierigkeitsgrenze höher, sondern war Ausdruck des Strebens nach stilreinen, schönen Klettereien. Im gleichen Sinne ist die Überschreitung der Türme des Val-di-Roda-Kammes zu werten. Kritisch setzte sich Gunther Langes fünfzehn Jahre später mit Erscheinungsformen des neuzeitlichen Felskletterns auseinander, mit dem Wettkampfmotiv im Alpinismus, mit der Verwendung künstlicher Hilfsmittel zur Überwindung bergtechnischer Schwierigkeiten, mit der Mißachtung objektiver Gefahren. Er kam zu dem Schluß: „Die große Welt ist auch in das Bergsteigertum eingebrochen, um es auf Sensation und überwildes Abenteuer auszupressen.“ Seine „Wetterleuchten“ betitelte Kritik wurde nicht zu einem reinigenden Gewitter. Die eiserne Zeit hatte die Epigonen in ihren Bann gezogen, und ihr gesetzmäßiger Ablauf war nicht aufzuhalten.

Ein Beispiel: Aus der Nordwand der Praxmarerkar Spitze wurden 1921 drei Innsbrucker geborgen, nachdem sie fünf Tage und Nächte auf Hilfe gewartet hatten. Dem Vorangehenden war bei einem Sturz die Schlosserei entfallen, und ohne Hilfsmittel konnte weder der Anstieg fortgesetzt noch der Abstieg durchgeführt werden. Oskar Erich Meyer

sprach damals etwas pathetisch von „Sklaven des Werkzeugs“. 1925 gelang im Wilden Kaiser nach langer Belagerung die Erstdurchsteigung der Fleischbank-Südostwand durch den Tiroler Roland Rossi und den Sachsen Fritz Wießner. Keine andere Wand hatte vorher so ausgeprägte Arbeit mit Hammer und Eisen, soviel Vertrautheit mit allen technischen Kunstkniffen erfordert. Im nächsten Jahrzehnt wurde sie von achtzig Seilschaften durchstiegen; kürzeste Kletterzeit: 1 Stunde 20 Minuten.

Eine großartige Leistung gelang 1925 Emil Solleder und Gustav Lettenbauer mit der Erstdurchsteigung der 1100 Meter hohen Civetta-Nordwestwand. Rudatis nannte sie „die Wand aller Wände“, und den Weg Solleders bezeichnete er als den „ersten mustergültigen und vollkommenen 6. Grad, der in den ganzen Dolomiten bezwungen wurde“. Im nächsten Jahrzehnt wurde der Sollederweg durch die Civetta-Nordwestwand vierunddreißigmal begangen, und zwar von fünfzehn deutschen, zehn österreichischen und neun italienischen Seilschaften. 1931 legte die Seilschaft Comici-Benedetti eine zweite Route durch „die Wand aller Wände“.

Der 6. Grad wurde zum Symbol der eisernen Zeit. Er sollte in der Schwierigkeitsskala die äußerste Grenze, die ein Mensch zu erreichen vermochte, markieren. Domenico Rudatis schrieb 1936 in seinem Buch „Das Letzte im Fels“ geradezu eine Philosophie des „sesto grado“. Siebzehn Wege des 6. Grades wurden allein in der Civettagruppe in der Zeit von 1925 bis 1935 eröffnet. Hervorragende italienische Kletterer, wie Emilio Comici, Attilio Tissi, Alvisè Andrich, Riccardo Cassin und Vittorio Ratti, erregten durch ihre Leistungen Aufsehen.

Zu den faszinierenden Kletterproblemen zählte die mauerglatte, lotrechte Nordwand der Großen Zinne. Vollendete Techniker im Fels, wie Steger, Stößer, Tissi und Carlesso, hatten hier schon Niederlagen eingesteckt. 1933 setzten von italienischer Seite neue Vorstöße ein; Dibona, die Brüder Dimai und Comici traten auf den Plan. Ihre Ausrüstung veranschaulicht deutlich die Art der Kletterei: 400 Meter Seil, 150 Meter Reepschnur, 90 Mauerhaken und 40 Karabiner. Am Abend des ersten Tages zwang ein Gewittersturm die Nordwandmänner ungefähr bei Stegers höchstem Punkt zur Umkehr. Seile blieben zur Erleichterung des Aufstiegs hängen. Als Comici und die Brüder Dimai wieder einstiegen, erreichten sie nach einem Freilager den Gipfel der Großen Zinne. Altmeister Julius Kugy schrieb damals skeptisch und bedauernd: „Nun ist es erwiesen, daß die Nordwand der Großen Zinne nicht ersteiglich ist!“ Für den alten „König der Julier“ war das akrobatische Turnen am senkrechten Fels nicht mehr mit Bergsteigen zu vereinbaren. An der Zinne-Nordwand schieden sich wieder einmal die Geister. Die Jungen lachten und die Nordwand kam in Mode. Comici erkletterte sie noch einmal, diesmal allein, ohne sichernden Gefährten, in 3½ Stunden. Sein Beispiel reizte weitere Alleingehere. Bis 1961 wurde die Comici-Route zwölfmal allein durchklettert, dreimal von dem Belgier Claudio Barbier. Das Nonplusultra des modernen Klettersports ist Claudio Barbier zuzuschreiben. Er beging an einem Augusttag 1961 fünf Nordanstiege der Drei Zinnen und bewältigte dabei 1600 Meter Kletterei im Aufstieg (250 Meter 6. Grad). Zunächst erledigte er die Cassin-Route in der Westlichen-Zinne-Nordwand in 3 Stunden, dann die Comici-Route durch die Große-Zinne-Nordwand in der gleichen Zeit und dann kamen die kleineren Sachen: Kleinste-Zinne, Preußriß, in 70 Minuten, Punta-di-Frida-Nordwand, Dülferweg, in 1 Stunde und Kleine-Zinne, Nordwand, Innerkoflerweg, in 30 Minuten. Ja, Nerven haben sie, diese jungen Kletterer von heute!

Die Nordwand der Großen Zinne hatte es bereits auf zwanzig Begehungen gebracht, als man 1935 begann, die benachbarte Nordwand der Westlichen Zinne zu belagern. Deutsche und italienische Kletterer versuchten abwechselnd ihr Glück, brachten etliche Haken an und drangen einige Meter höher vor. Comici benötigte bei einem Versuch volle 7 Stunden, um eine 12 Meter hohe Wandstelle zu erklettern. Vor der von Wetterpech verfolgten Münchner Seilschaft Hintermeier-Meindl wurde schließlich Cassin und Ratti der Erfolg zuteil. Die beiden Münchner folgten als zweite. Ihr Urteil: „Diese Wand darf

in ihrem jetzigen Zustand zweifellos als schwierigste und in der Gesamtleistung größte Bergfahrt bezeichnet werden.“

Ein Vierteljahrhundert später ging es in beiden Wänden um eine „Direttissima“.

*

Auch im Eis bahnte sich in den zwanziger Jahren eine neue Entwicklung an. 1923 hatte der Wiener Alfred Horeschowsky im alten Stil allein die Pallavicinirinne am Großglockner durchstiegen und dabei 2000 Stufen geschlagen. 1924 begingen Willo Welzenbach und Fritz Rigele die Wiesbachhorn-Nordwestwand. Welzenbach, reich an gesammelten Erfahrungen, übertrug hier die verfeinerte Klettertechnik vom Kalkfels ins Eis. Er bezwang die Schlüsselstelle, einen damals 25 Meter hohen Eiswulst, mittels selbst erdachter Eishaken. Dieser Anstieg übertraf die Schwierigkeiten der Pallavicinirinne und stellte eine eistechnische Höchstleistung in den Ostalpen dar. 1932 fand Toni Schmid, einer der Erstersteiger der Matterhorn-Nordwand, durch Absturz den Tod, als er einen ihm entglittenen Eishaken wieder erhaschen wollte und das Gleichgewicht verlor. Später konnte der Wiener Hugo Tomaschek die 500 Meter hohe Eisflanke allein in 1 Stunde 20 Minuten durchsteigen.

In der Glocknergruppe gelangen Welzenbach mit Karl Wien 1926 noch drei großzügige Neutouren: Glockner-Nordwestwand, Eiskögele-Nordwand und Glockner-Nordwand.

Die nächsten großen Eisprobleme bot die Ortlergruppe. Ein schwieriger und gefährlicher Pfad war der Anstieg Hans Ertls und Hans Brehms über die direkte Nordwand der Königsspitze. Es glückte den beiden, im Hagel fallender Steine den felsigen Wandgürtel zu bezwingen und der bedrohlich hercinhängenden Gipfelwächte durch eine gewagte Querung zu entschlüpfen. Der unmittelbare Aufstieg über die Wächte gelang erst späteren Wiederholern.

Ortler-Nordwand! 1400 Meter hoch bricht sie — ein riesiger Eistrichter — westlich des Rothböckgrates vom Gipfel zum Marltferner ab. Louis Friedmann schrieb darüber: „Nur wer es über sich bringt, sein Leben und das seiner Führer oder Gefährten völlig zu misachten, wird diesen Anstieg ernstlich versuchen.“ Nachdem am Pfingsten 1931 Welzenbach und Merkl 600 Meter hoch vorgedrungen waren, kamen Mitte Juni Hans Ertl und Franz Schmid auf Fahrrädern nach Sulden und errangen den Erfolg nach 17stündiger Eisarbeit. Ertl berichtete: „Zwei Seillängen, und zwar die Umgehungsstellen am ersten und fünften Eisüberhang, sind im unteren Teil 80 Grad geneigt, im oberen Teil senkrecht und müssen teils durch Meißeln von Kerben und Tritten, teils auf Zug, unter ausgiebiger Verwendung von Eishaken überwunden werden. In bezug auf objektive Gefahren bildet die Wand ein Lotteriespiel...“

Nach diesen ostalpinen Fahrten verlagerte sich das Gewicht der weiteren Entwicklung im Eis wieder auf die Westalpen. Was die Profilmgummi-sohlen im Fels ermöglichten, waren nun die neuen zwölfzackigen Steigeisen im Eis. Eishaken, Eissschraube und Trittleiter gehören zum Rüstzeug des Eiskletterers.

Flucht in die Direttissima

Seit Comici und Benedetti 1931 eine Direttissima — die keine war — durch die Nordwestwand der Civetta erzwungen hatten, wurde der Begriff des direkten Anstieges durch eine Wand zu einer neuen Notlösung für Problemsucher. Der Vorrat an „verkehrten“, schwierigen Seiten der Berge war ausgeschöpft. Wollte man noch Neuland finden, so blieb nichts übrig, als gerade Anstiegslinien über die abweisendsten Wände zu ziehen.

Als Musterbeispiel einer unüberbietbaren geradlinigen Routenführung darf die Durchsteigung der 750 Meter hohen Nordwestwand der Punta Civetta durch Andrich und Faè gewertet werden. Sie brachte es bis 1952 auf fünf Begehungen. Die 800 Meter hohe Nordwestwand der Cima Su Alto, die 1938 von Ratti und Vitali erstmals durchstiegen

wurde, erhielt 1951 einen direkten Weg durch die hervorragenden französischen Kletterer Gabriel und Livanos. Sie berichteten von 128 Mauerhaken, 28 Kletterstunden und zwei Biwaks. Damals galt die Wand als die schwierigste Dolomitenkletterei vor der Scotoni-Südwestwand, der Marmolata-di-Rocca-Südwand, der Torre-di-Valgrande-Nordwestwand und der Nordwand der Westlichen Zinne.

Als 1952 Franzosen die Dru-Westwand in der Montblancgruppe bezwungen hatten, sprach man von einer neuen Phase, ja von einer Wende im Alpinismus. Man prägte einen neuen Begriff: die Expedition in der Vertikalen.

Die erste dieser Vertikalexpeditionen in den Ostalpen war die Eroberung der direkten Nordwand der Großen Zinne im Jahre 1958. Die gelbe Wand links des Comiciweges in der Gipfelfalllinie blieb ein Problem für die Jugend. Unter den ersten, die einen Versuch wagten, war Hermann Buhl. Im Sommer 1957 versuchten die Sachsen Dieter Hasse und Peter Voigt und die Bayern Willi Zeller und Toni Reiter ihr Glück; sie kamen 150 Meter hoch. Eine Schlechtwetterzeit zwang zum Abbruch. Einen Vorstoß im Herbst vereitelte früher Schneefall. Der Durchstieg gelang erst im Juli 1958. In zwei getrennten Seilschaften griffen Dieter Hasse und Lothar Brandler und Jörg Lehne und Siegfried Löw die Wand an. Die erste Seilschaft ging in der unteren Wandhälfte voraus, die zweite stieg einen Tag später ein und übernahm im oberen Teil die Führung. Innerhalb der 25 Seillängen wurden 180 Mauerhaken, darunter 14 Bohrhaken geschlagen. Einiges Neue war zu den bisher schon üblichen Steinbohrern und Trittleitern hinzugekommen. Zwar nicht elektrische Bohrmaschinen, die die Italiener den Erstbegehern angedichtet hatten, aber Perlön-Hängematten für Biwaks zwischen Himmel und Erde und die vom treusorgenden „Bodenpersonal“ bediente Nachholreepschnur für Proviant und Material. Und die Erstbegeber waren wieder einmal überzeugt, die allerletzte Sprosse der Schwierigkeitsskala im Zehenstand erreicht zu haben. Der Drittbegeber der Wand, René Desmaison, schrieb im „Alpinisme“: „Die Kletterer, die jüngst diesen Anstieg erschlossen haben, bewiesen, daß es keine unmögliche Wand mehr gibt, so überhängend sie auch sei. Die Kletterei mit künstlichen Hilfsmitteln tritt in ihr goldenes Zeitalter ein.“ Es wäre wohl besser, diese neue Epoche des Alpinismus als die eiserne Zeit zu bezeichnen.

Ähnlich verlief eine Durchkletterung der Südwestwand der Rotwand im Herbst des gleichen Jahres, der Cesare Maestri eine Direttissima folgen ließ.

Schauplatz eines förmlichen Wettkletterns der Extremen mit unschönen Begleiterscheinungen war 1959 die Nordwand der Westlichen Zinne. Sie sollte, wie im Vorjahr die benachbarte Große, einen direkten Durchstieg erhalten. Und siehe da, es wurden drei Kletterrouten 6. Grades daraus! Bereits im April war die Schweizer Seilschaft Schelbert-Weber etwa 180 Meter hoch gekommen und hatte fixe Seile und Haken zurückgelassen. Kletterer aus Cortina ließen sich durch diese Vorarbeit nicht abhalten, sondern durchkletterten Anfang Juli die Wand. Knapp rechts davon legten die alarmierten Schweizer ihre eigene Route. Und weiter links erzwangen zwei Franzosen — Jean Couzy zum Gedächtnis — einen selbständigen Durchstieg. Also statt einer Direttissima drei!

Was die fortschreitende Erschlosserung der Ostalpen betrifft, so schossen 1959 zwei Italiener den Vogel ab. Sie bauten eine Direttissima durch die bereits 1935 erstmals durchkletterte Torre-Trieste-Südwestwand und waren damit sechs Tage beschäftigt. Materialaufwand: 380 Fels- und 90 Bohrhaken! Das macht wohl etwa 40 Kilo Eisen.

Hervorragende Fahrten (1918—1961)

- 1918 Pichl und Waitzer erklettern den Langkofel über die Nordkante.
- 1919 Erstbegehung der Predigtstuhl-Westverschneidung durch Gretschmann und Leixl.
- 1920 G. Langes und Merlet erklettern die Cima della Madonna über die Schlieierkante.
- 1924 Rossi und Simon durchklettern die Pelmo-Nordwand.

- Welzenbach und Rigele wenden in der Wiesbachhorn-Nordwestwand erstmals Eishaken an.
- 1925 Erstbegehung der Fleischbank-Südostwand durch Rossi und Wießner, der Roßkuppe-Nordwestkante durch K. Sixt und Hinterberger, der Furchetta-Nordwand durch Solleder und Wießner und der Civetta-Nordwestwand durch Solleder und Lettenbauer.
- 1926 Welzenbach und Wien lösen die letzten Wandprobleme der Glocknergruppe: Glockner-Nordwand, Eiskögele-Nordwand und Nordwestwand der Glockerin. Solleder und Kummer durchklettern die Ostwand des Saß Maor.
- 1928 Steger und Paula Wiesinger erklettern den Einser-Nordpfeiler („Weg der Jugend“). Peterka löst Gesäuseprobleme: Ödstein, direkte Nordwand, Ödsteinkarturm, direkte Nordostwand.
- 1929 Peterka setzt seine Neutouren im Gesäuse und Dachsteingebiet fort. Micheluzzi und Perathoner erklettern den Marmolata-Südpfeiler.
- 1930 Brehm und Ertl durchsteigen die Nordwand der Königsspitze in der Gipfelfalllinie.
- 1931 Ertl und Franz Schmid lösen das letzte große Problem am Ortler, die Nordwand. Moldan, Rößner und Schintlmeister eröffnen mit der Erstbegehung der Dachl-Nordwand die erste Hakentour im Gesäuse.
- 1933 Die Nordwand der Großen Zinne verliert den Nimbus der Unersteiglichkeit an Comici und die Brüder Dimai.
- 1934 Mit der Erkletterung der Schüsselkarspitze-Südostwand durch Peters und Haringer erhält das Wettersteingebirge seine schwierigste Fahrt. Andrich und Faè erklettern die Nordwestwand der Punta Civetta.
- 1935 Cassin und Ratti begehen die Nordwand der Westlichen Zinne und die Südostkante des Torre Trieste.
- 1936 Schinko und Sikorovsky durchklettern die Verschneidung zwischen Dachl und Roßkuppe.
Die direkte Nordwand des Langkofels wird durch Soldà und Bertoldi begangen. Erstbegehung der Marmolata-Südwestwand durch Soldà und Conforto und der Südwand der Marmolata di Rocca durch Castiglione und Vinatzer.
- 1938 Cima-Su-Alto-Nordwestwand: Ratti und Vitali.
- 1943 Maukspitze-Westwand: Buhl, Reischl und Weiß.
- 1944 Fleischbank-Südostverschneidung: Moser und Weiß.
Tofana-di-Roces-Südpfeiler: Appolonio und Constantini.
- 1946 Lalidererspitze, direkte Nordwand: Rebitsch und Spiegel, oberer Teil Rebitsch und Rainer.
- 1947 Lalidererspitze-Nordwestverschneidung: Rebitsch und Lorenz.
- 1951 Peitlerkofel-Westwand: Schießler und Meyer.
Cima-Su-Alto, direkte Nordwestwand: Gabriel und Livanos.
- 1952 Cima-Scotoni-Südwestwand: Ghedina, Lacedelli und Lorenzi.
Predigtstuhl-Nordgipfel, direkte Westwand: Hofer und Wörndl.
- 1957 Fleischbank, direkte Ostwand: Nojchl und Wörndl.
- 1958 Große Zinne, direkte Nordwand: Hasse, Brandler, Lehne und Löw.
- 1959 Drei neue Routen in der Nordwand der Westlichen Zinne: Schelbert und Weber; Bellodis und Franceschi; Desmaison und Mazeaud.
- 1961 Östliche-Sattelspitze-Nordostwand: Abram, Schrott, Oehler und Vonmetz.

Wände und Grate im Winter

Seit den Winterfahrten von Valentin Stanig und Friedrich Simony in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich Technik und Zielsetzung des winterlichen Bergsteigens

grundlegend geändert. Damals ging es um das Erreichen unschwierig zugänglicher Gipfel, wie Untersberg und Dachstein. Allmählich wagte man sich an schwierigere Aufgaben: Großglockner (1875), Kleine Zinne (1892), Totenkirchl (1901). Die Entwicklung ging in dieser Richtung weiter, bis man im Winter die größten Fahrten in den Alpen unternahm und die schwierigsten Felswände angriff.

So ist die ins verschneite und vereiste Gelände verlegte Kletterei nur die bedingte Fortsetzung der nach der „goldenen Zeit des Alpinismus“ begonnenen Wintererschließung. Gerade auf diesem Gebiet finden Leistungswille und Härte gegenüber den Unbildern der Natur einen bis vor kurzem unverstandenen Ausdruck. Für den neuzeitlichen extremen Bergsteiger haben die schroffen Gipfel, ja sogar die längsten Grate und schwierigsten Wände ihren winterlichen Schrecken verloren. Der Alpinismus von heute ist auf den Dreiklang abgestimmt: Felsklettern, Eisgehen und Winterbergsteigen.

Georg Maier, einer unserer erfolgreichsten Winterbergsteiger, sagte aus seiner reichen Erfahrung: „Winterbergsteigen ist richtig und gut für Bergsteiger, die im Laufe der Jahre weiterstreben und ihr Glück an den großen klassischen Wänden oder in außeralpinen Gebieten versuchen wollen. Man muß mit den Gefahren vertraut und ihnen — so weit dies möglich ist — gewachsen sein. Beste Ausrüstung ist unerlässlich. Man muß sich über Anmarsch, Biwakmöglichkeiten und Abstieg im klaren sein. Am besten ist es, eine Wand erst im Sommer zu durchsteigen, ihre Stärken und Schwächen kennenzulernen. Es gilt immer, Können und Leistung zu steigern und Erfahrungen zu sammeln.“

Eine aufschlußreiche Chronik „Daten zur Wintererschließung der Alpen“ von Dr. Franz Grassler ist im Alpenvereinsjahrbuch 1950 enthalten. Wir können hier nur eine Reihe der bedeutendsten Unternehmungen der neueren Zeit anführen.

Eine aufsehenerregende Winterkletterei war die Durchsteigung der Watzmann-Ostwand auf dem Kederbacherweg in der Zeit vom 6. bis 8. Dezember 1930 durch Toni Beringer, Simon Flatscher, Georg Mitterer und Ludwig Zankl. Zwar ein Wagnis, aber gründlich bedacht und vorbereitet. Mit vierzigpfündigen Rucksäcken überwand die vier Bergsteiger die vereisten Felsen des unteren Wandteils, der obere verlangte mühevolle Spürarbeit im Pulverschnee. Zwei Nächte wurden in einer Höhle oberhalb der Schöllhornplatte und in einem Schneeloch 150 Meter unterhalb des Gipfelgrates verbracht. Gustl Kröner und Hans Huber wiederholten 1932 die große Fahrt. Seither wurde die winterliche Watzmann-Ostwand auf verschiedenen Wegen, teilweise durch Alleingehende, durchstiegen. Die kühnste Alleinbegehung war die des Salzburger Weges im Februar 1953 durch Hermann Buhl vor seinem Aufbruch zum Nanga Parbat. Um 7 Uhr abends verließ Buhl St. Bartholomä, im Dämmerlicht des Mondes durchkletterte er die 1800 Meter hohe Flanke und stand um 4 Uhr früh auf dem Gipfel. „Ein großartiger Augenblick . . ., eine todeseinsame, aber begnadete Stunde.“

Nach der ersten Winterbegehung der Watzmann-Ostwand schreckte man auch vor größeren technischen Schwierigkeiten nicht zurück. Im Jänner 1932 durchstiegen die beiden Mittenwalder Krinner und Kofler die vereiste Südwand der Schüsselkar Spitze. Am gleichen Berg erlebte das Winterbergsteigen eine weitere Leistungssteigerung. Vom 27. bis 29. Februar 1936 erzwangen Adolf Göttner und Rudolf Peters einen Aufstieg über die Südostwand. Dabei mußten sie einen 35pfündigen Rucksack mitschleppen. Auch die schwierigen Kaiserwände kamen an die Reihe, im Gesäuse die Roßkuppenkante und in den Dolomiten 1938 die Nordwand der Großen Zinne. Die Wiener Sepp Brunhuber und Fritz Kasperek arbeiteten sich bei grimmiger Kälte 400 Meter empor, biwakierten und erreichten am nächsten Tag den Gipfel. Es war noch die Zeit der Manchon-Kletterschuhe, Schutz bot nur der Zdarkysack, Daunenkleidung war noch unbekannt.

Dachstein-Südwand, Dachl- und Hoctor-Nordwand, Hochstadel-Nordpfeiler und Udsteinkante folgten. Im März 1950 belagerten Hermann Buhl und Kuno Rainer die Marmolata-Südwestwand. Einmal mußten sie zurück, dann erzwangen sie bei Neuschnee

den Durchstieg. „Es war mehr eine Feuerwehübung als eine Kletterei, ein Hinaufnageln, da der Neuschnee jeden Halt verwehrte“, sagte Hermann Buhl von der ersten Seillänge nach dem Biwakplatz.

Eine prächtige Leistung war die erste Winterbegehung der direkten Hochwanner-Nordwand durch Martin Schließler und Karl Sohler. Schließler schrieb: „Ich brauchte oft den ganzen Willen, um weiterzugehen ins Ungewisse.“

Im Winter 1953 bewarben sich eine deutsche und eine italienische Seilschaft um die Nordwand der Westlichen Zinne. Carlo Mauri und Walter Bonatti kamen den Bayern Hans Wörndl und Konrad Hollerith zuvor, die jedoch unverdrossen die zweite Winterbegehung machten.



Der neuzeitliche Kletterer

(Zeichnung von Erwin Merlet)

Bei dieser Entwicklung war es nicht verwunderlich, daß auch Anwärtler für die winterliche direkte Nordwand der Großen Zinne antraten. In der Zeit vom 13. bis 17. Februar 1961 erzwangen die jungen Elbsandsteinkletterer Peter Siegert, Rolf Jäger, Reiner Kauschke und Werner Bittner den Durchstieg. Sie hatten zwar noch keine Erfahrung in winterlichen Klettereien, hielten aber dennoch den fünftägigen Strapazen stand. Eine außerordentliche Leistung, die in der Tagespresse — wie auch schon frühere extreme Winterbegehungen — sensationell ausgeschlachtet wurde. Fast können wir im Falle Publicity froh sein, daß wir in den Ostalpen keinen Eiger und kein Matterhorn vor Aussichtsfernrohren stehen haben!

An dieser Stelle soll aber noch jener Winterfahrten gedacht sein, die in aller Stille geplant und durchgeführt wurden. Manche, zum Beispiel die großen Gratüberschreitungen im Wetterstein, Karwendel und Wilden Kaiser, hatten fast Expeditionscharakter. Im Dezember 1955 überkletterten Georg Maier und Hannes Niederberger den Wetterstein-Hauptkamm von der Unteren Wettersteinspitze bis zur Zugspitze über 38 Gipfel, wobei sie dreimal biwakierten. Ein Jahr später gelang derselben Seilschaft die Umrahmung des Griesner Kars im Wilden Kaiser, beginnend mit dem Lärcheck-Ostpfeiler bis zum Predigtstuhl. Eine Fahrt von ähnlichem Charakter war die Überschreitung der mittleren Kar-

wendelkette vom Karwendelhaus bis zum Stanser Joch über 30 Gipfel bei andauerndem Schneefall in der Zeit vom 14. bis 18. April 1960, ebenfalls durch Maier und Niederberger. Eine vollständige Begehung des Wettersteingrates von der Alpspitze bis zur Unteren Wettersteinspitze führten in der Zeit vom 15. bis 21. Februar 1959 drei Seilschaften der Sektion Oberland (München) unter Leitung von Horst Wels durch. Es war eine Trainingsfahrt für die Anden-Expedition 1961. In einem siebentägigen Unternehmen überschritten Hias Öckler und Sepp Zeller 1961 die östliche Karwendelkette von der Brunnsteinspitze bis zur Östlichen Karwendelspitze. Im gleichen Jahr stiegen die beiden jungen Kufsteiner Sachsenmeier und Wiechenthaler im Wilden Kaiser vom Zettenkaiser bis zur Fleischbank über 13 Gipfel.

Hervorragende Winterfahrten (1930—1961)

- 1930 Watzmann-Ostwand, Kederbacherweg: Behringer, Flatscher, Mitterer und Zankl.
 1932 Schlüsselkarspitze-Südwand, Herzog-Fiechtl-Weg: Krinner und Kofler.
 1934 Großes Mühlsturzhorn-Südkante: Peters und Meier.
 1936 Schlüsselkarspitze-Südostwand: Peters und Göttner.
 1937 Triglav-Nordwand: Mira Marko Debelakova, Derzaj und Zivko.
 1938 Fleischbank-Südostwand: Rebitsch und Mariner.
 Große-Zinne-Nordwand: Brunhuber und Kasperek.
 1940 Dachl-Nordwand: Skriwan und Moog.
 Dachstein-Südwand, Steinerweg: Peters und Leinweber.
 1941 Hochtor-Nordwand: Brunhuber, Kasperek und Wiegele.
 1946 Kleine Zinne, Gelbe Kante: Alarese und Calo.
 Großer-Ödstein-Nordwestkante: Schaur und Nigmann.
 1949 Guglia di Brenta: Detassis und Serafino.
 Hochwanner, direkte Nordwand: Schließler und Sohler.
 1950 Fleischbank-Südostverschneidung: Buhl und Rainer.
 Marmolata-Südwestwand: Buhl und Rainer.
 1953 Westliche-Zinne-Nordwand: Bonatti und Mauri.
 1955 Lalidererspitze-Nordverschneidung: A. und H. Mather.
 Wettersteingrat von der Unteren Wettersteinspitze bis zur Zugs Spitze: Maier und Niederberger.
 1956 Griesner-Kar-Umrahmung: Maier und Niederberger.
 1959 Wetterstein-Hauptkamm von der Alpspitze bis zur Unteren Wettersteinspitze: Wels, Wolf, Albrecht, Buncsak, Jordan.
 1961 Wilder Kaiser. Gratüberschreitung vom Zettenkaiser bis zur Fleischbank: Sachsenmeier und Wiechenthaler.
 Östliche Karwendelkette. Gratüberschreitung von der Brunnsteinspitze bis zur Östlichen Karwendelspitze: Öckler und Zeller.
 Westliche Praxmarerkarspitze, direkte Nordwand: Maier und Niederberger.
 Eiskögel-Nordwand: Behringer und Huber.
 Große Zinne, direkte Nordwand: Bittner, Jäger, Kauschke und Siegert.

Ausblick

Fazit: Die Ostalpen, ja die gesamten Alpen sind erschlossen! Ihre Gipfel, Grate und Wände sind mit einem engmaschigen Netz von Aufstiegsrouten überzogen. Welche ungeheure Muskelleistung wurde hier von Menschen vollbracht, ohne nach Zweck und Nutzen zu fragen! Welche Ausstrahlung von Erlebniswerten, von Werken der Künstler und Erkenntnissen der Wissenschaft bereicherten die Menschen! Was ist noch zu tun?

Mögen die meisten Bergsteiger auch mit markierten Wegen und bekannten und beschriebenen Routen vorliebnehmen, mögen sie von berühmten Aussichtspunkten Ausschau halten, für die aktive Jugend ist immer noch die alte Problemstellung der Alpenpioniere faszinierend: Die Suche nach Neuland! Und diese akrobatisch geschulten, technisch perfekten Kletterer suchen und finden unbetretenen Fels und bisher gemiedenes Eis in senkrechten Wänden und abenteuerlichen Flanken. Ihr Neuland ist die Direttissima, der direkte Aufstieg zum Gipfel; ihr Abenteuer erleben sie heute und morgen, wenn sie die schwierigsten Touren der Alpen auch im Winter wagen. Darf man darüber lächeln oder lästern? Kann man ihr Tun verantwortungslos und verrückt nennen? Auch Zsigmondy, Winkler, Preuß und Lammer waren zu ihrer Zeit wagemutig bis zum äußersten.

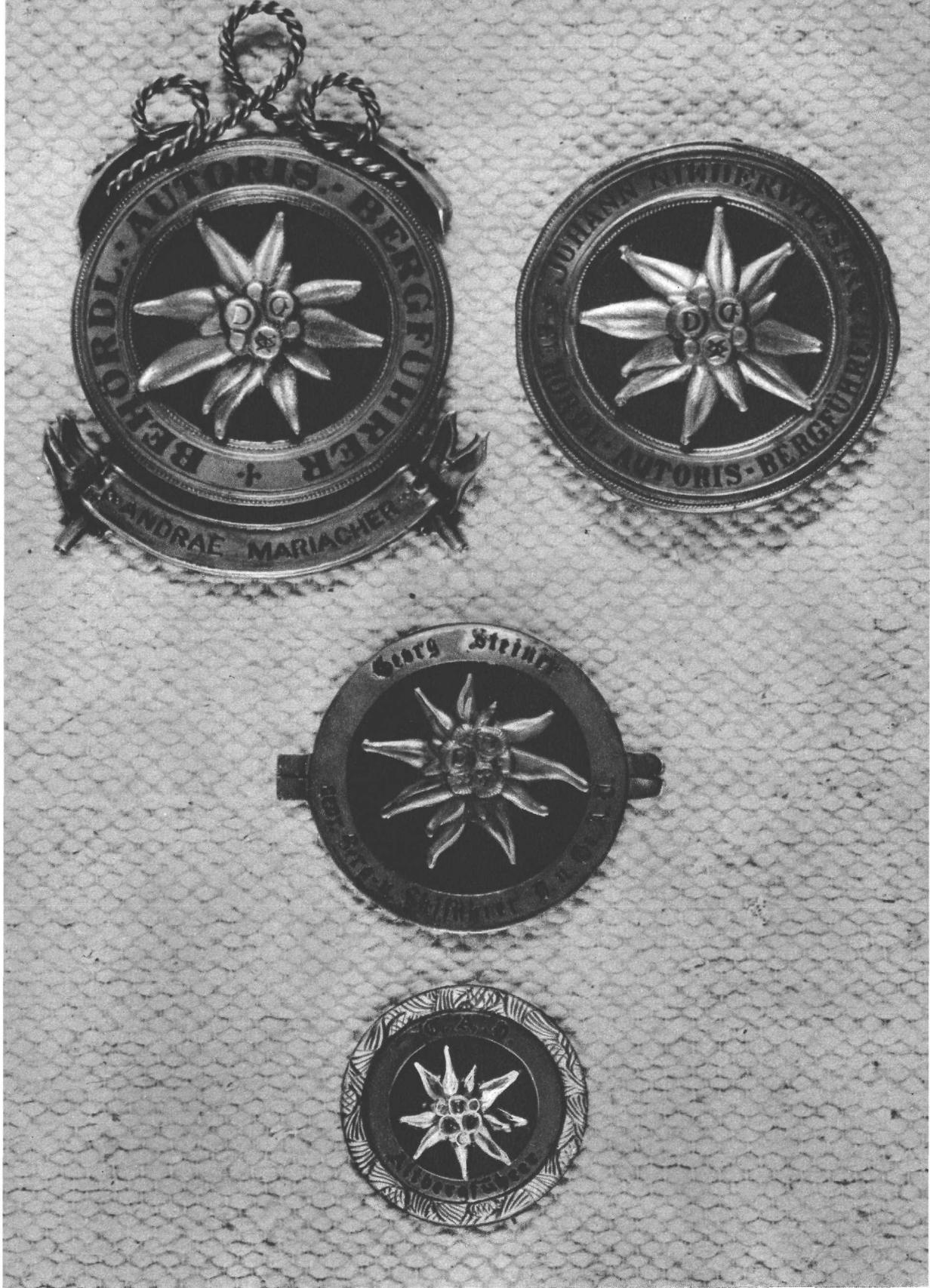
Heute gelten sie als Klassiker. Das Grundmotiv des Bergsteigens ist erhalten geblieben, nur das Betätigungsfeld und die Technik haben sich gewandelt.

Maduschka sagte: „Der junge Bergsteiger ist erstens und vor allem der junge Mensch unserer Zeit.“ Billigen wir ihm dies auch für Gegenwart und Zukunft zu.

Gewiß, die erschlossenen Alpen sind des Geheimnisvollen entkleidet, das pathetisch-romantische Naturgefühl der Entdecker gehört der Vergangenheit an. Die sportliche Tendenz ist nicht abzuleugnen. Aber diese sportbetonte Tätigkeit entwertet die Natur in weit geringerem Maße als die Bestrebungen des Kapitals, der Technik und des Massentourismus.

Wie oft haben Bergsteiger schon über das Thema „Hat der Alpinismus eine Zukunft?“ gesprochen und geschrieben! Wie oft haben sie die Frage gestellt: Was nun? Die Skeptiker, Warner und Propheten haben bisher mit ihren Prognosen nicht recht behalten. Die Philosophen haben sich — ich glaube vergeblich — bemüht, Bergsteiger mit den Erkenntnissen Nietzsches oder der Existentialisten zu belasten, je nach Eigenmeinung oder Zeitmode. Sollte man nicht besser auf unkomplizierte Bergsteiger hören, die die Beweggründe ihres Tuns nicht mit Phrasen bemänteln? Auf die Frage nach dem Warum haben Norman Neruda und Hans Pfann das schlichte „Weil's mich freut!“ zu ihrem Bergsteigerbekenntnis gemacht. Sepp Lichtenegger schrieb: „Es gibt keine einigende und befruchtende Idee alles bergsteigerischen Strebens als die eine: Berg!“ Und Kurt Loibl: „Unser Ziel ist es nicht, der Schwierigkeitsleiter eine neue Stufe hinzuzufügen, sondern wir wollen bergsteigen!“

Wir wollen bergsteigen! Das scheint mir auch für die Zukunft das bestimmende Motiv zu sein.



Bergführerabzeichen, Berg- und Skiführerabzeichen, Altbergführerabzeichen

(Aufn.: W. Rabensteiner)



Zugspitzmassiv von Lermoos aus
Blick vom Breitenkopf ins Brendlekar mit Vorderem und Hinterem Tajakopf
TAFEL VI

(Aufn.: H. J. Schneider)
(Aufn.: H. Miller)

Das Wunder des Schneeschuhs

VON ERWIN MEHL

(Mit 6 Bildern, Tafel II und III)

70 Jahre alpinen Schifahrens erschließen Millionen Menschen die Berge auch im Winter und schaffen eine neue Form des Bergerlebnisses. Die Alpen gelten als Hauptpflegestätte und als Ausgangsstelle des Siegeszuges des Gerätes der nordischen Steinzeitjäger in der gesamten zivilisierten Welt.

Der weltgeschichtliche Rahmen

Die Schigeschichte zerfällt in zwei verschieden lange, verschieden geartete und verschieden bedeutende Abschnitte: in den rund 5000 Jahre alten „nordischen“ und in den rund 70 Jahre alten „alpinen“, der zur „Weltherrschaft“ des Schneeschuhs geführt hat.

In der *nordischen Zeit* war das Gerät auf den subarktischen Gürtel der Alten Welt beschränkt, der von Skandinavien ostwärts durch Nordeuropa und Nordasien bis zur Beringstraße zieht. Im Süden wird er nicht von einem Breitengrad begrenzt, sondern begreiflicherweise von der die Schneelage bestimmenden, mannigfaltig gewundenen Wärmelinie (Isotherme) von 6 Grad Jahresmittel. Sie beginnt im südlichen Skandinavien (in rund 60 Grad Breite) und geht in Ostasien bei Wladiwostok bis rund 40 Grad nach Süden (Breite von Neapel).

An der Beringstraße endet das Reich des Schneeschuhs, jenseits gibt es nur Schneereifen. Das besagt, daß die Besiedler von Nordamerika noch in der Mittelsteinzeit (etwa nach 10.000 v. Chr.) über die damals noch als Landbrücke bestehende Beringstraße (heute 75 bis 92 km breit, seicht, durch Inseln unterbrochen, im Winter zugefroren) noch zu einer Zeit eingewandert sind, in der sie nur den Schneereifen kannten. In Amerika konnten sie den wichtigen Schritt vom langsamen „Stapfer“ zum schnelleren und bequemeren „Gleiter“ nicht mehr nachholen.

In dem erwähnten Gürtel Nordeurasiens blieb der Schneelauf fast fünf Jahrtausende nur „Brauchkunst“, wie Turnvater Jahn die Fertigkeiten nannte, die der Notdurft des Lebens der Jäger, Bauern, Soldaten usw. dienen. Nur ausnahmsweise wurde er in älterer Zeit zum „Körperspiel“, wie die Psychologen es nennen, oder zum „Sport“, wie die gewöhnlichen Sterblichen sagen, so in der altnordischen Zeit (800—1250), im 16. Jahrhundert bei den Lappen (wie Olaus Magnus 1555 dies schildert) und um 1800 als Sonntagsvergnügen bei den Bauern der Telemark („Mark der Thelir“, westlich von Oslo) und von Osterdal (östlich von Oslo). Alle drei Male stand die Abfahrt im Mittelpunkt des „Spieles“, bei den Bauern daneben das Springen. Trotzdem wäre die Kunst im 19. Jahrhundert verschwunden, wenn sie nicht von der um 1860 von England durch die Welt gehenden Sport- und Freiluftbewegung aufgenommen und zunächst in Kristiania (wie Oslo damals hieß, bevor es 1925 seinen alten Namen „Asenhain“ wieder angenommen hat) als *städtische* Leibesübung ausgebildet worden wäre, wobei allerdings, dem Gelände von



Matthias Zdarsky



Viktor Sohm



Wilhelm Paulcke

(Aus der Schilafgeschichte Österreichs)

Oslo entsprechend, die Abfahrt durch den Langlauf ersetzt worden ist. Das Springen blieb. Auf die übrige Welt übte jedoch diese Form (Langlauf, Springen) ein Vierteljahrhundert keine Anziehungskraft aus (1865—1890).

Das wurde mit einem Schlage anders, als durch das Buch Nansens „Auf Schneeschuhen durch Grönland“ (norwegische Ausgabe 1890, deutsche 1891) die „alpine“ Entwicklung eingeleitet und damit wieder die große *Abfahrt* in den Mittelpunkt gestellt wurde.

Die Anfänge des alpinen Schifahrens (seit 1891)

Nansen hat im Jahre 1888 auf dem Grönlandeise 560 km mit einer Steigung bis auf 2700 m in 40 Tagen von Ost nach West zurückgelegt. Er und seine Gefährten benützten dabei 2,30 m lange Eichenbrettel mit drei Laufrippen und zogen schwere Schlitten mit der ganzen Ausrüstung mit sich. Diese gigantische Leistung und noch mehr ihre schwungvolle Schilderung durch Nansen machten auf die Mitteleuropäer einen solchen Eindruck, daß sie sich zu Hunderten die Wunderbrettel aus Norwegen kommen ließen, Versuche machten, Vereine gründeten, Veranstaltungen durchführten, in den Zeitungen darüber schrieben und schließlich die Sache — bald enttäuscht wieder aufgaben: bei dem Gerät, der damaligen Fahrweise, dem Mangel an Anleitung kein Wunder.

Aber einige Tatkräftige suchten die Ursachen des Mißerfolges zu beseitigen, verbesserten Gerät, Fahrweise und Ausrüstung, bestiegen der Reihe nach die Berge, gewannen immer weitere Kreise und leiteten so den Siegeszug des „neuen“ alten Gerätes über die ganze zivilisierte Welt ein, den größten, den eine neuere Leibesübung aufzuweisen hat.

Zwei Ursachen haben dabei mitgewirkt: das Gerät hat eine neue, herrliche Form des Berg- und Naturerlebnisses geschaffen und die Berge in einer Jahreszeit zugänglich gemacht, in der sie bisher unerreichbar waren. Man kann von einer „zweiten Erschließung der Berge“ reden. So entstand eine Millionenbewegung, die auch solche Menschen erfaßt hat, die sonst für Berge und Leibesübungen wenig übrig hatten. Selbst die Bauern, die anderen städtischen Leibesübungen fern blieben, taten mit und schalteten ihre unverbrauchten Kräfte im Wettkampf und im Unterricht erfolgreich ein.

So entfaltete sich in den Schneebergen ein reiches Leben: Die Verkehrsmittel wurden ausgebaut (Kraftlinien und vor allem Seilbahnen und Aufzüge), Unterkünfte im Tal und auf den Bergen entstanden, alte und neue Schiorte blühten auf, der Unterricht wurde von

Vereinen, Schulen und Schischulen erteilt, Veranstaltungen wurden durchgeführt, wobei sich allerdings die Wege des bergsteigerischen Schifahrens von denen des rein sportlichen trennten. Das Heer kümmerte sich sehr bald um den Schneelauf, besonders dort, wo ein Gebirgskrieg in Betracht kam. Die Alpenfront im ersten Weltkriege zeigte die Notwendigkeit. Von Anfang an wurde dieser Aufschwung auch geistig rege betreut: in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, später im Film, Rundfunk und Fernsehen. Ein reiches Schrifttum entstand.

Der Schwerpunkt dieser Entwicklung lag in den *Alpen*. Fast alle wichtigen Verbesserungen in Ausrüstung, Fahr- und besonders Lehrweise sind von den Alpen ausgegangen (ausgenommen die amerikanischen Metallschier). Nirgends wird so gut und so viel Schi gefahren wie in den Alpen. Von diesen und nicht von den nordischen Ländern hat der Schi seinen Siegeszug über die Welt angetreten. Österreich spielt von Anfang an im Abfahrtskönnen und in der Lehrweise eine besondere Rolle (Zdarsky, Bilgeri, Hannes Schneider, Hoschek, Krukenhauser). Darum ist es berechtigt, von einer „alpinen“ Entwicklung zu reden.

Diese soll im folgenden näher gekennzeichnet werden, wobei die deutschsprachigen Länder im Vordergrund stehen, ohne daß aber die romanischen außer acht bleiben. Die erhebliche englische Leistung für die Abfahrtsbewerbe wurde in der Schweiz vollbracht.

Allgemeine Entwicklung

Ich kann mich hier kurz fassen, weil ich die Grundzüge schon in meinem Aufsätze „Ein neues Bild der Weltgeschichte des Schifahrens“ im Jahrbuch des ÖAV 1957 festgehalten habe. Man kann zwei große Abschnitte unterscheiden: das Zeitalter der Wegbereiter (1891—1918) und das Zeitalter der Massenverbreitung (seit 1919).

I. Die Wegbereiter:

Tatkräftige Persönlichkeiten schufen die grundlegenden Verbesserungen des Gerätes, der Fahr- und Lehrweise, des Unterrichtes, der Ausrüstung usw., gründeten die ersten Vereine, veranstalteten Wettkämpfe und Ausstellungen. Alles lief darauf hinaus, das nordische Flach- und Hügellandgerät und dessen Handhabung dem schweren alpinen Steilgelände anzupassen. Nur beim Wettkampf blieb man noch bei den nordischen Formen des Langlaufes und des Springens (ausgenommen Zdarsky). Das Schrifttum entwickelte sich schon in dieser Zeit außerordentlich. Man kann diesen Abschnitt in vier Unterabschnitte gliedern, die natürlich nicht scharf voneinander getrennt sind, sondern ineinander übergreifen, indem die jeweils neue Form noch eine Zeitlang von der neben ihr einherlaufenden alten begleitet wird. Wir unterscheiden:

1. *Die „norwegische“ Zeit:* Von Nansen (1891) bis zu Bilgeris Lehrbuch (1910): Rücklagebogen (Kreuzhohlkristiania, Telemark), Ein- und Zweistockfahren nebeneinander.

2. *Die Lilienfelder Zeit:* Von Zdarskys Buch (1896) bis 1918: Die Lilienfelder Bindung als erste gute Bindung, Vorlageschwung mit dem Einstock, erster planmäßiger Unterricht, erstes Schilchrbuch, erster Torlauf (1905), die mitteleuropäischen Schiverbände (Schweiz 1904, Deutsches Reich, Österreich 1905).

3. *Die Bilgeri-Zeit:* Vom Buche Bilgeris (1910) bis Kriegsende (1918): Bilgeri-Bindung (neben Lilienfelder und Huitfeldt-Bindung), Doppelstockfahren, erste Stemmboogenzeit, Drillunterricht mit Zerlegen der Gesamtbewegung in Teilbewegungen, die mit „Bewegungsvorschriften“ geübt wurden.

4. *Der erste Weltkrieg* (1914—1918): Masseneinsatz von Schifahrern an der Alpen-

front (bis zum Ortler), hauptsächlich für Verbindung und Nachschub. Bilgeri als Leiter der gesamten Schiausbildung des österr.-ung. Heeres vereinheitlichte Fahr- und Lehrweise in seinem Sinne.

II. Die Massenverbreitung (1919 bis heute):

Das Schifahren nahm einen beispiellosen Aufschwung. Nur der zweite Weltkrieg und die ersten Nachkriegsjahre unterbrachen ihn. Gerade in der Not und in dem Elend nach 1918, zufolge der drückenden Friedensbedingungen von Versailles und von St. Germain, strömten Massen zu allen Leibesübungen wie nie zuvor. Es war dies eine Abwehr des Willens zum Leben gegen den äußeren Druck. Die Wintersportorte und die Schihütten konnten kaum die Besucher fassen, Schischulen entstanden, der österreichische Staat nahm sich der Schilehrerprüfungen an und führte das Schifahren in den Schulen ein, gründete staatliche Schiheime (das bekannteste in St. Christoph), reihte das Schifahren in die Ausbildungsfächer der Turnlehrer ein und richtete Schilehrgänge für Lehrer aller Arten ein, damit sie bei den Schülerlehrgängen als Hilfslehrer tätig sein konnten; das Heer, die Gendarmerie und die Zollwache hielten Schilehrgänge, die Bergsteigervereine machten Schiführungen, die Schivereine veranstalteten Wettkämpfe. Bei diesen setzten sich durch die Arbeit des Engländers Arnold Lunn neben den bis 1928 allein herrschenden nordischen Bewerben die von Lunn 1921 eingeführten „alpinen“ Bewerbe durch; die Geräte wurden erheblich verbessert und erreichten nach dem zweiten Weltkriege im amerikanischen Metallschi und in den Sicherheitsbindungen eine besondere Höhe; die Fahrweise wechselte zu Beginn der dreißiger Jahre vom Stemmbogen zum Vorlageschwung mit mehr oder weniger gleichlaufenden Bretteln, in der Lehrweise erlangte in den zwanziger Jahren die auf Bilgeri beruhende Arlbergsschule Hannes Schneiders mit der „zweiten Stemmbogenzeit“ Weltruf, namentlich durch die mit Schneider gedrehten Filme Dr. Arnold Fancks und durch das herrlich bebilderte Buch „Wunder des Schneeschuhs“ von Arnold Fanck und Hannes Schneider (Hamburg 1925, binnen zwei Jahren ungeachtet des damals hohen Preises von 30 RM in 22.000 Stück verkauft). Trotzdem wurde die Arlbergsschule von 1934 an allmählich durch die von dem Gaulhofer-Schüler, Arzt und Turnlehrer Dr. med. et phil. Fritz Hoschek geschaffene „natürliche Lehrweise des Schilaufes“ (Wien, 1934) abgelöst. Nach dem zweiten Weltkriege erhielt diese Schule in dem von Stefan Kruckenhauser großartig bebilderten Österreichischen Schilehrplan (Salzburg, Müller-Verlag, 1957) eine weit verbreitete Darstellung. Eine Umwälzung im Betrieb des Schifahrens brachten die vor und noch mehr nach dem zweiten Weltkriege gebauten Seilbahnen und Schiaufzüge. Sie ermöglichten am Wochenende oder in den kurzen Tagen der Weihnachtszeit eine volle Ausnutzung der Abfahrt und vervielfältigten die Anzahl der „Abfahrtsmeter“ bis auf 5000 und mehr an einem Tage, je nach den örtlichen Verhältnissen. Auch dem Unterrichte kamen die Seilbahnen und Aufzüge zugute. Man konnte, wenn im Talort der Schnee schlecht war, den Unterricht ohne weiteres in die Höhe verlegen und ersparte die Anstrengung der wiederholten Aufstiege beim Unterricht durch den Aufzug. So lernte man an einem Tage mehr als früher in einer Woche. Durch diese Erleichterung wurden weite Kreise für das Schifahren gewonnen. Die „Zünftigen“ hatten im Frühjahr noch immer Gelegenheit zu Fahrten ins seilbahnfreie Hochgebirge. So heißt der Schlachtruf nicht: „Schiwandern oder Hartbahnfahren?“, sondern: „Schiwandern und Hartbahnfahren“, jedes zu seiner Zeit. Den Vorrang des Schiwanderns hat kein Geringerer als der Begründer des wettkampfmäßigen Hartbahnfahrens, Arnold Lunn, festgestellt:

„Hartbahnfahren ist ein Sport, ein schöner Sport, aber nur ein Sport, Schiwandern ist mehr. Hartbahnfahren ist Zivilisation, Schiwandern aber Kultur.“

Diese „Kultur“ zu erhalten ist die dankbare Aufgabe der Bergsteigervereine und der Erzieher gegenüber der „sportlichen“ Zielsetzung der Schivereinigungen. Nimmt man den Kern der „inneren Entwicklung“ des Schifahrens, die Fahr- und noch mehr die Lehrweise

als Einteilungsgrund, so kann man auch diesen zweiten Hauptabschnitt der neueren Schi-geschichte in vier Abschnitte unterteilen:

1. *Die zweite Stemmbo-genzeit*: von der älteren Arlbergsschule Hannes Schneiders in St. Anton (1920) bis zum Erscheinen der „Natürlichen Lehrweise des Schilau-fes“ (Schwung-schule) von DDr. F. Hoschek (1933).

2. *Die allmähliche Ablösung* der Stemmbo-genschule durch die *Schwungsschule* (1934 bis zum zweiten Weltkriege).

3. *Der zweite Weltkrieg* (1939—1945): Der Hauptwinterkrieg wurde im flachen Ruß-land und Finnland ausgetragen. Eine Alpenfront, wie im ersten Weltkrieg, fehlte. Daher spielte der Schneeschuh keine große Rolle. Im Gegensatz zum ersten Weltkrieg hatte der zweite keinen größeren Einfluß auf die innere Entwicklung des Schifahrens.

4. *Die Zeit nach dem Kriege*. Nach den ersten Notjahren der Nachkriegszeit erholte sich das Schifahren allmählich wieder und erreichte nach Eintritt Nordamerikas bei den schifahrenden Völkern seinen bisher höchsten Stand. Anfangs schoben sich die Franzosen in Wertkampf und Unterricht (Emile Allais „Methode française de ski technique“, 1947) an die erste Stelle, mußten diese aber bald wieder an die Österreicher abgeben. Deren Schi-lehrplan (1957) ist eine Vereinfachung und Verbesserung der natürlichen Lehrweise Hoscheks. Das Schwergewicht verlagerte sich auf das Hartbahnfahren, begünstigt durch Seilbahnen und Aufzüge. Diese vermehrten sich rasch und ziehen heute Millionen in die Berge. Ein Beleg: 1960 bestanden in Österreich 9 Standseilbahnen, 68 Seilschwebebahnen (in der Schweiz Luftseilbahnen genannt), die stündlich 20.000 Personen befördern können und 1960 16 Millionen befördert haben. Dazu kommen noch 98 Sesselbahnen und 430 Schleppaufzüge, die nahezu ebensoviele Personen wie die Seilbahnen befördert haben (15 Millionen), zusammen also rund 30 Millionen. Das gibt eine gute Vorstellung von der Verbreitung und Bedeutung des Schifahrens in unserer Zeit, denn diese Zahl entspricht der vierfachen Zahl der Einwohner ganz Österreichs und übertrifft wohl weit die Zahl der Sommerbergsteiger, auch wenn man berücksichtigt, daß jeder Schifahrer in einem Winter viele solcher Seilbahn- und Aufzugfahrten macht und daß darum vielleicht nur rund eine Million daran beteiligt ist.

Zu diesem allgemeinen Überblick mögen einige Angaben über die Entwicklung der Teil-gebiete treten, die das Gesamtbild vervollständigen sollen. Freilich kann es sich nur um eine kleine Auswahl handeln. Eine halbwegs vollständige Aufzählung ergäbe ein Buch. Die einzelnen Jahreszahlen, für die keine Quelle genannt ist, stammen in der Regel aus den im Schriftumsverzeichnis angegebenen „Zeittafeln“, vor allem aus der vollständigsten (leider nur bis 1930 reichenden), die W. Schmidkuz als richtiger „Chronist“ im „Alpinen Handbuch“ des Alpenvereines gegeben hat (1930).

Das Gerät

Fast alle Einzelheiten des Gerätes haben eine fesselnde Geschichte: Die Schienen, ihre Länge (die Zdarskyformel von 1896 „doppelte Arm- und doppelte Fußlänge“ stimmt noch heute), die Breite (richtet sich nach Zdarsky nach dem Gewicht: bis 60 kg eine Mittel-breite von 6 cm, bis 70 kg 7 cm, darüber 8 cm), die Form der Spitzen (von den spitzen „Norwegern“ zu den runden Zdarskyschen und englischen), der Stoff (von den Vollhölzern über die Schichtenschier zu den Metallschiern mit Kunststoffsohlen), die Kanten (Unter-kanten aus Eisen, Oberkanten aus Kunststoff), Spitzen- und Endenschutz, Rinne (von der breiten Längshöhlung über die schmale Rinne zum rinnenlosen Telemark- und Zdarsky-Schi), Harschisen, die Bindung, die Gleitmittel (vom Salzhering über die Wachse zu den Belägen und zur Kunststoffsohle), die Mittel gegen das Rückgleiten beim Steigen (von den Bremskeilen und Schibremsen über die Schnall- und Klebfelle und die Steig-wachse zu den Trimafellen). Aus all dem sei nur die Geschichte der Bindung als des wich-

tigsten und zugleich umstrittensten und am meisten geänderten Teiles des Gerätes herausgegriffen.

Die Bindung

Aus Norwegen kamen in der Nansenzeit nur sehr mangelhafte Bindungen (backenlose Riemen- und Rohrbügelbindungen), bald aber auch die ersten Verbesserungen: schmale, dünne Huitfeldt-Backen (als „Versteifungen“ der Zehenriemen, 1894 patentiert) und der heute unentbehrliche „Strammer“ (von Höyer-Ellefsen 1898 erfunden).

Die zwei wichtigsten Forderungen an den Gebirgsfahrer ließen diese Bindungen unerfüllt: seitliche Unverschiebbarkeit der Ferse und deren Anfederung an das Brettel.

Diese Bedingungen hat erstmals Zdarsky 1896 ausgesprochen und in seiner Metallsohlenbindung mustergültig erfüllt. In Österreich wurde sie am 31. März 1896 unter Nr. 31.366 patentiert. Die Patentschrift ist bei Schmal abgedruckt und zeigt noch eine Querfeder, wie sie Bilgeri später wieder aufgegriffen hat, während Zdarsky sie bald durch eine kräftige und haltbarere Längspufferfeder ersetzt hat. Noch einen dritten Vorteil hatte die Zdarsky-Bindung: sie ermöglichte ein leichtes Niederknien und verhinderte damit Tausende von Drehbrüchen und Bänderrissen, die sich bei Vorwärts-Drehstürzen zwangsläufig ergeben, wenn der Fuß auf halbem Wege zwischen den Backen wie in einem Schraubstocke festgehalten wird. Der Spotname der „Fußbrechmaschine“, den ein bekannter Schibergsteiger der alten Zeit auf die Lilienfelder Bindung geprägt hat, trifft viel mehr auf die späteren festen Backenbindungen zu. Diese hatten Hunderttausende zum Teil schwere Verletzungen zur Folge, bis sie schließlich durch die Sicherheitsbindungen ersetzt wurden, die den Fuß in diesem gefährlichen Augenblicke freigeben (sollen).

Trotz der großen Vorteile hielt sich die Zdarsky-Bindung nur bis um 1920 und ihre leichtere, aber gebrechlichere Nachahmung, die Bilgeri-Bindung, bis um 1930. Den Fahrern waren die Metallbindungen zu teuer, zu schwer und gewährten zu wenig „Führung“ mit dem Brettel.

So ging der Hauptweg der Entwicklung von den Huitfeldt-Backen aus. Diese bestanden aus einer Metallplatte, die durch ein Stemmloch gezogen und nach dem Schuh zurechtgebogen wurde. V. Sohm (Bregenz) verbreiterte und verstärkte sie, so daß sie eine gute „Führung“ gaben, aber auch gefährlicher für die Knochen und Bänder wurden. Die nächste Verbesserung waren die aufgeschraubten, geteilten und durch Zahnräder gut verstellbaren Backen. Sie ersparten das Stemmloch und ließen sich an verschiedene Schuhe leicht anpassen. Der Schmied Fauner in St. Anton schlug um 1935 in die Backen oberhalb der Sohle die „Fauner-Nase“ ein, die die Sohlen (ohne Zehenriemen) festhielt und einen besseren Sitz des Schuhs in der Bindung sicherte. Daraus entstanden die heute selbstverständlich gewordenen verstellbaren Sohlenhalter an der Innenseite der Backen.

Die sich dehnenden und durchscheuernden Fersen- und Langriemen wurden in den dreißiger Jahren immer mehr durch die von Sessely schon 1910 verwendeten Stahlkabel ersetzt.

Mit dem Stemmloch war auch der Tiefzug weggefallen. Die Kabel erlaubten eine noch bessere Lösung: Ing. Werner Salvisberg, Direktor der Brown-Boveri-Werke, erfand die seitlich angebrachten Tiefzughaken („Salvis-Haken“), die zwei Einstellungen erlaubten: mit einem schwachen Zug beim Gehen und Steigen und mit einem starken für die Abfahrt. Kein heutiges Brettel läßt diese Haken vermissen. Damit waren die größte Festigkeit der Bindung und die beste Lenkbarkeit der Schier erreicht, aber auch die größte Gefährlichkeit. Die Unfälle stiegen beängstigend an. Darum wandten sich die Erfinder nunmehr der „Sicherheit“ zu. Der erste Schritt in dieser Richtung war der Bildstein-Strammer: eine in den Fersenriemen oder in das Fersenkabel eingeschaltete Schraubenfeder, deren langhubiger Strammer sich öffnen sollte, wenn er überbeansprucht wurde. Der Springer Dipl.-Ing. Sepp Bildstein hatte ihn 1925 erfunden, als er mit einem Beinbruch, den er sich beim

Springen zugezogen hatte, im Krankenhaus darüber nachdachte, wie man den Fuß bei einem Sturze frei bekommen könnte. Aber . . . trotz des Strammers kam es noch immer zu Verletzungen, weil die Backen nicht nachgaben.

So wurden nach dem zweiten Weltkriege in steigendem Maße meist backenlose „Sicherheitsbindungen“ auf den Markt gebracht. Genau genommen, war dies die erste grundlegende Verbesserung der Bindung seit Zdarskys Metallsohlenbindung, die diese Sicherheit auf anderem Wege erreicht hatte.

Stöcke

Auch der Weg der Stöcke vom altnorwegischen, übermannshohen Einstock mit und ohne Schneeteller zum lappisch-neunorwegischen Doppelstock (immer mit Schneetellern) ist anziehend. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts herrschte in Fennoskandien und Rußland der reichhohe Einstock, den Zdarsky wegen dessen Sicherheit wieder aufgriff. Wir sehen ihn oft auf den von Luther in seinem „Bilderbuch der alten Schneeläufer“ (1942) gesammelten alten Bildern aus Herbersteins „Commentarius rerum Moscoviticarum“ (Wien, 1549), Olaus Magnus' „De gentibus septentrionalibus“ (Rom, 1555), Guagninus' „Sarmatiae Europaeae et Asiaticae descriptio“ (Krakau, 1578), Scheffers „Laponia“ (Frankfurt, 1673) u. a. Die Telemärker und Nansen benützten einen verkürzten, tellerlosen Einstock. Auf dem Inlandeise verwendete Nansen, wohl unter dem Einfluß der mitfahrenden Lappen, zwei reichhohe Stöcke, in die sich die Fahrer beim Ziehen der schweren Schlitten „hineinhängten“. Gegen 1890 wurden brusthohe Doppelstöcke bei den norwegischen Wettkämpfen im Langlauf üblich und drangen von hier auch in das Gebirgsfahren ein, nicht ohne bei den Anhängern des telemärkischen Einstockfahrens auf heftigen Widerstand zu stoßen (Urdahl, 1893, und Huitfeldt, 1896, „unschön und wenig empfehlenswert schon für Männer, aber noch mehr für Frauen“. Zdarsky-Festschrift 35 f.). Zdarsky hielt seiner Schüler wegen am sicheren Einstock fest (es kamen meist ältere Leute zu ihm). Bilgeri (1910) benützte anfangs halbrunde eschene Doppelstöcke, die man mit Hilfe von Zwingen an beiden Enden zu einem Einstock zusammenfügen konnte. Die Teller waren abnehmbar. Später ging er zum Doppelstockfahren über und bahnte damit der heutigen Fahrweise den Weg. Diese gewährt eine freiere Bewegung der Schultern und damit dem Könnler mehr Freude. Der Preis dafür sind die zahlreichen Stürze. Die Höhe der Stöcke schwankte sehr nach Mode zwischen Hüft- und Schulterhöhe.

Eine wichtige Erfindung für die Beinversehrten war der Krückenschki (1937). Statt der Spitze tragen die Stöcke kurze, abnehmbare Schier. Diese ermöglichen sehr sichere und rasche Abfahrten (freilich weniger gut das Steigen).

Fahrweise

Wie schon erwähnt, ging die Entwicklung von den norwegischen *Rücklagebogen* (Kreuzhohlkristiania, Telemark, durch die backenlosen Riemenbindungen bedingt) zum *Zdarskyschen Einstockvorlageschwung* und von diesem über den *Bilgerischen Doppelstockstembogen* (in Mittellage) zum *Doppelstockvorlageschwung*, der von den guten Fahrern (auch von Bilgeri selbst) schon vor dem ersten Weltkriege gefahren, und von C. J. Luther bereits 1911 in seinem „Wintersport“ als „Stemmkristiania“ beschrieben worden ist. Auch das heute so „moderne“ Wedeln übte und prüfte schon Hannes Schneider bei den staatlichen Schilehrerprüfungen (1929) als eine Selbstverständlichkeit. Nur der Unterricht hinkte dieser Entwicklung bis auf Hoschek (1933) um mindestens ein Jahrzehnt nach. Ein Versuch Dr. Fritz *Reuels*, Eislaufbogen auf einem Beine auf den Schnee zu übertragen („Neue Möglichkeiten im Skilauf“, 1926), fand nur kurze Zeit hindurch Anhänger (bes. in der Bode-Schule; Bilgeri meinte boshaft: „Alte Unmöglichkeiten“). Ebenso erging es den

um 1930 sehr beliebten Gelände-, Quer- und Umsprünge, „Taxern“ usw. Beim Torfahren stellte es sich als günstig heraus, nicht die bogenäußere Schulter vorzubringen, sondern die bogeninnere („Gegenschulter-Verwindung“). Auch das drang in den Unterricht erst nach dem zweiten Weltkriege ein.

Lehrweise und Unterricht

Die Lehrweise beschreibt den Weg des Unterrichtes, dieser geht ihn. Die Norweger der neunziger Jahre liefen von Jugend an und kannten weder eine Lehrweise noch einen Unterricht. Treuherzig schreibt Nansen: „Bergab geht es von selbst (Udfor bakke gaar det af sig selv)“. Wörtlich wiederholte dies Urdahl. Entsprechend war der Unterricht der aus Norwegen geholten Lehrer: Abfahrt — abschwingen; vorzeigen — nachmachen — stürzen. Das war der rote Faden des Unterrichtes. „Durchs Stürzen lernt man's“ der Trost. Rücklagebogen und *Springen* standen beim Anfängerunterricht im Vordergrund. Die ersten deutschen Anleitungen entsprachen dem dürftigen Stand. Erst *Zdarsky* hat 1896 einen nach turnerischen Grundsätzen planmäßig aufgebauten Lehrgang beschrieben (Vorlage-schwung mit Einstock, keine Rücklagebogen, kein Langlauf, kein Springen). In einem äußerst erfolgreichen unfallfreien Unterricht hat er seine Lehrweise in die Tat umgesetzt (20.000 Schüler). *Zdarskys* „Methodische Skiläufeübungen“ (1907) sind lange weitaus die beste Anleitung geblieben. Sein Ziel war Massenunterricht für jedermann als Anleitung zum Gebirgswandern, nicht zum Sport für einige überdurchschnittlich Begabte. Das gilt bis heute.

Bilgeris Doppelstockunterricht verminderte die Sicherheit. Deshalb führte dieser den Bremsstembogen in langsamer Fahrt ein und machte ihn zur Grundlage des Unterrichtes, während beim Wanderfahren und Rennen immer mehr das Schwingen verwendet wurde. Es gingen also erstmalig die Wege des angewandten Fahrens und des Unterrichtes auseinander. Der Unterricht blieb hinter der Entwicklung zurück, wie später bei der Gegenschulterbewegung. Ebenso wurde der militärische Drillunterricht *Bilgeris* und *Schneiders*, bei dem die flüssige Bewegung in Teilbewegungen zerlegt und mit „Bewegungsvorschriften“ (Ent- und Belasten, Fuß-, Bein-, Hüft-, Schulter-, Kopfhaltung usw.) über den Verstand erlernt werden sollte, von 1919 an durch die Lehrgrundsätze des „natürlichen Turnens“ der Österreicher unter der Führung *Gaulhofers* bald überholt. Dessen Leitworte waren: Ganze Bewegungen, keine Zerlegungen! „Bewegungsaufgaben“ (keine „Bewegungsvorschriften“), Hilfsbilder, Standsicherheitsübungen, Ausnützung des Geländes und verschiedener Torbahnen. Den Anschluß an das Schwungfahren und an die neuen Grundsätze fand der *Gaulhofer*-Schüler Dr. phil. et med. *Friedrich Hoschek* (1904—1942, gefallen in Stalingrad), Arzt und Turnlehrer, mit seiner „Natürlichen Lehrweise des Schilaufrs“ (1933), mit seinem „Natürlichen Schwungfahren“ (1935, zusammen mit G. Wolfgang) und mit seiner „Erziehung zum Schwingen“ (Wien, 1938). Freilich lief die alte Lehrweise noch ziemlich lange neben der neuen weiter.

Die letzte Stufe — aber noch nicht das Ende — bietet der „Österreichische Schilehrplan“ (1957) mit seinem Einbau der „Gegenschulterbewegung“ (Mehl, 1957).

Schiturnen

Eine Zeitlang versprach man sich viel von *Freiübungen*, die die Bewegungen des Schilfahrens vorbereiten sollten. Drei Formen kamen auf:

1. Der „*Trockenschikurs*“ im Turnsaale (meist ohne Brettel). Seine Hauptvertreter waren die Schweizer *Zarn* und *Barblan* (1920). Diese Trockenschikurse wurden bald als wertlos aufgegeben.

2. *Schifreiübungen* auf dem Schnee mit angeschnallten Bretteln. Ernst Janner („Arlberg-schule“, 1926) ließ sie vor seinen Lehrgängen als „zweites Arlberg-Frühstück“ machen. Auch sie sind verschwunden.

3. *Allgemeine Vorbereitung* durch Kräftigungs-, Geschicklichkeits- und Gleichgewichtsübungen, die den Schibewegungen nahestehen. Für sie trat der fachliche Leiter des Instituts für Leibeserziehung der Wiener Universität, der Gaulhofer-Schüler Univ.-Doz. Dr. Hans Groll, in seinem Büchlein „Vorbereitung des Schiläufers“ (Wien, 1938, Vorrede von Gaulhofer) warm ein und gab in der Einleitung eine gute Geschichte und Begründung der wohl einzig zweckmäßigen Form.

Ausrüstung

Auch die Ausrüstung hat sich in den 70 Jahren wesentlich geändert. Bilder aus den Anfangszeiten muten heute oft erheiternd an, besonders bei Frauen, die in langen Röcken und mit großen Hüten und Schleier auf Fahrt gingen und bei der Verbesserung dieser Kleidung einen Kampf mit der Prüderie auszutragen hatten.

Dazu kamen die Verbesserung der Schuhe und des Schutzes vor der Sonne (Sonnenbrillen, Salben). Segelartige Flächen zur Ausnützung des Luftwiderstandes zum Bremsen (Thirringmantel, Lutherbluse) oder zum richtigen Fliegen (Krupka-Schiflügel) wurden kurze Zeit hindurch vor dem zweiten Weltkriege versucht (Hans Thirring, „Schwebelauf“, Wien, 1939, und A. H. Peyerl, „Skispringer und ihre Schanzen“, Salzburg, 1949). Der Sicherheit dienen die Lawinenschnur (Oertel, München), die Lawinenschaukel des Schweizers Christof Iselin (1897 aus Holz, 1927 aus Aluminium) und vor allem das lebensrettende *Zdarský-Zelt*, ursprünglich aus Battist (für 4 Personen, 1 kg schwer), heute aus Kunststoff mit einem Gewicht von 500 g. Es ist eine Selbstverständlichkeit für Fuß- und Schiwanderungen, die abseits der Seilbahnabfahrten führen.

Schriftum

Das alpine Schifahren hat — abweichend vom älteren nordischen — zusammen mit dem Bergsteigen das reichste und höchststehende Schriftum unter allen Leibesübungen.

Was das Herz so bewegt wie das Bergsteigen und Schifahren, regt auch zum Mitteilen in Wort, Bild und Schrift an. Leider gibt es noch keine große Schibücherei, in der man das gesamte Schriftum findet. Das meiste war in der im Jahre 1943 durch Brandbomben vernichteten Alpenversinsbücherei in München vorhanden. Es ist ein schwacher Trost für diesen unersetzlichen Verlust, daß die Bestände in den beiden Verzeichnissen (1925 und 1939) festgehalten sind. Am chresten findet man die Fachbücher noch in den Büchereien der Institute für Leibeserziehung der Universität Wien, Graz, Innsbruck, der Sporthochschule Köln und in der Schweizerischen Sportschule in Magglingen. Eine Geschichte des Schischrifttums wäre noch zu schreiben. Hier können natürlich nur einzelne, besonders kennzeichnende Erscheinungen angeführt werden. Man kann zwei Gruppen unterscheiden: I. Bücher und Hefte; II. Zeitschriften und Jahrbücher (Fortsetzungswerke).

I. Die *Bücher* enthalten: a) Geschichte; b) Anleitungen; c) Fahrtenbeschreibungen (Schiführer); d) Berg- und Schneekunde; e) Unterhaltung.

a) *Geschichte*: Sie wurde zunächst in Zeitschriften (s. u.) und in Lehrbüchern behandelt, so von Paulcke (1899), Somerville (1904), Hoek-Richardson (1906, 8. Aufl. 1925), Fendrich (1908, 43. Aufl. 1930), A. Burgaß (1908). Die erste größere Geschichte des Schneelaufes beim Heere bot Luther in seinem Buche „Schneeschuhläufer im Krieg“ (1915) und des gesamten Schneelaufes im Abschnitte „Schnee- und Eissport“ in Bogengs Sammelwerk „Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten“ (Leipzig, 1925, mit vielen Bildern). Die bisher ausführlichste Darstellung gibt Arnold Lunn in „A history of ski-ing“ (1927, 500

Seiten mit vielen Bildern, kürzere Fassung 1951). Es folgten: 1928 Dr. J. Mercier „Aus der Urgeschichte des Schweizerischen Skilaufes“, Jubiläumsschrift des Ski-Club Glarus 1893—1928, Glarus 1928, 112 Seiten mit Bildern. 1930 Deutscher Skilauf v. C. J. Luther (25-Jahr-Feier des Deutschen Skiverbandes, 1905—1930), München 1930, 195 Seiten mit Bildern. 1931 „Ski-Heil“, An der Wiege des deutschen Skilaufs (40-Jahr-Feier des Skiclubs Todtnau (1891—1931), gewidmet von A. Stingelin, Basel), Todtnau, 1931, 214 Seiten, Kunstdruckpapier, Bilder. 1935 A. Obholzer, Geschichte des Schilaufes, Wien, 88 Seiten (Behelf für die österreichischen staatlichen Schillehrerprüfungen). 1942 C. J. Luther, „Das Bilderbuch der alten Schneeläufer“. 1951 A. Lunn, „The story of ski-ing“, London, 224 Seiten, ohne Bilder. Vaage, Jakob, Norske Ski erobrere verden (Der norwegische Schi erobert die Welt), Oslo, 232 Seiten mit Bildern. Die Anfänge des Schifahrens in der ganzen Welt, einschließlich der Polgebiete, aber nur soweit, als daran Norweger beteiligt waren. So ist z. B. in Japan nur der norwegische Konsul Ottesen erwähnt, der 1903 Schier nach Japan gebracht hat, aber ohne besondere Wirkung, nicht aber die erfolgreichen Österreicher v. Kratzer und v. Lerch, die 1911 den ersten Schiunterricht erteilten, wofür Lerch zwei Denkmäler erhielt, und Hannes Schneider, dem 1960 auch ein Denkmal gesetzt wurde. 1955: Vom deutschen Skilauf und 50 Jahre Deutscher Skiverband (1905—1955), München, DSV, 192 Seiten mit Bildern. 1957: Mehl. Ein neues Bild der Weltgeschichte des Schifahrens. AV-Jb. Młodzikowski, G., u. Ziemilski, J. A., Narciarstwo (Schiwesen), Warschau, 748 Seiten mit 58 Seiten allgemeiner Schigeschichte und 20 Seiten polnischer (mit Bildern, umfassendes Handbuch). 1960: Lang, Serge, Le ski et les sports d'hiver. Monaco, Lavail. 2 Bände. Im 1. Band eine kurze Geschichte des Schilaufs von F. K. Mathys, Basel, ferner eine Geschichte der Olympischen Winterspiele von Mayer, Erb, Lang, Rigassi und verschiedene geschichtliche Angaben in einzelnen Abschnitten. 1962: Mehl. Kurzgefaßte Weltgeschichte des Schifahrens.

b) *Lehrbücher*: Kurz kann der Abschnitt über die Lehrbücher sein. Die wichtigsten davon sind bereits erwähnt worden. Hier nur noch die Verfasser mit den Erscheinungsdaten ihrer Werke: Zdarsky (1896), Hoek (1906), Bilgeri (1910), Luther „Schneelaufausbildung“ (1918—1929), Fanck und Schneider (1925), Hoschek (1934, 1936, 1938), Österreichischer Schillehrplan (1957) und eine Unmenge größerer oder kleinerer Anleitungen, in denen nichts Neues geboten wurde, sondern nur die Gedanken der angeführten Werke abgewandelt wurden.

c) *Führer*: Die Führer für das sommerliche Bergsteigen genügten für den Schifahrer nicht. So wurden für alle Alpengruppen eigene Schiführer geschrieben. Das Verzeichnis der Alpenvereinsbücherei führt viele an. Den ersten Schiführer gab der Akademische Skiklub München im Jahre 1902 heraus: „Skitouren um München“, 1906 folgte Othmar Sehrigs „Skiführer für Tirol“, 1912 gab kein Geringerer als Arnold Lunn einen Schweizer Führer heraus: „The alpine ski guide to the Bernese Oberland“. Ein winterliches Gegenstück zum „Hochtouristen in den Ostalpen“ von Purtscheller und Heß schufen im Auftrage des Österreichischen Alpenklubs Hans Biendl und Alfred Radio-Radiis bereits im Jahre 1906 mit ihrem dreibändigen Werk: „Skitouren in den Ostalpen“ (2. Auflage, 1922—1923 als „Skifahrten in den Ostalpen“). Einzelführer folgten.

d) *Berg- und Schneekunde*: Schon am 18. Februar 1897 zeigte sich im ersten durch eine Lawine verursachten Schiunglück an der Saile bei Innsbruck die alpine Hauptgefahr des Schifahrens. Am 2. Februar 1899 wurden die Paulke-Gefährten Ehlert und Mönichs am Sustenpaß verschüttet. So nahm die Schnee- und Lawinenkunde auch im Schrifttum der Schiländer (bes. Schweiz und Österreich) einen großen Raum ein. Eine Zusammenstellung des Schrifttums bietet Flaigs ausgezeichnetes Buch „Lawinen“ (1935). Außerdem seien angeführt: Zsigmondy-Paulkes „Gefahren der Alpen“ (mehrere Auflagen), Zdarskys „Elemente der Lawinenkunde“ (1916) und „Beiträge zur Lawinenkunde“ (1928 mit Neudruck der „Elemente“ und der Beschreibung seines eigenen Lawinenunglückes), G. Seligmans „Snow structure and ski fields“ (London, 1936).

e) *Dichtung*: Das Schifahren gehört zu den wenigen Zweigen der Leibesübung, die auch in das Reich der Dichtung aufgestiegen sind, sei es, daß sich Schifahrer zu dichterischem Schwunge erhoben oder daß sich Dichter Stoffe aus dem Reiche des Schifahrens genommen haben. Zur ersten Gruppe gehören die Erlebnisschilderungen von Franz Tursky, „Höhenzauber“ (1924); Henry Hoek „Wanderungen und Wandlungen“ (Titel nach E. M. Arndt, 1924), „Moderne Wintermärchen“ (1926), „Schnee, Sonne und Schi“ (1927), „Am Hüttenfeuer“ (1935); von C. J. Luther „Der große Sprung und andere Sprünge“ (1925), „Skiunterhaltungen“ (1925); W. Schmidkunz „Das quietschvergnügte Skibrevier“ (1935) und vor allem die übersprudelnden Versdichtungen des Südtirolers Hubert Mumelter „Ski-Fibel“ (1933, neue Bearbeitung 1951; in 51.000 Stück verkauft), „Skifahrt ins Blaue“ (1933), „Sonne, Ski und Pulverschnee“ (1939), „Schatten im Schnee“ (1940). Als Beispiele für die zweite Gruppe, die Dichter, seien angeführt: Karl Springenschmid „St. Ägid auf Bretteln“ (1935), Roland v. Beetsch „Narren im Schnee“, Roman (1935), C. B. Schwerla „Herznot im Wiesenrain“ (1938), C. J. Haidvogel „Sieben Tage im Bundschuh für Genußspechte“ (1939, 1946).

Lieder: Auch das ist ein Zeichen, daß der Schneeschuh die Herzen höher schlagen läßt: er wird in vielen Liedern besungen. Durch die Filme *Fancks* ist die Weise des Pfrontner Volksliedes zu Sirls Worten „Zwa Brettl, a g'führiger Schnee, juchhe!“ geradezu zum Leitmotiv der Schneeberichte oder des Schifahrens überhaupt geworden. Liederbücher sind: „Deutsches Schiliederbuch“ (Stuttgart, 1909, Jubiläumsausgabe 1925), Schiliederbuch des Bergverlages in München, H. Schwanda „Das deutsche Berg- und Schilied“ (mit Noten, Wien, 1935) und „Ski-Heil!“ (Wien, Doblinger, 1947).

Zeitungen, Zeitschriften und Jahrbücher

Schon früh hat der Schneelauf in die Zeitungen und in die Sportzeitschriften Eingang gefunden, vor allem mit seinen Veranstaltungen. Eine Fundgrube ist hier die „Allgemeine Sportzeitung“ (Wien, 1879—1921), herausgegeben von dem österreichischen Abgeordneten und Sportförderer Viktor Silberer, die älteste Sportzeitung des Festlandes. Bald traten die Bergsteigerzeitungen dazu, in den neunziger Jahren auch Radfahrerzeitungen, weil das Schifahren damals als winterliche Ergänzungsübung für das Radfahren galt. Schon im Jahre 1893 erschien der „Schneeschuh“ in München als erste eigene Schifahrerzeitschrift, ging aber bald wieder ein. Längere Lebensdauer hatten: „Der Ski“, herausgegeben vom Schweizer Skiverband (seit Dezember 1904), der „Schnee“, herausgegeben vom Zdarskyschen Alpen-Skiverein (Oktober 1905 bis März 1938) und der „Winter“ (seit 1906), die ansehnlichste Zeitschrift, die unter der Schriftleitung C. J. Luthers das geistige Gesicht des deutschen Schillaufes geprägt hat und gleichmäßig Schisport und Schibergsteigen berücksichtigt und durch schichtgeschichtliche Beiträge Luthers dauernden Wert erlangt hat. Nach dem zweiten Weltkriege sind an die Seite des „Winters“ die Verbandszeitschriften des Österreichischen und des Deutschen Skiverbandes getreten, aber nur für den Schisport, nicht aber für das Schiwandern.

Neben den Zeitschriften geben die Jahrbücher der Verbände Auskunft über die Entwicklung des alpinen Schifahrens. Das älteste ist das Jahrbuch des 1904 gegründeten Schweizer Skiverbandes, das stattlichste aber das von Arnold Lunn begründete *British Ski Yearbook* (seit 1920). Die sehr guten nordischen Jahrbücher (Norwegen, Schweden) bieten für das alpine Fahren naturgemäß wenig. Auf deutschem Boden sind die 5 Bände der „Ski-Chronik“ als Fundgrube zu nennen (1908—1913). Ein privates Unternehmen waren die 7 Jahrgänge des Jahrbuches des Wintersportes von Peege (Wien, 1910—1926). Der Deutsche und der Österreichische Skiverband gaben nur zeitweise Jahrbücher heraus. Auch die Jahrbücher des Alpenvereines enthielten gelegentlich größere Arbeiten über den Schneelauf.

Filme

Ungemein viel zur Verbreitung des Schifahrens haben die Lehr-, Werbe- und Unterhaltungsfilme beigetragen, die seit dem ersten Weltkrieg erschienen sind. An der Spitze stehen zeitlich, der Güte und der Bedeutung nach die großen Schifilme Dr. Arnold Fancks (geb. 6. März 1889 als Sohn des Direktors der Zuckerfabrik in Frankental, kam wegen Lungenkrankheit mit 9 Jahren nach Davos, wo er in drei Jahren seine Gesundheit wiedererlangte und die Begeisterung für die Winterübungen erwarb). Sein großer Film „Wunder des Schneeschuhs“ (1920) eroberte sich im Sturme die ganze Welt. Der Film „zog“ nicht durch eine „Handlung“, sondern dadurch, daß er das große Naturerlebnis auf Brettern in der winterlichen Bergpracht so packend vor Augen stellte, daß der Zuschauer es miterlebte. Könner ersten Ranges wirkten mit, vor allem Hannes Schneider, der den erstaunten Städtern zeigte, was der Schneeschuh an Wundern bot. 1922 folgte der zweite Teil, die „Fuchsjagd im Engadin“, mit einer kleinen Handlung, die am Schluß aus den Schneefeldern der Engadiner Berge in die blühenden Krokuswiesen des Tales führte. Ein letzter Aufschwung war „Der weiße Rausch“ (1931 mit 45 der besten damaligen Fahrer). Die Filme dieser Art verschwanden leider, weil die Filmgesellschaften sie wegen des Mangels an „Handlung“ ablehnten. Fanck hielt ihnen in seiner Schrift über die Freiburger Berg- und Sportfilm-Gesellschaft einen bewegten und bewegenden Nachruf (1957). Gehalten haben sich der Werbefilm für einzelne Schigebiete und vor allem der Lehrfilm, um den sich einzelne Verbände und Schischulen annehmen. So ist auch der Österreichische Schilehrplan (1957) verfilmt worden (Bundesanstalt für Leibeserziehung in Wien, IX.). Verzeichnis der neueren Lehrfilme bei Recla (1952). Jetzt sind Rundfunk und Fernsehen Hauptwerber geworden.

Die Schisprache

Wie alle menschlichen Betätigungen hat auch das Schifahren seinen Niederschlag in der Sprache gefunden. Die innere Entwicklung der weißen Kunst spiegelt sich in der „Fachsprache“, die äußere, auch die gesellschaftliche, noch mehr in der „Umgangssprache“ der Schifahrer. Diese stellt den Hauptteil der 778 Ausdrücke, die Walter Schmidkunz in seiner „Schiläufersprache“ (1920, Sonderdruck aus dem „Winter“) gesammelt hat. Eine heutige Sammlung ergäbe freilich einen anderen Sprachschatz.

Dem Bedürfnisse nach Kenntnis der Schiausdrücke in anderen Sprachen für den Unterricht fremdsprachiger Schüler oder für das Lesen fremdsprachiger Schibücher dienen mehrsprachige Schiwörterbücher, z. B. Luthers „Schiwörterbuch in fünf Sprachen“ (deutsch, engl., norw., franz., ital. mit 400 Ausdrücken), München 1934, und der Abschnitt „Schi“ im fünfsprachigen Sportwörterbuch des ungarischen Akademieverlages in Budapest (1952, 400 Ausdrücke, madjarisch, russisch, franz., deutsch, engl.). Mehrsprachige Anleitungen sind: Rud. Friedrich „Der Skikurs in vier Sprachen“ (deutsch, engl., franz., ital.), Wien, 1934, und Hoppichler und Nohl „Österreichischer Skiunterricht in drei Sprachen“, Innsbruck, Bundesanstalt für Leibeserziehung, 1958 (Vervielfältigung). Eine sprachliche und geschichtliche Beleuchtung der Schisprache habe ich im AV-Jahrbuch 1958 gegeben.

Wir wenden uns nun der „äußeren“ Entwicklung zu und es sollen die ersten Bergbesteigungen, die Verwendung des Schneeschuhs bei Heer, das Vereinswesen und die Wettkämpfe besprochen werden. Wegen des Raummangels kann dies aber nur andeutungsweise erfolgen, ausgenommen die Angaben über einzelne Bergbesteigungen.

Die Eroberung der Berge auf Schneeschuhen

Im wesentlichen nach Schmidkunz, Zeittafel (1930), mit österreichischen Ergänzungen nach Flaig (1955).

- 1890 Karl Otto auf dem Heimgarten (1790 m) bei Murnau. Erster höherer Schiberg (bis 1900 gab es keine Felle!).
- 1891 13. Februar. Die Steirer Max Kleinoscheg, Toni Schruf, K. Wenderich auf dem Stuhleck (1793 m) bei Mürtzschlag, dem ersten „Schigipfel“ in Österreich.
- 1893 Dr. Stäubli aus Zürich auf dem Aroser Rothorn (2983 m), dem ersten „Schi-Fast-dreitausender“.
- 1894 5. Februar. Wilhelm v. Arlt (geb. 1853 in Prag, seit 1890 in Salzburg, gest. 1944) auf dem Rauriser Sonnblick (3106 m), dem ersten wirklichen „Schi-Dreitausender“ (Abfahrt nach Kolm-Saigurn, 1600 m, in 32 Minuten, am 17. April 1895 in 23 Minuten. Flaig).
- 1896 15. Jänner. W. Paulcke, E. Bauer, V. de Beauclair, P. Sterring auf dem Oberalpstock (3320 m), dem ersten Schi-Dreitausender in den Westalpen.
- 1897 18.—23. Jänner. Erste Durchquerung des Berner Oberlandes: Grimsel-Oberaarjoch (3233 m)—Grünhornlücke (3305 m)— Jungfraujoch (bis 3780 m)—Belalp, durch Paulcke, Beauclair, Ehlert, Lohmüller und Mönnichs. Bericht in der Österreichischen Alpenzeitung mit Angriffen Paulckes auf Zdarsky (s. Fleischmann-Steinbrüchel, 7 ff. Beginn des Zwistes Lilienfelder-Norweger).
- 1897 30. August. W. v. Arlt mit Schiern auf dem Johannisberg (3467 m): erste Sommerschifahrt.
- 1898 23. März. Oskar Schuster (München) und Heinrich Moser (Österreich) auf dem Monte Rosa (4638 m): erster Schi-Viertausender.
- 1901 27. April. G. v. Saar, C. Doménigg, O. Sehrig, v. Graff auf dem Großvenediger (3660 m).
- 1904 24.—26. Februar. Hugo Mylius (Hannover) mit den Führern A. Tännler und K. Maurer auf dem Montblanc (4810 m, Schibenützung bis zur Vallochütte, 4300 m).
- 1908 Beaujard und die Brüder Raveland durchfahren auf Schiern erstmals den „Höhenweg“ (Haute route) von Chamonix nach Zermatt.
- 1911 Die Zdarsky-Schüler Egon v. Kratzer und Generalstabshauptmann Theodor von Lerch erstmals mit Schneeschuhen auf dem Fudschijama (3745 m). Lerch erteilt in Takata den ersten Schiunterricht in Japan (1925 ein Obelisk, 1961 zur 50-Jahrfeier ein 3 m hohes Bronzestandbild Lerchs im österreichischen Offizierskleid auf einem 7 m hohen Sockel).
- 1912 Siegfried König und Walter Furtwängler (München) auf dem Mawensi (5355 m) und auf dem Kibo (6010 m).
- 1914 M. Miescher und C. Egger (Schweiz) auf dem Elbrus (5629 m).
- 1915 Die Norweger Eilert Sundt, T. Bache, L. Holm auf dem Aconcagua (7081 m).
- 1922 C. J. Finch benützt auf dem Tschomo Lungma (8880 m) Brettel bis 6700 m Höhe.
- 1930 Die Engländer R. L. Holsworth und Frank Smythe am Kamet auf dem Meade Col (7162 m).
- 1937 30. Mai—11. Juni. Dr. Anton Hromatka und die Brüder Hugo und Alfred Rössner durchqueren erstmals den Zentralkaukasus von Naltschik über Dychnu, Zannerpaß, Tichtengu, Tokan, Zangtu-Paß (80 km mit 7000 m Höhenunterschied).

Heeresschneelauf

Im Norden wurde der Schneeschuh seit 800 Jahren auch im Kriege verwendet. In Mitteleuropa machte der Schierzeuger Max Schneider in Berlin die Heeresleitungen durch seine Schriften aufmerksam und lieferte ihnen die Geräte (Luther). Der erste Weltkrieg brachte an seiner Alpenfront — sie stieg bis zum Ortler an — die große Bewährung für die Schifahrer, besonders für den Nachschub und die Verbindung, weniger für den Kampf. Im

Mittelgebirge und in der Ebene leistete der Schneeschuh keinen besonderen Dienst. Darum spielte er auch im zweiten Weltkriege keine große Rolle.

Vereine und Verbände

Heute besteht in den Vereinen eine Arbeitsteilung. Um das Schibergsteigen nehmen sich besonders die Bergsteigervereine durch Unterricht, Fahrtenführungen, Anlage und Bezeichnung von Abfahrten usw. an, wogegen sich die Schivereine fast ausschließlich auf Wettkämpfe beschränken. Anfangs freilich lag beides in den Händen der Schivereine, weil namhafte Bergsteiger, wie Steinitzer und Wundt, den Schneeschuh für Gebirgsfahrten als „unbrauchbar“ erklärten. Vorbildlich für den Unterricht und das Schibergsteigen wirkte der von Zdarsky gegründete Alpenskiverein (1900—1938, im Jahre 1914 mit 1889 Mitgliedern der stärkste mitteleuropäische Schiverein). Er führte auch von 1905—1938 die Zdarskyschen Torläufe durch. Früh schaltete sich der im Jahre 1903 gegründete Ski-Club of Great Britain mit seinem Betätigungsfeld in der Schweiz in die mitteleuropäische Entwicklung ein und später noch mehr der 1924 in Mürren gegründete Kandahar-Ski-Club, der den Abfahrtsbewerben ihren Platz neben den nordischen Bewerben erkämpfte. Bald schlossen sich die Vereine zu Verbänden zusammen: in der Schweiz 1904 in Olten, im Deutschen Reich und in Österreich in München 1905, unter Ausschluß der Lilienfelder, die 1912 den D. u. Ö. Skibund gründeten. 1910 wurde die Internationale Skikommission in Oslo gebildet als Vorläuferin des Internationalen Skiverbandes (FIS), der 1924 in Chamonix bei den ersten Olympischen Winterspielen gegründet wurde. Jedoch dienten diese Verbände fast ausschließlich dem Wettkampf und nicht dem Schibergsteigen.

Wettkämpfe und Höchstleistungen in Mitteleuropa

Die mitteleuropäischen Wettkämpfe beschränkten sich auf die nordischen Formen (Langlauf und Springen) auch dann noch, als im Massenbetrieb schon längst die Abfahrt an erster Stelle stand. Nur Zdarskys Torlauf (1905) machte eine rühmensewerte Ausnahme, ohne aber Beachtung zu finden. Erst Arnold Lunn gelang es, von 1921 an den Anschluß zu finden (s. o.) und damit auch den Erfordernissen des Schibergsteigens näherzukommen, als dies die nordischen Formen konnten.

Im Anschluß daran noch ein Wort über Höchstleistungen, die zeigen, was auf Bretteln möglich ist.

Die ältesten und zugleich erstaunlichsten Leistungen telemärkischer Goldgräber in der Sierra Nevada (wo die Olympischen Winterspiele von 1960 in Squaw Valley, im „Frauental“, stattfanden) hat das American Ski Annual 1954 aus zeitgenössischen Zeitungen ausgegraben. Danach wurde bereits am 22. Februar 1863 eine 800-m-Strecke mit fliegender Durchfahrt in 25 Sekunden zurückgelegt, somit mit 115 Stundenkilometern, und 1869 sogar 550 m in 14 Sekunden (140 Stundenkilometer). Auch wenn man der damaligen Zeitmessung keine große Genauigkeit zutraut, so bleibt die Leistung großartig.

Dann kommt bereits 1896 Zdarsky mit seinen schon erwähnten 100 Stundenkilometern und 1930 Helmut Lantschner mit der gleichen Leistung. Die letzte Stufe sind 163 Stundenkilometer auf einem 62gradigen, 300 m langen Hang bei Breuil (italianisiert Cervinia), erreicht 1960 von Luigi di Marco.

Brauchkunst

Und noch ein „Winkel“ im Weltreiche des alpinen Schifahrens darf nicht übersehen werden: Trotz allen Fortschrittes im Verkehr ist der Schneeschuh noch immer in bestimmten Fällen das beste Beförderungsmittel, so für Förster und Jäger im winterlichen Hoch-

walde, für die Angestellten und Träger der Schutzhütten, für Ärzte, Seelsorger und Postboten, die entlegene Berghöfe erreichen wollen, und für deren Bewohner zur Verbindung mit den Talorten. Besonders für die Kinder, die täglich in die Schule gehen müssen, ist der Schneeschuh ein großer Segen. Hier kehrt er wieder zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück, zur „Brauchkunst“, er wird Helfer in der Not des Alltags.

Ausstellungen und Museen

Von Anfang an sollten Ausstellungen für die neue Sache werben, so 1892 auf dem Feldberge, 1893 in München, 1894 in Mürrzuslag. Schisammlungen wurden in den Alpen Museen in Bern und München (dieses 1943 zerstört) angelegt, in einzelnen Wintersportorten wie Kitzbühel und Zermatt, im Schweizerischen Turn- und Sportmuseum in Basel (F. K. Mathys) und die reichste im Wintersportmuseum der Stadt Mürrzuslag (1948).

Rückblick

Es gäbe noch manches zu besprechen, so die Entwicklung der Verkehrsmittel, besonders der Seilbahnen und Aufzüge, der Wintersportorte, der Fürsorge der Schule für den Schneelauf u. a.

Das Gesagte aber wird genügen, die Großartigkeit und Vielfalt der 70jährigen Entwicklung des alpinen Schifahrens erkennen zu lassen.

Die Berge haben ihren Segen zum zweiten Male über die licht-, luft- und naturhungrigen Städte ausgegossen, diesmal noch reicher für die Schifahrer als das erstmal vor hundert Jahren für die Fußwanderer. Der Schi hat die „Erschließung“ der hohen Berge vollendet. Dem Fußwanderer standen sie nur zwei bis drei Sommermonate offen, durch den Schneeschuh sind sie nun auch im übrigen Teile des Jahres zugänglich geworden.

Eine neue Völkerwanderung in die Berge hat eingesetzt. Sie hat auch viele erfaßt, die sonst für Berge und Leibesübungen wenig übrig hatten. Man kann gerade von einer zweiten Geburt des Bergwanderns sprechen. Ein Ende der Aufwärtsentwicklung ist — im Gegensatz zum Sommerbergsteigen — nicht abzusehen.

Das ist wohl das erfreulichste Ergebnis unseres Rückblickes auf das nunmehr 70 Jahre alte „Wunder des Schneeschuhs“.

Schriftum:

Es sind nur solche Schriften angeführt, die in der Darstellung nicht mit ihrem vollständigen Titel genannt sind oder die öfters vorkommen. Zusammenstellungen der Schischriften findet man in folgenden Büchern:

Hock, Henry, Die Schi-Literatur, Sonderdruck aus dem „Winter“ 1910, 20 Seiten.

Bücherverzeichnis der (ehemaligen) Alpenvereinsbücherei, 2 Bände, München, 1927 und 1939.

Bücherverzeichnis des Hochschul Institutes für Leibesübungen Berlin (1936).

Recla, Dr. Josef, Univ.-Doz., Das neue Schriftum über Turnen, Sport und Spiel als Leibeserziehung, Frankfurt, Limpert-Verlag, I, 1945—1952, 145 Seiten (1952). II, 1952—1958, 171 Seiten (1958).

— „Wissenschaftliche Arbeiten über Leibesübungen“. Graz, Institut für Leibesübungen der Universität Graz, 1958, 154 Seiten.

Flaig, Walter, Aus der Skilaufgeschichte Österreichs. Rückblick in die Frühgeschichte des Österreichischen Skiverbandes zu seinem 50jährigen Bestande am 4. November 1955. Sonderfolge des Austria-Ski-Sports (Zeitschrift des ÖSV), Innsbruck, 1955, 25—38 (mit Abb.).

Fleischmann, W., und *Steinbrüchel*, E., Lilienfelder oder Norweger Skilauf-Technik? Zur Aufklärung in einem alten Sportstreit. Ein historischer Rückblick aus Aktenstücken. 1910. Diessen vor München, J. C. Huber. 125 Seiten (eine Fundgrube für schwer zugängliche Zeitungsaufsätze).

- Luther, C. J.**, Schneeschuhläufer im Krieg. München, 1915. 152 Seiten (viele geschichtliche Angaben auch aus den nordischen Staaten, aus Rußland, Frankreich, Italien, der Schweiz, Österreich-Ungarn).
- Geschichte des Eis- und Schneesports in Bogengs Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten. Leipzig, 1926.
- Das Bilderbuch der alten Schneeläufer. Erfurt, 1942. 112 Seiten mit 108 Bildern.
- Mehl, Erwin**, Zdarsky-Festschrift zum 80. Geburtstag des Begründers der alpinen Skifahrweise. 25. Februar 1936. Ein Beitrag zur Geschichte und Lehre des Alpenschneelaufes, unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute bearbeitet. Wien, 1936. 208 Seiten Kunstdruckpapier mit 100 Abb. Darin: Mehl, Zdarsky als Schöpfer des Torlaufes (87—95). V. Soré, Zdarsky und der Militärskillauf 1903—1910 (100—102). H. Vondörfer, Der Alpen-Skiverein 1900—1935 (108—117).
- Ein neues Bild der „Weltgeschichte“ des Schifahrens. Alpenvereinsjahrbuch 1957, 128—141 (mit Schriftenverzeichnis).
- Kurzgefaßte Weltgeschichte des Schifahrens (erscheint 1962 bei Karl Hofmann in Schorndorf bei Stuttgart).
- Nansen, Fridtjof**, Auf Schneeschuhen durch Grönland, deutsch von Th. Mann, 2 Bände, Hamburg, 1891 (Norw. Ausgabe, Paa ski over Grønland, in einem Bande, Kristiania, 1890).
- Obholzer, Dr. med. et phil. Anton**, Geschichte des Schilaufls mit besonderer Berücksichtigung Mitteleuropas. Wien, 1935. 88 Seiten, ohne Bilder.
- Schmal, Felix**, Skisport in Österreich. Wien, 1911. 60 Seiten mit Abb.
- Schruf, Toni**, Gedenkschrift an die Einführung des Skilaufens in den österreichischen Alpenländern. Müzzuschlag, 1930. 28 Kleinoktavseiten.
- Senger, Max**, Wie die Schweiz zum Skiland wurde. Zürich, 1941. 320 Seiten mit vielen Bildern.
- Skiverband, Deutscher, 25-Jahr-Feier (1905—1930)**, Festschrift, zusammengestellt von C. J. Luther, München, 1930. 195 Seiten mit Bildern. Darin: Dr. G. F. Bergmann, „Der Einfluß des Alpinismus auf den Skilauf“ (103—110), Luther, Stemmiania (135—139), Entdeckung des Stemmiankristianians durch Luther auf dem Arlberge (1910), Oberst Schindler, Skilauf im Heere (146 bis 150), Major (später Generaloberst) Dietl, Deutsche Skiläufer im Weltkrieg (162—165).
- Skiverband, Deutscher, 50-Jahr-Feier, Festschrift**, München, 1955. 192 Seiten. Darin G. Krusche, Jahre und Ereignisse (Zeittafel 1795—1955), 37—56, Dr. Eugen Zerbe, Das Schicksal von 1,567.691 Paar Skiern (75—80), „Film“ vom Skifilm, Dr. A. Fanck und Sepp Allgeier (119 bis 128).
- Somerville, Rickmers und Richardson**, Ski-Running, London, 1904. 76 Seiten, mit Bildern.
- Urdahl, Laurentius**, Haandbog i Skiløbning, Kristiania, 1893. 113 Seiten mit Abbildungen (die deutsche Ausgabe „Vom Schiläufen und Schlittenrutschen“, Kristiania, 1893, enthält nur einige Seiten aus dem norwegischen Buche).
- Wallner, Josef**, Mit Zdarsky und Bilgeri im Wettkampf. Österreichische Bergsteigerzeitung, Wien, 1952, Nr. 3 (Zdarskys erster Versuch eines Torlaufes auf dem Sonnwendstein am Semmering, 1901).
- Zdarsky, Matthias**, Lilienfelder Skilauf-Technik, Hamburg, 1897 (erschienen im November 1896). 97 Quartseiten mit 41 Abb., 2. Auflage 1903 mit dem Titel „Alpine (Lilienfelder) Skilauf-Technik“, 4. bis 17. Auflage (1908—1925) mit dem Titel „Alpine (Lilienfelder) Skifahr-Technik“, 100 Seiten mit 30 Vollbildern.
- Skisport. Gesammelte Aufsätze, Wien, 1909 (2. Auflage 1915). 123 Kleinoktavseiten. Darin: Methodische Skilaufübungen, Ausrüstung für eine Skihochtour, Skiwertfahren in Lilienfeld am 25. März 1906 (2. Torlauf der Schigeschichte).
- Für Skifahrer. Gesammelte Aufsätze, Wien, 1916. 212 Seiten. Darin: Die sportliche Ausbildung in Skivereinen, Das Ziel des Alpen-Skiveraines, Der Einfluß des Winters.

Zeittafeln:

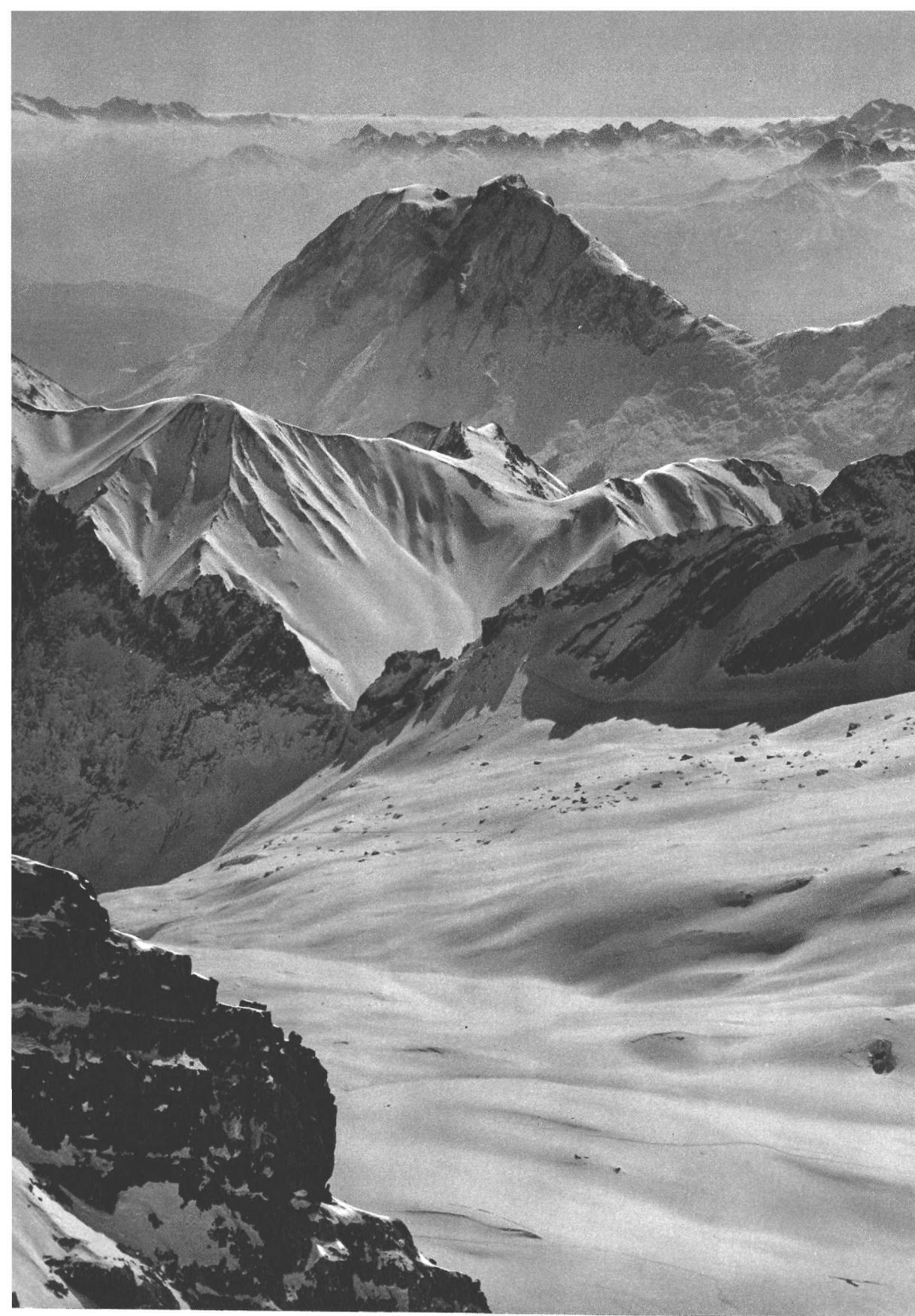
Sie sind als bequemste Übersicht zu finden in den Büchern von Somerville (1904), Fendrich (1908, ganz kurz), König-Berauer, „Handbuch“ (1943), Lunn (1951, gut und vielseitig), 50 Jahre DSV (1955, ohne österreichische Leistungen!) und vor allem in der reichen „Alpinen Geschichte in Einzeldaten“ (leider ohne Quellenangaben) von Walter Schmidkunz im „Alpinen Handbuch“ des DuOeAV, Leipzig, 1930. Eine ähnlich vollständige Fortsetzung fehlt leider.



Kreuzeck mit Waxenstein

(Aufn.: W. Fischer)

TAFEL VII



Ausblick von der Zugspitze nach Süden

(Aufn.: W. Fischer)

Alpenverein und Bergführer

VON WOLFGANG RABENSTEINER

(Mit 7 Bildern, Tafel IV und V)

Als irgendwann einmal zuerst die Wissenschaftler, dann die tatenfreudigen Eroberer und später der Massenansturm der Bergwanderer und Bergsteiger kamen, da waren sie schon da. Lange vor der Geburtsstunde des touristischen Bergsteigens arbeiteten sie in den Wäldern, auf den Almen, suchten Steine und jagten Gamsen. Männer, die in den Bergen aufgewachsen waren, denen Leben und Sterben in den Bergen so selbstverständlich waren wie Sommer und Winter.

Nicht der Wissensdrang um Geheimnisse der Natur trieb sie in die Höhe. Es war auch nicht die Auflehnung junger Herzen gegen das allzu Biedere und allzu Bequeme, was sie in die Gefahr einer unbekannteren Welt hineinzog. Da war kein sportlicher Ehrgeiz und kein Suchen, bewußt oder unbewußt, nach einem Stück Freiheit, nach Größe oder gar nach Gott.

Sie, die immer in den Bergen gelebt hatten, wußten vieles und fragten nicht nach dem Warum. Sie kämpften nicht gegen die Fassade einer Gesellschaft, sie waren frei. Sie suchten keinen Gottesbegriff, weil ihnen Gott überall begegnete.

Im Mittelalter führten sie mitunter Reisende oder Kaufleute über Pässe. Dann begleiteten sie Forscher in das Neuland ihrer Sehnsucht, später halfen sie den Erschließern, Wege zu suchen und zu gehen. Als dann die Masse kam, die nicht forschen und erobern konnte oder wollte, Menschen, die nur den Berg erleben und besitzen wollten, da gingen sie voraus; auf längst begangenen Wegen, hundertmal, zweihundertmal, tausendmal. Und wenn heute alle die kommen, die besser tun, nicht allein ins unbekanntere und gefährvollere Gebirge zu steigen, sind sie immer ihre Führer, Begleiter und Wegweiser.

Bergführer im strengen Sinn des Wortes, denen der Glanz der Kraft und des Mutes und der starken Persönlichkeit anhaftet, wurden die Männer erst durch die Mithilfe des Alpenvereins. Es war eines der wichtigsten und besonders dringend empfundenen Anliegen des neugegründeten Vereins, das Führerwesen in den Ostalpen auszubauen.

Man würde heute den Fehler grober Ungerechtigkeit begehen, wollte man die Bedeutung der Bergführer für die Erschließungsgeschichte der Ostalpen verleugnen. Man würde den gleich großen Fehler begehen, möchte man übersehen, wie viele tausend Menschen auch heute noch dem Bergführer das Glück gelungener Bergfahrten verdanken.

Beginn und Frühzeit

Unmittelbar nach der Gründung des Österreichischen Alpenvereins traten die Gründer an die Behörden in Österreich heran, um eine gesetzliche Regelung des Führerwesens zu erreichen. Man hatte erkannt, daß im Interesse der Sicherheit der Touristen gesetzliche Grundlagen nötig waren.

1863 wurde im Herzogtum Salzburg die erste Bergführerordnung in Österreich, zugleich die erste im Ostalpenraum überhaupt, erlassen. Sie regelt in kurzen Zügen erstaunlich weitsichtig die Aufgaben und Pflichten der Bergführer. Sie beginnt mit dem Satz: „Das

k. k. Landespräsidium hat sich über Anregung des Österreichischen Alpenvereins im Interesse des reisenden Publikums bestimmt gefunden, in Hinblick auf die Bestimmungen des § 21 der Gewerbeordnung vom 20. Dezember 1859 eine Bergführerordnung für das Herzogtum Salzburg zu erlassen, welche nachstehend mit dem Beifügen zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird, daß wegen deren Handhabung unter Einem die k. k. Bezirksämter und die Stadtgemeinde — Vorsteherung Salzburg entsprechend angewiesen werden.“

Drei Jahre später wurde in Wien eine Hofkammerverordnung erlassen, welche für alle Kronländer, in denen es Bergführer geben sollte, die Schaffung von Bergführerordnungen anbefahl. Ihr Inhalt stützt sich offensichtlich auf dieselben Empfehlungen des Alpenvereins, welche zur Salzburger Bergführerordnung geführt hatten.

Der Versuch, eine einheitliche Bergführer-Gesetzgebung für ganz Österreich zu schaffen, scheiterte an den außenpolitischen Schwierigkeiten des Jahres 1866. Die Gespräche waren so weit gediehen, daß Vorstandsmitglieder des Alpenvereins mit den Beauftragten des Innenministeriums verhandelten, als der Krieg ausbrach. In der Rückschau zeichnet sich diese Entwicklung als sehr unglücklich ab. Bedeutende Mängel und Schwierigkeiten, auch heute noch in der ungleichartigen Form der Landesgesetze begründet, wären vermeidbar gewesen.

Noch schwieriger aber als die gesetzlichen Vorarbeiten gestaltete sich die praktische Arbeit der Heranbildung der Führer. 1869 waren es 236 Führer in den Ostalpen, wie uns J. Eilles zu berichten weiß. Der größte Anteil davon entfällt mit 218 Führern auf die Zentralalpen.

War auch mancher dieser Führer vielleicht nur Wegweiser und kaum besser verwendbar als ein Träger, so leuchten uns doch aus dieser kleinen Schar Namen entgegen, die würdig neben den berühmten Alpinisten der Frühzeit bestehen können. Drei Brüder Klotz von den Rofenhöfen im innersten Ötztal, Alois Tanzer, genannt Urbas Loisl, aus Neustift im Stubaital, Franz Pöll aus Galtür: Sie gingen mit Ruthner, Wachtler, Specht, mit Tuckett und Freshfield, sie führten Barth, Pfandler, Weilenmann. Sie standen als erste mit auf der Ötztaler Wildspitze, auf dem Zuckerhüt, auf dem Fluchthorn und auf Hunderten anderer Gipfel. Pöll war der erste österreichische Führer in den Westalpen. Im Ortlergebiet treffen wir auf Hans Pinggera, beheimatet auf den Gampenhöfen zu Sulden, auf Peter Reinstadler aus Sulden, beide Stammväter berühmter Bergführerfamilien; auf Peter Dangl.

Es sind nur wenige Gipfel in der Ortlergruppe, die nicht von einem der drei zum erstenmal erstiegen wurden. Cyprian Granbichler wird als einer der tüchtigsten und gesuchtesten Begleiter im Ötztal, als langjähriger Führer und Freund Franz Senns berühmt.

Alois Ennemoser aus dem Pitztal führte Senn und Petersen, er eroberte allein als erster die Watzespitze.

Gabriel Spechtenhauser erstieg 1872 mit den Brüdern Pendlebury die Monte-Rosa-Ostwand. Mit seinem Bruder Josef und den englischen Touristen stand er zum erstenmal auf der Aiguille de Blaitière. Die Namen Kerer, Groder, Schnell aus Kals klingen zusammen mit den Namen Stüdl, Richter, Harpprecht und erzählen uns die Erschließungsgeschichte der Hohen Tauern. Christian Ranggetiner, Begleiter Purtschellers auf mancher Fahrt, ging mit Blodig und Pallavicini. Nach einer glänzenden Reihe alpiner Erfolge auf dem Monte Rosa, Ortler und im Glocknergebiet starb er gemeinsam mit dem Führer Engelbert Rubsoier und seinen Touristen den Bergtod an der Glocknerwand.

Aus den Dolomiten klingen neben anderen die Namen der Familie Innerkofler zu uns: Hans Innerkofler, Begleiter Grohmanns, Stammvater einer weitum berühmten Führerfamilie; Michael, Johann, Sepp der Ältere und Veit; Sepp der Jüngere, der dann im ersten Weltkrieg am Paternkofel fiel.

Namen wie Lacedelli, Pescosta, Bettega, Zedini, Zagonel, Tavernaro, Rungaldier kennt der Kletterer in den Dolomiten. Piaz ist dem Bergsteiger bis heute ein Begriff geblieben. Eine der hervorstechendsten Persönlichkeiten überhaupt und der berühmteste Führer in

den Nördlichen Kalkalpen war Johann Grill, genannt Kederbacher. Sein Weg durch die Alpen war eine Reihe von Erstbesteigungen und Erstbegehungen.

Wie ernst der Alpenverein die Aufgabe des Führerwesens nahm, beleuchtet die Tatsache, daß eine der ersten Maßnahmen des neugegründeten Deutschen Alpenvereins die Bildung einer Kommission zur Organisation des Führerwesens war: Senn, Stüdl und Trautwein bemühten sich um die Neuordnung des Führerwesens in Tirol. Im allgemeinen lagen die Verhältnisse in Osterreich schwieriger als im alpinen Teil Bayerns. Wohl gab es in Osterreich teilweise schon gesetzliche Grundlagen, in Bayern war aber nur das Einvernehmen mit den Gemeinden und dieses schneller und einfacher herzustellen, denn es waren nur wenige. Mit dem gewaltig anwachsenden Bedarf an Führern im Alpeninnern wurden die Fragen der Ausbildung, der Überwachung des Tarifes, des Einschreitens gegen unbefugte Führer brennend.

1871 wurde die vom Alpenverein ausgearbeitete Führerordnung von Tirol durch die Statthalterei genehmigt. Dies gab den Anstoß zu ähnlichen Lösungen in den Kronländern, die noch über keine derartige Führerordnung verfügten. Überall war dabei der Alpenverein nicht nur der geistige Vater der Gesetzentwürfe, sondern weitgehend auch der Verfasser.

Nicht hoch genug kann man gerade von der Warte des heutigen alpinen Fremdenverkehrs in den Ostalpen diese Leistung bewerten: War es doch die Grundlage für eine jahrzehntelang nach einheitlichen Gesichtspunkten vor sich gehende Entwicklung des Führerwesens. Weit vorausblickend und in voller Erkenntnis seiner Verantwortung übernahm der Verein eine Aufgabe, die ungeheuer viel Mühe und Geld kostete. Es war vom Anfang an klar, daß es eine Arbeit im öffentlichen Interesse des Staates, der einheimischen Bevölkerung und aller Touristen war, gleich, ob sie Mitglieder des Vereins waren oder nicht.

Der Alpenverein begann sich für die Ausrüstung der Führer zu interessieren. Kontrollen wurden eingeführt. Mängel wurden behoben. Allen voran war es die Sektion Prag, später auch die Sektion Hamburg und die zentrale Vereinsleitung. Seile, Pickel, Karten, Verbandzeug wurden beschafft und an die Führer kostenlos vergeben. Es wurden eigene Führerseile hergestellt und an hunderte Führer verteilt.

Besondere Mühe bereitete die Aufstellung der Tarife. Vielleicht mag es scheinen, daß es damals leichter gewesen sei, eine völlig neue Tarifordnung aufzubauen, als später die immer wieder währungspolitisch bedingten Änderungen durchzuführen. Viele der Schwierigkeiten aber waren damals gleich groß, wie sie es heute noch sind: Der Ausgleich zwischen zwei benachbarten Gebieten, die Frage der Schwierigkeitsbewertung und die Berücksichtigung der Länge der Touren einschließlich des Rückweges zum Wohnort des Führers. Letztendlich ist ein festgesetzter Tarif, auch wenn er von den Behörden verordnet wird, noch nicht durchgesetzt. Kontrolle genügt nicht. Hier hilft nur die Disziplin einer Berufsgruppe. Daß dieses Werk dem Alpenverein damals gelang, ist das sicherste Zeichen, wie sehr er die Führerschaft in wenigen Jahren für sich gewonnen hatte. Besonders verdient machte sich dabei V. Hecht der Sektion Prag.

1878 wurde die Führerunterstützungskasse ins Leben gerufen. Ihr Zweck war, den alten, verdienstvoll ausscheidenden Führern, den durch Bergunfall invalid gewordenen, aber auch Witwen und Waisen eine festgesetzte Unterstützung zukommen zu lassen: Eine in dieser Selbstverständlichkeit für damalige soziale Begriffe überaus fortschrittliche Einstellung des Vereins, der sich damit einer wirtschaftlich und sozial besonders schwachen Bevölkerungsgruppe annahm.

Dem inneren Zusammenhalt der Bergführerschaft sollte die Gründung von Bergführervereinen dienen, die nach einem Musterstatut des Jahres 1880 ins Leben traten. Sie entstanden nacheinander in Sulden, Trafoi, Neustift im Stubai, Matrei in Osttirol, Kals, Heiligenblut, Fusch, Berchtesgaden und Gastein.

Mit diesem Zeitpunkt kann man heute etwa die erste Entwicklungsstufe im Führerwesen der Ostalpen als abgeschlossen betrachten. Die zum Beruf tauglichen und daran interes-

sierten Männer hatten ihre Richtlinien und ihren gesetzlichen Schutz. Sie wurden betreut, erhielten Ausrüstung und hatten Ratgeber in den Sektionen. Im besonderen Maß haben sich zu dieser Zeit eine Reihe von Männern um diese Aufgaben verdient gemacht; allen voran Stüdl, Senn, Petersen, Trautwein, Grohmann und Ruthner.

Die Zeit vor dem ersten Weltkrieg

Die Sektion Austria Wien übernahm 1880 den Vorort aus den Händen der Sektion München. Das allgemeine Anliegen galt der Führerschaft.

In rascher Folge wurde eine bedeutende Reihe von Aufgaben bewältigt. Die Führer- ausbildung wurde für die Zukunft durch Instruktionskurse geregelt. Dies ist eine der wichtigsten Maßnahmen, welche bis heute in ständiger Fortentwicklung weiterwirkt. Sie wurde nur zu Zeiten unterbrochen, da die beiden Weltkriege jede friedliche Arbeit zunichte machten.

Anfangs waren die Kurse kurz und in der Art von den späteren erheblich unterschieden. Sie wurden in den Städten Innsbruck, Salzburg, Bozen, München, Klagenfurt, Villach, Graz, Leoben und Meran abgehalten. Man legte anfangs großen Wert auf die Ergänzung des mäßigen Allgemeinwissens der Führer. Man lehrte vorwiegend theoretische Fächer und überließ die bergsteigerische Praxis der privaten Erfahrung des einzelnen. Im Lauf von zehn Jahren änderte sich der Lehrplan; die Kurse wurden verlängert und paßten sich der alpinen Entwicklung an. Heimatkunde, Tourenkunde, Kenntnis des Gebirges und seiner klimatischen Verhältnisse traten in den Vordergrund; Kartenlesen und Erste Hilfe wurden ausgiebig gelehrt. Es wurden immer mehr praktische Übungen eingeschoben; zunächst tagweise, später mehrtägig, bis um die Jahrhundertwende bereits die Hälfte eines einmonatigen Kurses der Praxis gewidmet war.

Es ist heute von besonderem Interesse festzustellen, daß der DuOeAV, also ein Verband deutschsprachiger Bergsteiger, es mehrmals fertigbrachte, Bergführerkurse in italienischer Sprache abzuhalten; Beweis für eine weitsichtige und großzügig idealistische Einstellung, ungetrübt von extremen nationalen Gefühlen.

Insgesamt wurden in den Jahren 1880 bis 1913 in 85 Führerkursen 2021 Bergführer herangebildet.

Waren bis zur Jahrhundertwende die Führerkurse ausschließlich der Ausbildung im sommerlichen Gebirge gewidmet, so wurden seit 1902 auch Skiführerkurse abgehalten.

Recht bedeutsam erscheint uns heute, daß die Schulbehörden zu dieser Zeit die Lehrpläne des Alpenvereins verbindlich anerkannten und ihnen damit eine öffentlich-rechtliche Anerkennung schufen.

Der Weiterentwicklung der Bergführervereine schenkte der Alpenverein seine Aufmerksamkeit. Um die Jahrhundertwende wurde der k. k. Bergführerverein für ganz Österreich gegründet. Am Sitze der Führervereine wurden Bibliotheken eingerichtet, die zur Fort- erhaltung des alpinen Wissens und zur Erweiterung der Allgemeinbildung dienten. Die Ausrüstung mit alpinem Handwerkszeug wurde unter Einsatz bedeutender Vereinsmittel fortgesetzt.

Bereits in den Jahren nach 1880 stellte sich heraus, daß das behördliche Führerbuch als Ausweis autorisierter Führer nicht immer genügte, um unbefugte Elemente vom Führen abzuhalten. Weniger zum Schutze der geprüften Führer, viel eher zum Schutz der Touristen vor ungeprüften Männern, deren menschliche wie bergsteigerische Qualitäten nicht bewiesen waren, strebte der Alpenverein danach, die ausgebildeten Führer mit einem Abzeichen zu kennzeichnen. Es sollte im Führerdienst getragen werden und als zusätzlicher Ausweis dienen. Strenge Maßnahmen sollten den Mißbrauch des Abzeichens verhindern.

Den augenscheinlich richtigen Argumenten des Alpenvereins folgten die Landesbehörden sofort und stimmten der Ausgabe des Abzeichens zu. Es gab zwar im Laufe der darauf-

folgenden Jahre eine Reihe von Angriffen gegen diese Maßnahme. Das Abzeichen setzte sich aber überraschend schnell durch und ist bis heute in den gesamten Alpen ein Qualitätszeichen von hohem Wert geblieben. Das ursprüngliche, sehr große und reichverzierte Abzeichen wurde 1911 seines Beiwerks aus Zweckmäßigkeit entledigt. Die Versuche des einen oder anderen alpinen Vereins, andere Bergführerabzeichen durchzusetzen, blieben auf die Dauer erfolglos. Eine Zeitlang allerdings gab es im östlichsten Teil der Ostalpen ein Aufsichtsgebiet, in dem der Österreichische Touristenklub die Führeraufsicht führte.

Ein Lehrbuch „Anleitung zur Ausübung des Bergführerberufes“ erschien Anfang der neunziger Jahre. Bis 1906 erlebte es vier Auflagen. Das Buch, das jedem Führer kostenlos als Lehrbehelf ausgehändigt wurde und das ihm zeitlebens als Ratgeber verblieb, wurde über die Bergführerkreise hinaus beliebt und hat so manchem Führerlosen als Helfer gedient.

Betreuung und Aufsicht in allen Führerangelegenheiten wurden vom Gesamtverein an die Sektionen übertragen, die im betreffenden Raum der Alpen ihr Arbeitsgebiet hatten. Nach mancherlei Umgliederungen hatte sich bis zur Jahrhundertwende ein lückenloses System herausgebildet. In engem Zusammenhang damit stand die Abhaltung der Bergführertage. Seit 1902 wurden sie allgemein verpflichtend eingeführt. Diese Zusammenkunft aller Führer eines Aufsichtsgebietes ist eine Vollversammlung und dient der Absprache sämtlicher Sorgen, Wünsche und Anregungen sowie der Auswahl des Nachwuchses.

Noch etwas wurde in den Jahren vor der Jahrhundertwende geregelt: Die sogenannten Führerpensionen. Wohl ein bißchen übertrieben ausgedrückt nach heutigem Begriff bei der sehr bescheidenen Höhe des Betrages. Immerhin aber eine Unterstützung alter Führer oder deren Hinterbliebenen, für welche der Verein im Laufe der Jahrzehnte gewaltige Mittel auswarf.

Im Zuge der gesetzlichen Betreuung der Bergführer erreichte der Alpenverein um die neunziger Jahre eine Neubearbeitung aller Landesgesetze über das Bergführerwesen. Im Laufe von fünf Jahren wurden sämtliche Landesgesetze so weit erneuert, daß sie sich in Inhalt, Sinn und Art der Aussage grundsätzlich ähnlich waren. Mehr als 40 Jahre blieben diese Gesetze gültig. In einigen Bundesländern Österreichs gelten sie heute noch.

Durch diese Gesetze wurden folgende Punkte geregelt:

1. Aufsicht über die Bergführer durch den alpinen Verein, der das Aufsichtsgebiet betreut.
2. Autorisation des Bergführers.
3. Bergführerbuch.
4. Pflichten des Führers.
5. Benehmen der Führer gegen Reisende und der Reisenden gegen Führer.
6. Benehmen bei vorkommenden Unfällen.
7. Wahl der Orte und der Unterkünfte.
8. Belastung des Führers bei Hochtouren mit Gepäck.
9. Ausrüstung des Führers.
10. Bestimmungen bezüglich Träger.
11. Festsetzung und Abänderung der Tarife.
12. Verpflegung des Bergführers.
13. Entlohnung bei nicht tarifierten Touren.
14. Streitigkeiten.
15. Übertretung der Bergführerordnung, Strafen.

Unendlich reiche Zeugnisse über die Tätigkeit der Führer aus dieser Glanzzeit des Führerwesens in den Ostalpen liefern uns heute die alten Bergführerbücher. Liest man sie mit der Ehrfurcht, die dem Leistungsdokument eines längst Verstorbenen gebührt, so erlebt man in kurzen Sätzen Jahre mit hunderten Bergfahrten. Man erfährt große Namen der alpinen Geschichte als Seilgefährten dieser Führer. Man blättert in Erstbesteigungen

und Erstbegehungen. Man wandert durch alle Gruppen der Alpen und trifft auf alle Nationen Europas unter den Touristen.

Man liest dutzende Male ein paar bescheidene Sätze über eine Bergung und weiß, daß die Rettung eines oder mehrerer Menschen tagelang gedauert haben muß, unendlich mühsam und wohl immer gefahrvoll war. Wir finden auch immer wieder Wege, die zu hunder-

Gesetze und Verordnungen
für das
Herzogthum Salzburg.
Jahrgang 1863.
IX. Stück.
Ausgegeben und versendet am 6. Mai 1863.

10.

Kundmachung des k. k. Landes-Präsidiums in Salzburg vom 29. April 1863, Z. 501 Praes.,
die Erlassung einer Bergführer-Ordnung betreffend.

Das k. k. Landes-Präsidium hat sich über Anregung des österreichischen Alpenvereines im Interesse des reisenden Publikums bestimmt gefunden, in Hinblick auf die Bestimmungen des §. 21 der Gewerbe-Ordnung vom 20. Dezember 1859, eine Bergführer-Ordnung für das Herzogthum Salzburg zu erlassen, welche nachstehend mit dem Beifügen zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird, daß wegen deren Handhabung unter Einem die k. k. Bezirksämter und die Stadt-gemeinde-Vorstellung Salzburg entsprechend angewiesen werden.

Der k. k. Landeschef:
Franz Freiherr von Spiegelfeld.

Bergführer-Ordnung.

1.

Im Interesse und zum Schutze des reisenden Publikums wird das Bergführer-Wesen im Lande Salzburg unter besondere Ueberwachung gestellt.

2.

Jeder, der seine Dienste als Bergführer gegen Entlohnung anbietet, und dieses Geschäft ausüben will, hat sich gemäß §. 16 Absatz 4 der Gewerbe-Ordnung vom 20. Dezember 1859 um eine eigene Concession zu bewerben.

17

ten Malen gegangen werden; bei Regen, bei Sonnenschein, im Schneesturm. Zeugnisse selbstverständlicher beruflicher Pflichterfüllung. Das eine oder andere dieser Bücher ist plötzlich zu Ende. Der Tod hat zugeschlagen. Man spürt Freundschaften auf, die irgendwann in den jungen Jahren des Gastes und des Führers begonnen haben. Fünfzehn, fünf- und zwanzig, fünfunddreißig Jahre später gehen die beiden immer wieder miteinander.

In den Bergführerbüchern spiegeln sich Familiengeschichten: Großvater, Vater, Sohn und Enkel. Nicht alle sind gleichermaßen berühmt geworden. Vater Johann und Sohn Georg Niederwieser, der Stabeler Hansl und der Stabeler Jörg geben sich nichts nach an Berühmtheit, an Mut, Ausdauer und Fürsorge für ihre Touristen. Im Lechtal wird Anselm Klotz zum bekanntesten Führer. Soier und Widauer haben guten Ruf im Kaiser, Dengg und Fütterer zählen zu den besten Bayern. Sonnweber, Norz, Kröll, Lorenz, Ladner, Schwarzhaus sind Namen von gutem Klang in Tirol und weit über die Grenze hinaus. Punz, vulgo Preiß, ist ein berühmter Ramsauer. Johann Kerer trägt den Namen seiner Heimatgemeinde Kals als eines der ältesten Bergführerdörfer hinaus in die Welt, in die Westalpen, in den Kaukasus, in den Himalaja.

Fankhauser, Hörhager, Tipotsch vertreten das Zillertal als weitbekannte Führer. Die Gstrein, Steiner, Gritsch, die Hohenegger, Renner, Kathrein, die Mühlsteiger, Raincr, Mader, die Unterwurzacher, Hofer, Oberhollenzer, Strasser . . . Es sind zu viele, als daß man sie und ihre hervorragenden Leistungen von tausenden geführten Touren, von hunderterten Bergungen, von Dutzenden Erstersteigungen auch nur oberflächlich aufzählen könnte.

Und dies alles war damals, als schon die Zeit der großen Führerlosen gekommen war; da standen diese Bergführer mitten unter den besten und verwegenen Bergsteigern. Nur eines unterschied sie: Sie trugen neben der Begeisterung, die sie zur Höhe hinaufzog, noch immer die volle und letzte Verantwortung für den geführten Touristen. Sie trugen sie auch auf den selten oder noch nicht begangenen Wegen. Damit trugen sie mehr als der extreme Kletterer und Eisgeher. Wiegt da die Leistung nicht noch ein bißchen schwerer? Auch dann, wenn diese Leistung Berufsarbeit war? Und wenn sie bezahlt wurde?

Und dann sind alle Eintragungen in den Bergführerbüchern plötzlich zu Ende. Juli 1914. Ruhe, tödliche Ruhe in den Bergen; für ein Jahr. Und dann Donnern, Tosen, Morden in den Felsen und Gletschern im Süden der Alpen. Bergführer am Ortler, in den Dolomiten, in den Karawanken; in Sturmkompanien, fliegenden Patrouillen, auf Vorposten; Bergführer bei den Standschützen, bei den Leibern, bei den Kaiserjägern, bei den Kaiser-schützen, bei den Rainern. Bergführer auf Gipfeln, in Graten und Wänden; Bergführer mit Säcken voll Handgranaten, hinter Maschinengewehren, mit dem Jägerstutzen. Bergführer im Kampf gegen Lawinen und erdrückende Schneemassen; Bergführer als Führer tollkühner Handstreichs. Berühmt geworden und bescheiden geblieben, weil sie es nur taten um der Heimat willen.

Wie viele nicht mehr nach Hause gekommen sind von ihnen, weiß niemand mit Sicherheit. Viele, die noch heimkamen, kamen nur, um an den Wunden zu sterben.

Mit einer Welt der Ordnung zerbrach auch die bisher festgefügte Berufswelt der Bergführer. Und dann mußte etwas Neues geschaffen werden.

Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen

Wo vorher kraftvoll drängende Aufwärtsentwicklung war, mußte von jetzt ab zäh um die Erhaltung gekämpft werden. Von den 1561 aktiven Führern vor Ausbruch des Weltkrieges verblieben an die 900 im Arbeitsgebiet des DuOeAV im ostalpinen Anteil Österreichs und Deutschlands nach 1919, als der Krieg zu Ende war und als die Sieger ihre Beute an sich gerissen hatten.

Seit 1920, in seltenen Fällen schon 1919, begannen wieder Führungstouren. Langsam, sehr langsam begann wieder ein Bächlein an Stelle des bergfreudigen Fremdenstromes von ehedem zu fließen.

Schneller erholte sich gegen alle Erwartungen der Alpinismus. Viele, die mit den Bergen in jahrelangem Kampf vertraut wurden, kamen wieder als Bergsteiger. Sie waren den Berg zu allen Jahreszeiten gewohnt. Die Winter- und Frühjahrsbergfahrten nahmen sprungartig zu. Man ging fast immer führerlos. Dieser Aufschwung der Führerlosen trieb auch seine Wasserblüten in einer oftmals anzutreffenden Überheblichkeit gegenüber dem Führertouristen, ja bisweilen sogar gegenüber dem Führer.

Wie gut, daß hervorragende Alpinisten der Frühzeit, wie Gießfeldt, Coolidge oder Stephen und mancher andere, festgestellt hatten, daß der Vorrang an alpiner Erfahrung und an Vertrautheit mit der Bergesnatur unzweifelhaft doch den guten Führern gebührt. Wie gut auch, daß so manche herabwürdigende Kritik, gesprochen oder gedruckt, sich selbst als Unsinn dartut, angesichts solcher Führer wie Fiechtl, Kaindl, Stöger, Anselm Barth, Scheurer Georg, Dibona oder Rizzi, die gerade in diesen Jahren noch im Höhepunkt standen!

Nicht uninteressant ist eine gegenläufige Entwicklung zur selben Zeit. Da und dort gingen extreme Bergsteiger der Spitzenklasse in das Lager der Bergführer über: Gerold, Hagspül, Hörtnagl, Aschenbrenner, Freund, Rittler, Eichhorn, v. Overkamp, Oppel, Solleder, Völk, Rossi.

Mitunter, vielleicht von wirtschaftlichen Überlegungen verführt, versuchten sich noch eine beschränkte Zahl von Männern aus Städten fernab dem Gebirge als Bergführer. Fast ausnahmslos blieben sie dem Beruf nicht lange treu. Studenten versuchten sich ein paar Ferien lang während der Studienzeit, ein paar Großstädter warben in den Tageszeitungen und zigeunerten von Hütte zu Hütte, um Gäste zu „fischen“. Insgesamt eine Erscheinung, der der Alpenverein nicht lange zuschauen mochte, da der Ruf des Bergführerwesens unter solchen Neuerwerbungen mehr litt als gewann. Daran konnten auch manche guten alpinistischen Leistungen solcher Männer nichts ändern. Es ging darum (und wo solche Erscheinungen heute vielleicht wieder auftreten, geht es auch heute darum), eine gewachsene und klare Ordnung innerhalb einer Berufsgruppe zu erhalten und nicht durch Ausnahmen zu gefährden; insbesondere dann, wenn es um das Leben und die Sicherheit der Touristen auf dem Berg geht!

Um die Mitte der zwanziger Jahre stieg der Bedarf an Führern und das Interesse des Nachwuchses wieder. Von 1924 bis 1939 wurden 26 Sommerkurse mit 764 Teilnehmern und 20 Winterkurse mit 456 Teilnehmern abgehalten. Lokalführer, die nur in einem sehr beschränkten Gebiet zugelassen werden, waren nicht der Führertyp, den der Alpenverein heranziehen wollte. Es existierten um diese Zeit zwar noch immer Sommerbergführer, eine Erscheinung, die noch aus den Jahren vor dem ersten Weltkrieg nachwirkte, die da und dort auch landschaftsbedingt war. Dazu gesellten sich ein paar Männer, die nur Skiführer sein wollten. Allmählich aber bahnte sich eine neue Entwicklung an: Der vollkommen ausgebildete Berg- und Skiführer, dessen Abzeichen aus dem alten Bergführerabzeichen entwickelt und mit Skiern ergänzt wurde.

Weniger erfreulich — und das durchaus nicht nur aus Gründen einer Konkurrenz — ist eine spät in diesen Jahren einsetzende Entwicklung des Lehrwartewesens. Die im Sinne der vereinsinternen Bergsteigerausbildung durchaus begrüßenswerte Einführung der Lehrwarte wurde mancherorts gründlich mißverstanden, und so mancher Lehrwart glaubte, seine nicht immer überaus reiche Bergerfahrung unbedingt als Führer beweisen zu müssen. Aber die wirkliche Erfahrung auf dem Berg und die Vertrautheit mit der Bergesnatur, wie sie der Führer braucht, fehlt einem Großteil dieser Lehrwarte, die zumeist aus den großen Städten fernab dem Gebirge kommen.

Die Bergführerkurse, die 1924 nach den Erfahrungen der Vorkriegszeit aufgebaut wurden, erlebten rasch spürbare Änderungen. Immer mehr wurde die Praxis des Führens in den Mittelpunkt der Ausbildung gestellt.

Im Jahre 1929 erschien ein neues Lehrbuch für Bergführer, welches wieder außerordentlich schnell ein beliebtes Bergsteigerhandbuch wurde.

So stark wie noch nie zuvor in der Geschichte des Bergführerwesens wurde diese Periode durch das Wirken eines Mannes gekennzeichnet: Dr. Anton Tschon. Sein Bergsteigen, seine Arbeit, sein Leben gehörten vollkommen dieser Aufgabe. Er führte die organisatorischen Geschäfte und leitete die Ausbildung. Er lenkte mit starker Hand, die nicht immer zart gewesen sein mag, aber er baute auf, gab eine Richtung und arbeitete unermüdlich dafür, daß es im Arbeitsbereich des Alpenvereins in den Ostalpen gute Bergführer und saubere Ordnung im Führerwesen geben sollte. Weiß Gott, keine kleine und keine leichte Aufgabe in einer Zeit größter politischer und menschlicher Dissonanzen!

So gelang es unter Einsatz großer Energie und vieler Mittel dem Alpenverein, eine Zeit zu überbrücken, die für das Bergführerwesen weit schwieriger war als für das Bergsteigen. Griffen doch die Entwicklungen der Weltwirtschaftskrise, der Arbeitslosigkeit, der Tausendmarksperrre, die Verhärtung der parteipolitischen Fronten, innenpolitische Tragödien und außenpolitische Subversion zutiefst an den Lebensnerv einer Berufsgruppe, deren Arbeit und Verdienst auf ungehinderter Reisebewegung, auf friedlichem und freundschaftlichem Kontakt mit allen Nachbarn aufgebaut waren.

Wie gut, daß hier die Bergführer, vorwiegend Menschen aus dem bäuerlichen Kreis der Bevölkerung, nicht so anfällig waren für das Gift parteipolitischer Zersetzung. Vorsichtiges Fernhalten, Mißtrauen gegen das allzu Neue und Festhalten am Erbe, oftmals von Radikallisten als bäuerlicher Starrsinn und Dummköpfigkeit verhöhnt, bildete so die Schutzmauer, hinter der eine Berufsgruppe alle Stürme politischer Leidenschaft, menschlicher Irrungen und nationaler Katastrophen innerlich gefestigt überdauern konnte.

In den Höllestürmen des zweiten Weltkrieges wurden die Bergführer als Soldaten vom Nordkap bis Afrika und von der Normandie bis Stalingrad durcheinandergewirbelt. Im hohen Norden, im Kaukasus, auf dem Balkan, in den italienischen Bergen erfüllten sie ihren Auftrag mit der Pflichtauffassung, die einen Menschen dieses Berufes kennzeichnen muß. Menschlicher Mut, Zähigkeit und Entbehrungsfähigkeit, persönliche Leistungen fernab jeder politischen Ideologie wurden manch einem mit hohen Auszeichnungen bedankt. Und viele bekamen ein kleines Holzkreuz auf ein Grab in fremder Erde.

Die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg

Als sie 1945, 1947 und auch viel später noch aus der Gefangenschaft und aus Krankenhäusern heimkehrten, gab es keine Arbeit für den Bergführer. Aber es gab trotzdem Bergführer und auch junge Männer, die Bergführer werden wollten. Es gab auch noch das alte Bergführerabzeichen des Alpenvereins, und es wurde ganz selbstverständlich getragen; sogar zu einer Zeit, als so mancher in den großen Städten meinte, daß der Alpenverein erledigt sei und man sich nur mehr seine Hinterlassenschaft zu teilen brauche.

Aber schon 1947 gab es wieder einen Bergführerkurs des Alpenvereins. Seit jenen Tagen sind es bis heute in Österreich 9 Sommerkurse mit 265 Teilnehmern und 14 Winterkurse mit 510 Teilnehmern, in Deutschland 9 Sommer- und Winterkurse mit 113 Teilnehmern.

Insgesamt gibt es im Arbeitsbereich der beiden Alpenvereine in den Ostalpen heute an die 700 vollausgebildete Sommer- und Winterbergführer. Dazu noch etwa drei Dutzend Skiführer, an die 70 Anwärter bilden den Nachwuchs für die kommenden Jahre.

Auch nach dem zweiten Weltkrieg gab es eine merkwürdige Entwicklung im Alpinismus. Die alpine Technik machte in wenigen Jahren einen Sprung nach vorn, wie sie ihn vorher durch Jahrzehnte nicht gemacht hatte. Aus den militärischen Hochgebirgsschulen, wo sich die hervorragenden Bergsteiger und Bergführer zum Teil gesammelt hatten, kamen Anregungen herüber in den Frieden; sie lagen nicht nur auf materialtechnischem Gebiet des bergsteigerischen Handwerkzeuges oder der alpinen Rettungstechnik. Auch in der alpinen

Ausbildung, in der Technik des Bergsteigens, im Klettern in Eis und Fels entwickelten sich neue Grundsätze. Mehr als früher wurde die alpine Ausbildung systematisch von besonders befähigten Männern durchdacht.

Kein Wunder also, daß auch die Ausbildung in den Bergführerkursen ein neues Gesicht bekam. Alpine Lehrer, wie Aschenbrenner, Buhl, Schneider, Mariner, Rebitsch, Rainer, Egger, Eidenschink, Heckmeier und Frauenberger, gaben neue Richtung. Die Kurse wurden ausschließlich im Hochgebirge auf Hütten abgehalten. Die praktische Arbeit trat mehr und mehr in den Vordergrund, und Theorie wurde nur in steter Verbindung mit der Praxis gelehrt. Seit 1954 leitet der Bergführer Steinlechner die Bergführerkurse des ÖAV gemeinsam mit Bergführern, deren alpine Erfahrung teilweise weit über die Alpen hinausreicht: Kuno Rainer, Ernst Senn. Bergführer, die zu den besten Fels- und Eisführern im ostalpinen Bereich gehören, wie Sepp Füruter und Hias Noichl, arbeiten mit jüngeren erfahrenen Nachwuchslehrern an der Ausbildung. Im DAV wirken Heckmeier, Peters, Eidenschink und Lippel mit ausgesuchten jungen Nachwuchskräften.

In steigendem Maß haben sich in den letzten Jahren Grundsätze herausgebildet, nach denen sich große bergsteigerische Anforderungen an alpine Technik, körperliche Leistung und Führerqualitäten mit einem guten alpinen Wissen paaren.

Ziel der Ausbildung ist heute immer der vollwertige Berg- und Skiführer. Der ÖAV lehnt es ab, Sommerführer auszubilden. Auch der Status des Skiführers für sich allein ist unbefriedigend und soll daher für die Zukunft nicht mehr bestehenbleiben.

Die Ausbildung beginnt nach Anmeldung des Bewerbers mit einem mehrwöchigen Winterkurs; nach Ernennung zum Anwärter, einer Bewährungsfrist und einer vierwöchigen Sommerausbildung ist der Werdegang vollendet. Aufstellung zum Anwärter und Autorisierung zum Führer, Überprüfungen und alle anderen Berufsmaßnahmen werden durch die Verwaltungsbehörden nach den Gesetzen ausgeübt. In den Aufsichtsgebieten des Alpenvereins gibt es Bergführerobmänner und in Österreich einen Bergführerwart des Alpenvereins, der an die Stelle der ehemaligen Aufsichtssektionen getreten ist. Diese nach dem zweiten Weltkrieg in Österreich notwendig gewordene Auflassung der Aufsichtssektionen erweist sich heute als eine nicht überaus zweckmäßige Maßnahme. Im deutschen Bundesgebiet arbeiten nach wie vor die Aufsichtssektionen.

Für das alpine Rettungswesen in den Ostalpen sind die Bergführer auch trotz der Errichtung der Bergrettungsdienste in Österreich und der Bergwacht in Bayern noch immer von besonderer Bedeutung. Der deutlichste Beweis hierfür: 104 Bergführer tragen das Abzeichen des grünen Kreuzes, die einzige Auszeichnung, die der Alpenverein „Für Rettung aus Bergnot“ nach sehr strengen Gesichtspunkten bisher 217mal verliehen hat. Tausende Stunden harter Bergungsarbeiten, hunderte dem Tod entrissene Menschen, immerwährender Einsatz des Lebens für andere sind der ungenannte Hintergrund dieses „grünen Kreuzes“.

Seit sich in den Jahren aufblühenden Wohlstandes und unter günstigen Reisebedingungen der Fremdenverkehr in den Ostalpen zu einer bisher unwahrscheinlich erachteten Höhe aufgeschwungen hat, ist die Verdienstlage der Bergführer im allgemeinen gut.

Als freiberufliche Arbeit hängt der Erfolg eines Bergführers von seinem Können und von seinem persönlichen Einsatz ab. Bergführer mit hundert Tagen der Führertätigkeit im Jahr sind keine Seltenheit mehr. Daneben gibt es allerdings viele, deren Interesse mehr auf gelegentliche Führungen gerichtet ist. Insbesondere die besten der Bergführer streben seit Jahren danach, ihre alpine Berufstätigkeit durch Arbeit als Skilehrer in den Wintermonaten zu ergänzen; eine fast ideale Verbindung zweier Berufe, welche der Alpenverein in jeder Weise zu fördern bemüht ist.

Freilich sind mit dem modernen Fremdenverkehr auch eine Menge neuer Probleme aufgetaucht; es gibt bergsteigerische Ausbildungskurse, von Reisevereinigungen und Büros organisierte Alpinurlaube mit Touren im Hochgebirge. Diese Aufgaben sind bergsteigerisch wohl nicht so schwierig, jedoch allgemein organisatorisch, führungs- und lehrtechnisch

sowie verantwortungsmäßig neu. Das Komfortbedürfnis heutiger Bergsteiger und die Verlagerung einer bedeutenden Tourentätigkeit auf Winter und Frühjahr ändern alte Grundsätze.

Nach statistischen Zusammenstellungen der Bergführerbücher in Österreich setzen sich in den letzten Jahren die Führertouristen wie folgt zusammen: Es waren:

- 73% Bewohner der Bundesrepublik Deutschland,
- 8% Österreicher,
- 8% Engländer,
- 7% Holländer,
- 4% Bewohner anderer Staaten.

Etwa 60% aller Touren werden im Sommer, 40% im Winter durchgeführt. Da im Winter und Frühjahr jedoch durchschnittlich mehr Touristen an einer Tour beteiligt sind, liegt die Prozentverteilung bei den Führertouristen anders: Etwa 62% machen Winterbergfahrten und 38% Sommerbergfahrten.

Die überwiegende Zahl der Führungstouren liegt im Bereich der hochalpinen Gletschergebiete.

Eng mit der Beschäftigungslage ist die Frage der sozialen Sicherung verknüpft. Für Angehörige eines freien Berufes ist es unmöglich, bei so starkem Gefälle innerhalb der Totalverdienstspanne, wie wir es zwischen dem vollausgelasteten und dem nur gelegentlich führenden Bergführer finden, eine gesetzliche Basis zur Sozialversorgung zu schaffen. Eine daher unerläßliche Vorsorge des Alpenvereins besteht darin, daß jeder Bergführerbewerber einen Hauptberuf nachzuweisen hat, möglichst einen solchen, der ihm im Sinne der österreichischen Sozialgesetze einen entsprechenden Schutz gewähren kann. Darüber hinaus besteht in der Unfallfürsorge des Alpenvereins und in der allerdings äußerst bescheidenen Alter-Anerkennungszuwendung (ehemals Führerpension) eine gewisse soziale Unterstützung. Ohne Zweifel ist aber gerade auf diesem Gebiet eine Weiterentwicklung dringend notwendig.

In Tirol und Vorarlberg bestehen seit 1949 bzw. 1957 neue Bergführerordnungen, die den modernen Entwicklungen einigermaßen Rechnung tragen. In anderen österreichischen Bundesländern sind die Ordnungen der Jahre 1892 bis 1897 in Kraft. Diese entsprechen nicht mehr und können auch durch Novellen zum Gesetz nicht mehr der Zeit angepaßt werden. Es fehlt also im Augenblick eine einheitliche Rechtsgrundlage. Seit Jahren zielen Bemühungen des Alpenvereins auf Neuschaffung zeitgemäßer Bergführerordnungen hin, und es besteht guter Grund, in dieser Richtung auf Erfolg zu hoffen. Auch in Bayern fehlt noch eine einheitliche Grundlage, welche bisher an der Klärung der Kompetenzfrage durch die Verwaltungsbehörden gescheitert ist.

Faßt man den heutigen Zustand im Bergführerwesen zusammen, so kann man mit tiefer Genugtuung feststellen, daß der Alpenverein zu allen Zeiten, auch unter schwersten Voraussetzungen, seiner Aufgabe treu geblieben ist. Er hat damit weit über das Vereinsinteresse hinaus Arbeit für die Öffentlichkeit geleistet.

Heute gibt es im Arbeitsbereich des Alpenvereins genügend Führer. Es sind viele Männer darunter, die zu den besten Bergsteigern zählen und die würdig an die lange Reihe berühmter Ostalpenführer anschließen werden. Alle Führer sind gut ausgebildet.

Wo Mängel und Schwierigkeiten auftauchen, ist dies in der Neuentwicklung des Tourismus und in der Rechtslage begründet. Daraus entspringen an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert der Tätigkeit des Alpenvereins Aufgaben, die rasch in Angriff genommen und bald gelöst werden müssen:

1. Schaffung neuer Richtlinien und einer möglichst gleichartigen gesetzlichen Basis,
2. Neubearbeitung der Tarife,
3. Stärkung des beruflichen Zusammenschlusses der Bergführerschaft und vermehrte Mitarbeit an der Leitung der Standesgeschäfte,
4. Ausbau der sozialen Sicherheit der Berufsgruppe.

Keines dieser Anliegen ist grundsätzlich neu. Seit dem Bestand haben immer wieder die Vertreter des Alpenvereins an diesen Aufgaben gearbeitet, um sie ihrer Zeit anzupassen. Mag sein, daß der Sprung der Entwicklung heute rascher erfolgt und um so größer ist. Um so größer müssen daher auch die Anstrengungen des Vereins heute werden.

Achtzig- bis neunzigtausend Führungsfahrten haben unsere Alpenvereinsbergführer nur seit dem zweiten Weltkrieg in den Ost- und Westalpen bestritten. An die dreihunderttausend Menschen haben sie in diesen Jahren geführt. So sind sie wohl ein sehr wichtiger und derart wesentlicher Bestandteil unseres alpinen Lebens, daß ihre Bedeutung für den Alpinismus und für den Alpenverein auch für die Zukunft erhalten werden muß. Und wo vielleicht auch in den Reihen des Alpenvereins die jugendstürmischen Führerlosen oder auch so manche Sektion sich nicht mehr recht zu den Gedanken des Führerwesens bekennen wollen, da soll das, was auf diesen Seiten gesagt wurde, zum Nachdenken anregen.

Es soll aber auch gleichermaßen unsere Bergführer zum Nachdenken veranlassen, damit sie sich im ureigensten Berufsinteresse eng um den Alpenverein scharen, damit sie ihre eigenen Standesangelegenheiten mehr als bisher selbst vertreten und damit sie wissen, welche große Aufgabe sie in der Zukunft haben.

Zum dritten soll es aber auch allen jenen in der Öffentlichkeit, die irgendwann mit Bergführern und Bergführerangelegenheiten zu tun haben, ein Bild von der unabdingbaren Zusammengehörigkeit des Alpenvereins mit dem Bergführerwesen geben und ihnen zeigen, welche Bedeutung die Arbeit des Alpenvereins auf diesem Gebiet für die Öffentlichkeit besitzt.

Bau des Wetterstein- und Mieminger Gebirges im Lichte von 100 Jahren geologischer Forschungsgeschichte

VON HANS-JOCHEN SCHNEIDER

Mit 4 Bildern, Tafeln VI, IX und XI

„Wir haben heute die Gebirge als etwas Starres vor uns liegen, starr wohl nur im Rahmen unserer eigenen Vergänglichkeit, und doch hält deren Struktur hin und hin unzweideutig die Spuren vielfacher lebendiger Bewegtheit aufbewahrt . . .“ Otto Ampferer (1923)

Das westliche Wettersteingebirge und der touristisch bedeutendste Abschnitt der Mieminger Gruppe bilden das Kernstück der diesem Alpenvereinsjahrbuch beiliegenden „Karte des Wetterstein- und Mieminger Gebirges, Mittleres Blatt“.

Der gewaltige Gipfelstock der Zugspitze, mit 2962 m Höhe der höchste Gipfel des deutschen Alpenanteiles, stellt nicht nur für die von Jahr zu Jahr anschwellende Masse der „Seilbahntouristen“ eine Attraktion dar. Vielmehr gab und gibt seine imposante, mauergleich geschlossene Westflanke auch Generationen von Geologen ein Rätsel besonderer Art auf. Fachleute von Rang und Namen suchten auch hier nach dem Schlüssel für die Klärung eines Problems, welches — über das engere Gebiet hinaus — für die gesamten Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen und letztlich für den Baustil der gesamten Ostalpen besteht: Sind die Gesteinsmassen, welche heute z. B. das eigentliche Wetterstein- und Mieminger Gebirge aufbauen, tatsächlich aus größerer Entfernung auf eine „fremde Unterlage“ überschoben worden? Und weiter: Wie ist ein solches zyklisches, dem Laien wie dem Fachmann zunächst gleichermaßen unvorstellbares Kräftespiel unserer Erdkruste zu erklären?

Wir werden sehen, daß wir mit dieser anscheinend simplen Fragestellung an eines der Grundprobleme der geologischen Wissenschaft geraten sind.

Es ist eine alte Gepflogenheit des Alpenvereins, daß mit der Herausgabe einer neuen Karte jeweils auch der geologische Bau des betreffenden Gebirges eine ausführliche Erläuterung erfährt. Was im besonderen über die Gesteine und den Bauplan von Wetterstein- und Mieminger Gebirge interessiert, hat H. Bögel im Jahrbuch 1960 dargelegt (Bögel, 1960¹). Die Aufgabe der folgenden Zeilen soll deshalb weiter gefaßt werden.

Der Österreichische Alpenverein blickt in diesem Jahr auf sein 100jähriges Bestehen zurück. Dieses Ereignis, das im vorliegenden Jahrbuch besonders gewürdigt wird, regt dazu an, auch die „geologischen Erläuterungen“ über eine Gebirgsgruppe einmal von der spröden Beschreibung des engeren Gebietes abzulösen und einen größeren historischen Rückblick zu versuchen, etwa unter der Devise: Was wußten und meinten die Alpengeologen vor hundert Jahren — und was wissen wir heute.

Wetterstein- und Mieminger Gebirge sind nun besonders geeignet, das ständige Fortschreiten der geologischen Erkenntnisse, das unaufhörliche Sammeln von Beobachtungen und vor allem das ständige Schwanken der Ansichten im edlen Streit der Geister zu demonstrieren. Wir werden sehen, daß letztlich auch die Forschungen in diesem verhältnis-

¹ Vgl. Schrifttumshinweise am Ende des Aufsatzes.

mäßig kleinen Gebiet zwischen Mieminger Hauptkamm und Eibsee von den „großen“, weltweit diskutierten Hypothesen und Theorien beeinflusst wurden. Andererseits wirkten gerade die in unserem Gebiet und seiner Nachbarschaft gesammelten Erkenntnisse belebend und befruchtend auf die Streitgespräche der Geologen über „die großen Theorien“ zur Entstehung der Faltengebirge: Vor nicht ganz 60 Jahren begründete *Otto Ampferer* während seiner geologischen Erforschung des Gebirgsbaues zwischen Achensee und Zugspitze seine „Unterströmungstheorie“, deren Grundkonzeption in unseren Tagen durch moderne geophysikalische Forschungen zunehmend bestätigt wird. Somit erscheint gerade der hier betrachtete Teil der Nördlichen Kalkalpen als „Geburtsstätte“ eines Gedankens, einer kühnen Hypothese zunächst, die Baustil und Bewegungsmechanismus der gesamten Erdkruste zu erklären versucht!

Wie in allen anderen Disziplinen der Wissenschaft stellt auch unser Wissen um Bauplan und Baugeschichte des Wetterstein- und Mieminger Gebirges die Summe von Erkenntnissen dar, die Generationen von Geologen hier und andernorts in mühsamen Einzelschritten sammelten. Es liegt auf der Hand, daß im Rahmen dieser kurzen Ausführungen die geistesgeschichtliche Entwicklung all dieser Gedanken nur in einzelnen „Streiflichtern“ erhellt werden kann.

Doch ehe wir uns diesem historischen Rückblick und dem großen geologischen Rahmen zuwenden, sei hier noch eine Besonderheit des Wettersteingebirges kurz erwähnt, die es nur mit wenigen Gebirgsgruppen der Nordalpen teilt:

Der Zugspitzstock beherbergt, neben der Hochkaltergruppe in den Berchtesgadener Alpen mit dem „Blaueis“, die einzigen Gletscher des deutschen Alpenanteiles. Der allgemeine Gletscherschwund der letzten hundert Jahre — eine Wirkung langperiodischer klimatischer Änderungen — tritt auch hier stark in Erscheinung. Die südlich des Zugspitzgipfels liegende Karsthochfläche „Auf dem Platt“ schmückte noch vor 70 Jahren ein ansehnlicher Gletscher, der „Schneeferner“. Inzwischen hat er sich in zwei kleine Gletscherflecken aufgelöst. Der nordöstlich des Zugspitzgipfels gelegene „Höllentalferner“ hat den allgemeinen Verfall dagegen noch verhältnismäßig gut überstanden. — Über die glaziologischen Beobachtungen hierzu berichtete *R. Finsterwalder* (1951) ausführlich im Alpenvereinsjahrbuch 1951.

Die geologische Erforschung des Wetterstein- und Mieminger Gebirges im Lichte der wissenschaftlichen Entwicklung

„Am westlichen Fuße der Zugspitze, des Culminationspunktes des Wettersteingebirges, tritt von weitem bereits (z. B. von Lermoos und vom Eibsee) in großer Schärfe sichtbar ein mächtiger Komplex gutgeschichteter dunkler Gesteinstafeln unter dem weißen, auffallend davon kontrastierenden Wettersteinkalk hervor, welcher die Hauptmasse des Gebirges bildet . . .“ Der mit diesem Satz die wesentlichen Züge der Gesteinsfolge des westlichen Wettersteingebirges 1871 beschrieb, war kein Geringerer als *Edmund von Mojsisovics*, einer jener „drei jungen Männer“, die 1862 in Wien den Anstoß zur Gründung eines „Alpenvereines“ gegeben hatten! Von 1868 bis 1874 arbeitete Mojsisovics im Auftrage der damals noch jungen Geologischen Reichsanstalt, Wien, in den Bayerischen und Nordtiroler Kalkalpen unter *Ferdinand v. Richthofen*. Anschließend wandte er sich den Dolomiten Südtirols zu, wo er sich mit grundlegenden Arbeiten Rang und Namen in der internationalen Fachwelt verdiente.

Wenn auch *Mojsisovics'* Gedanken über den Bau des Wettersteingebirges, auf einigen — zeitbedingten — Irrtümern beruhend, von keiner besonderen Bedeutung waren, so werfen sie doch ein bezeichnendes Licht auf das Grundmotiv dieser ersten Phase der wissenschaftlich vorgehenden Alpengeologie: Die „Geologie“ war erst wenige Jahrzehnte vorher zu einer „selbständigen Wissenschaft“ geworden. Ihre Vertreter bemühten sich nun-

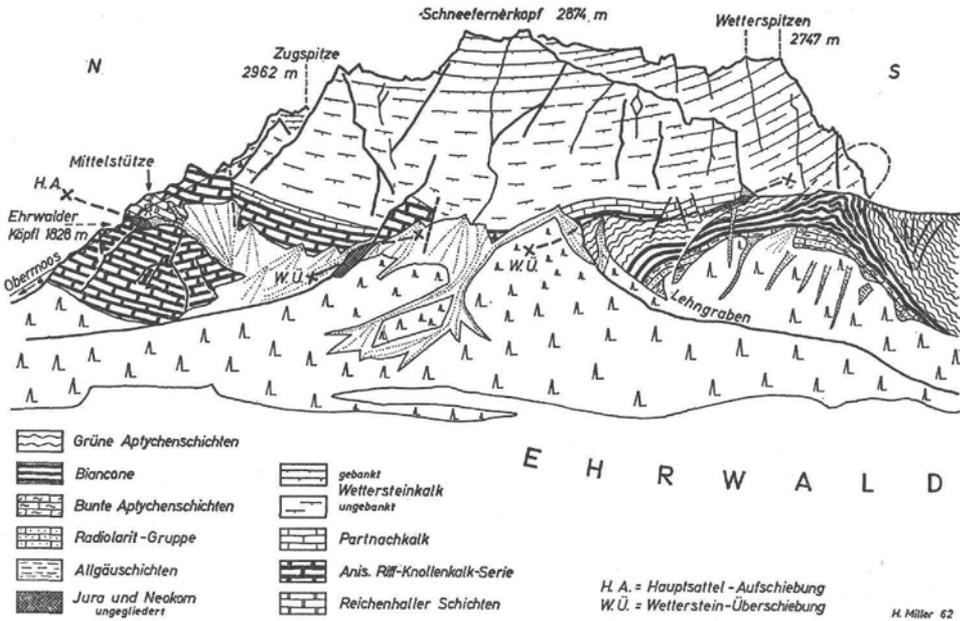


Abb. 1: Ansichtsprofil der Westflanke des Wettersteingebirges (H. Miller, 1962, nach einer photographischen Aufnahme von H.-J. Schneider, 1960; vgl. Taf. VI a).

mehr, vom kritischen Geist des Rationalismus inspiriert, zunächst die „Erdgeschichte“ in der durch versteinerte Lebensspuren (Fossilien) dokumentierten Abfolge übereinanderliegender Gesteinsschichten zu erfassen. Es war die große Pionierzeit der Paläontologie und Stratigraphie. So waren die maßgeblichen Geister dieser ersten Phase vor allem kritische, unvoreingenommene Sammler von Beobachtungen, die der „historischen“ (stratigraphischen) Fragestellung dienen.

Aus dem Bereich der Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen seien hierzu nur zwei hervorragende Vertreter genannt: *Adolf v. Pichler* (1819–1900), „Altmeister der Geologie Tirols“, erster Ordinarius für Geologie an der Universität Innsbruck, und *Carl Wilhelm v. Gümbel* (1823–1898), zunächst Leiter der „Geognostischen Abteilung“ und später, als Oberbergdirektor, Vorstand des gesamten Bayerischen Oberbergamtes. Letzterer führte die erste systematische geologische Erforschung des gesamten bayerischen Alpenanteiles durch, von Anfang an (etwa ab 1856) in gegenseitigem Einvernehmen und in enger Fühlungnahme mit den Fachkollegen von der Geologischen Reichsanstalt in Wien. Gümbel prägte unter anderem auch, nach seinen im Wettersteingebirge gewonnenen Erkenntnissen für Gesteinskomplexe, die in den gesamten Nördlichen Kalkalpen verbreitet sind, die heute noch gebräuchlichen Namen „Wettersteinkalk“ und „Partnachschichten“.

Die verschiedenartigen Bauformen zu erfassen oder gar die Dynamik ihrer Bildungsweise exakter zu analysieren, dafür interessierte man sich in dieser Zeit noch nicht so sehr, offenbar in dem richtigen Gefühl, daß hierzu die Grundlagen noch nicht gesichert seien. Man nahm Verbiegungen, Faltungen und Bruchformen von Gesteinen zur Kenntnis, ohne nach Ausmaß und Ursache solcher riesenhafter Deformationen zu fragen. „Bei näherer Kenntnis des Nordtiroler Gebirges“, erklärt demzufolge auch *Mojsisovics*, „daß die heutigen Distanzen größtenteils nur Folgen von oft kolossalen Zusammenpressungen und Überschiebungen sind, durch welche die ursprünglichen Entfernungen bedeutend verringert worden sind“ (1871, S. 214). Jedenfalls stand für einen Teil der Alpengeologen damals schon fest, daß die allerorts im Gebirge beobachtbaren gewaltigen Faltungen und

Überschiebungen hauptsächlich durch horizontale Bewegungen bewirkt und somit auf eine seitliche Einengung des ursprünglichen Ablagerungsraumes der Gesteinschichten zurückzuführen seien. Diesen Gedanken hatte erstmals *Horace Benedict de Saussure*, der Initiator der Erstbesteigung des Montblanc, bereits 1796 (!) geäußert. Er fand jedoch wenig Beachtung, da sich inzwischen die sog. „Erhebungstheorie“ *Leopold von Buchs* durchgesetzt hatte.

Nach dieser ersten Phase des Sammelns, Sichtens und Ordnen von Erkenntnissen über das Gesteinsinventar der Gebirge ergab sich bald das Bedürfnis, die ungeheure Summe von Einzelbeobachtungen in einer großen Zusammenschau zu vereinigen und dabei notwendigerweise auch Bauformen wie Baugeschichte (die „Tektonik“) zu erklären. Damit beginnt die geistesgeschichtlich bedeutungsvolle Phase der „großen Theorien“, der „Schulen“ und „Lehrbuchmeinungen“. Der Impuls hierzu ging von den Alpen aus über die gesamte Welt!

Die in den Ostalpen gesammelten Erkenntnisse faßte *Eduard Sues*, einer der Wiener Gründer des Österreichischen Alpenvereines, zunächst in einer kleinen Studie über „Die Entstehung der Alpen“ (1875) zusammen. Während Sues seine Vorstellungen über Bauplan und Bewegungsmechanismus der Alpen mehr deduktiv durch eine Sichtung der vorhandenen geologischen Karten und Literatur gewann, schöpfte der große Schweizer Geologe *Albert Heim* seine Gedanken unmittelbar aus eigenen Kartierungsarbeiten in den Westalpen (Glarner Alpen, Tödigruppe). 1878 erscheint sein klassisches Werk über den „Mechanismus der Gebirgsbildung“. Von einigen, hier nicht näher interessierenden Einzelheiten abgesehen, waren sich beide Forscher im Prinzip darin einig, daß die Faltungs- und Überschiebungsvorgänge auf gewaltige horizontale Bewegungen zurückzuführen seien, die eine seitliche Einengung dieses Streifens der Erdkruste zur Folge hatten.

Eduard Sues fand dazu einen übergeordneten, „globalen“ Bildungsprozeß. In seinem dreibändigen Standardwerk „Das Antlitz der Erde“ (Wien, 1883—1909), mit welchem er das Weltbild der Geologen über Jahrzehnte beeinflusste, vertrat er die „Kontraktionstheorie“ als umfassende Erklärung für Bewegung und Baustil der Erdkruste: Im Verlaufe ihrer Geschichte als Himmelskörper kühlte sich die Erde allmählich ab und schrumpfte mehr und mehr zusammen. Die zunächst aus dem Glutfluß („Urmagma“) während der Abkühlung ausgeschiedene und erstarrte äußere Gesteinschülle (Erdkruste) konnte dem weiteren Schrumpfungsprozeß des Erdkörpers nur dadurch folgen, daß sie (etwa wie ein trockener Apfel) weithin ziehende Faltenstränge um starre „Kontinent-schollen“ entwickelte.

Auf diese Weise waren die in den Alpen und allen anderen „Faltengebirgen“ der Erde beobachtbare seitliche Einengungsbewegung und damit der Flächenschwund dieser Krustenstreifen zunächst erklärbar, bis weitere Erkenntnisse dann zu gewichtigen Gegenargumenten führten. Doch davon später!

Da der große Bogen der Alpen nun Faltungsbewegungen erkennen läßt, die vorwiegend „nach außen“, also nach Norden und Nordwesten, gerichtet sind, wurde als „schiebende Kontinentscholle“ die afrikanische Masse angesehen.

Es ist verständlich, daß eine solche großzügige und kühne Theorie sich auch sofort auf die Gedanken der weiterhin in den Alpen forschenden Geologen auswirkte, denn diese mußten nunmehr ihre Beobachtungen und Aussagen über den Bauplan einzelner Gebirgsgruppen mit dieser neuen „tektonischen“ Erklärung in Einklang bringen.

Doch kehren wir nunmehr in die Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen zurück. In den Jahren 1886 und 1887 nimmt *August Rothpletz* im Zusammenhang mit der Herausgabe der ersten Karwendelkarte (1:50.000) durch den DuOeAV mit einer großen Zahl von Schülern den Nordteil des Karwendelgebirges geologisch auf. Nach seinen tektonischen Erkenntnissen wären die mächtigen Gesteinspakete hier zunächst an langen, Ost-West streichenden Brüchen zerlegt und anschließend durch „ortsständige“, nordwärts gerichtete

tete Verfaltungen eingeeignet worden (*Rothpletz*, 1888). Mit dieser einfachen, klaren Konzeption schuf *Rothpletz*, Professor für Geologie an der Universität München und langjähriger Vorsitzender der Sektion München, die Grundlage für eine Möglichkeit, den komplizierten Baustil der Faltengebirge weitgehend durch ortsständige Bewegungen zu erklären: Es entstand die „Münchner Schule“, die bis zu unserer Zeit den geistigen Gegenpol zur „Schweizer Schule“ und zur „Wiener Schule“ bildet. (Diese kurzen Schlagworte mögen für eine nur dem Fachgeologen näher bekannte, vielfältige Variation einzelner Meinungen und Hypothesen stehen.) Anlässlich des Geologenkongresses in Zürich (1894) räumte *Rothpletz* noch ein, daß sicherlich auch größere, horizontalliegende Schubflächen im Bauplan der Alpen existieren mögen, diese aber eher durch eine „Unterschiebung“ zu erklären seien. Die Tragweite dieser Idee wird erst Jahrzehnte später verständlich.

Im Juli 1896 erscheint nun ein junger Geologe im südlichen Karwendelgebirge, um mit seinem langjährigen Seilgefährten, *Wilhelm Hammer*, eine von der Universität Innsbruck gestellte Preisaufgabe glänzend zu lösen: der bekannte Innsbrucker Bergsteiger *Otto Ampferer* (1875—1947). Das geologische Lebenswerk dieses Mannes, seine auf zahllosen Alleingängen über die Gipfel der Nördlichen Kalkalpen gesammelten Erkenntnisse und Gedanken haben — weit über die regional-geologische Forschung hinaus — grundlegende Bedeutung für die „modernen“ tektonischen Vorstellungen der geologischen Fachwelt erlangt.

Wenn er auch mit Abschluß seiner ersten Arbeit (1898, gem. mit *W. Hammer*) über das südliche Karwendelgebirge noch im großen und ganzen die tektonischen Vorstellungen von *Rothpletz* vertritt, so kommt er doch wenige Jahre später, nach einer neuerlichen gründlichen Durchforschung des nördlichen Karwendels, zu eigenen Erkenntnissen und Vorstellungen. Er erkennt hier erstmals die Existenz flachliegender Überschiebungen (so z. B. auf der Nordseite der nördlichen Karwendelkette) und schließt daraus, „daß vielleicht das ganze aus älterer Trias bestehende Hochgebirge auf einem aus jüngeren Schichten erbauten Sockel aufruhe“ (*Ampferer*, 1903, S. 247). Doch solche Gedanken sind den Alpengeologen dieser Jahre schon nicht mehr fremd!

Als ein für die Geologie der Ostalpen historisch bedeutsamer Wendepunkt erscheint aus der Rückschau der 1903 in Wien veranstaltete Internationale Geologenkongreß. Namhafte französische und Schweizer Geologen (*Bertrand*, *Haug*, *Lugeon*, *Schardt*, *Ter-*

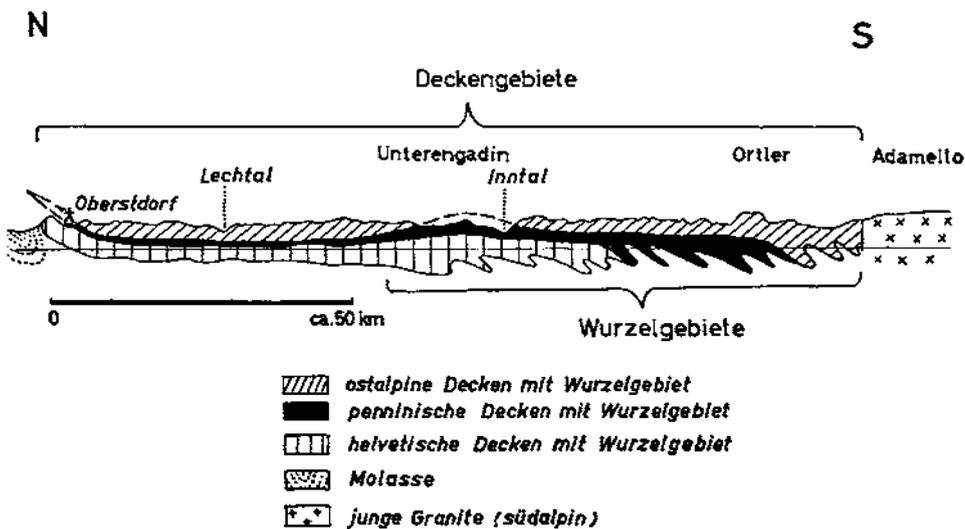


Abb. 2: Schematische Darstellung des Deckenbaues der Ostalpen nach G. Steinmann (1960).

mier u. a.) übertragen die nach jahrzehntelangen Beobachtungen in den Westalpen entstandene Theorie vom Deckenbau der Faltengebirge auf die Ostalpen. Von Wien aus tritt dieser neue Gedanke dann seinen Siegeszug in die Welt an.

Tatsache ist, daß in großen Teilen der Westalpen (z. B. Berner Oberland, Walliser Alpen) die Gesteinspakete nicht nur stark gefaltet, sondern auch — oft in mehreren „Stockwerken“ — übereinandergeschoben sind und heute auf fremder Unterlage „schwimmen“. Man schloß daraus auf eine gewaltige horizontale Überschiebung mächtiger Gesteinsdecken mit weit über 100 km Transportweite. In gleicher Weise seien auch die geologischen Einheiten der Nördlichen Kalkalpen und der südlich anschließenden kristallinen Schieferzonen von Süden her über das Zentralkristallin der Tauern hinweg nach Norden an ihren heutigen Platz verfrachtet worden. — Es ist interessant zu bemerken, daß sich die „Ostalpengeologen“ zunächst sehr zurückhaltend gegenüber diesen kühnen Vorstellungen verhielten.

Von den deutschen Geologen hatte sich zuerst *Gustav Steinmann*, Freiburg i. Br., zu den revolutionären Ansichten bekehrt und diese u. a. auch in einem Aufsatz im Alpenvereinsjahrbuch (*Steinmann*, 1906) verfochten (s. Abb. 2). Im letzten Band seines großen Werkes „Das Antlitz der Erde“ vertritt dann auch *Eduard Suess* die neue „Lehre“. Damit wird die „Wiener Schule“, in späteren Jahren bis in unsere Zeit durch *Leopold Kober* und seine Schüler vertreten, zum Verfechter der „extremen Deckenlehre“ in den Ostalpen (s. Abb. 3).

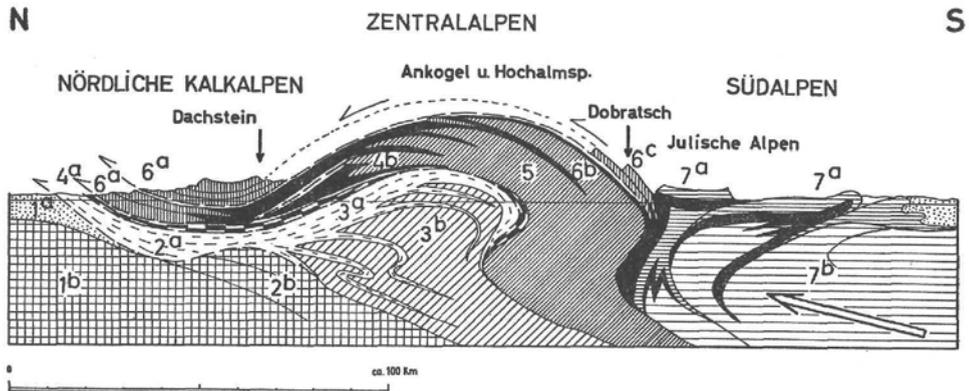


Abb. 3: Der Deckenbau des gesamten ostalpinen Orogens nach *L. Kober* (1928) (etwas vereinfacht).
 Legende: 1a Molasse und 1b kristalline Unterlage; 2a Flysch und 2b kristalline Unterlage; 3a Schieferhülle und 3b Zentralkristallin der Tauern („ZPenninikum“); 4a Unterostalpine Decken und 4b Kristallin; 5 Mittelostalpinen Kristallin (an div. Decken); 6a Oberostalpine Decken und 6b kristallines „Grundgebirge“ als Decken, 6c „Wurzelzone“; 7a Dinarische Decken und 7b kristalline Unterlage. Schwarz: Paläozoikum („Grawwackenzone“ im Norden).

Doch kaum beginnt sich diese wahrhaft kühne Lehre auszubreiten, da entstehen ihr schon gewichtige Gegenstimmen, und zwar vor allem von den in den Bayerischen und Nordtiroler Kalkalpen arbeitenden Geologen! Wenn auch hier jetzt allerorts nordwärts gerichtete Faltungen und Überschiebungen festgestellt wurden, so boten doch die großen Baueinheiten keinerlei sicheren Hinweis dafür, daß die Nördlichen Kalkalpen als Ganzes weit aus dem Süden herangeschoben worden seien, wie es z. B. die Darstellung *Steinmanns* (s. Abb. 2) nach den herrschenden Vorstellungen zeigte. Gegen diese „neue Lehre“ äußerte sich der Altmeister *Rothpletz* noch einmal 1905 ausführlich und in scharfer Form. Er postulierte im Gegenteil eine allgemeine Ost-West-Bewegung der gesamten Nordalpen nach seinen ausgedehnten Untersuchungen am Westrand der Ostalpen (Bre-

genzerwald — Rätikon — Graubünden). Vergebens! Er stand auf verlorenem Posten, denn seine Argumente besaßen nicht genug Beweiskraft, wenn auch seine Bedenken grundsätzlich richtig waren.

Hier setzt nun der sowohl kritische als auch phantasievolle *Ampferer* ein. Er hatte inzwischen, nunmehr im Auftrage der Geologischen Reichsanstalt Wien, mit der Kartierung der Mieminger Gruppe und des südlichen Wettersteingebirges begonnen. Dabei traf er auf *O. M. Reis*, einen Schüler von *Rothpletz*, der mit der Aufnahme des gesamten Wettersteingebirges beschäftigt war. Beide ergänzten sich in kollegialer Zusammenarbeit. Sie bewiesen erstmals eingehender, was schon *Gümbel* 1861 kurz erwähnt hatte: Die mächtigen Triaskalkmassen des Zugspitzstockes überlagern entlang ihres Westabbruches gegen das Ehrwalder Becken mit einer flachen Überschiebung weithin die (jüngeren!) Jura- und Unterkreidesteine, wogegen sie entlang der Südwandabstürze des Gebirges meist mit steilen Brüchen an die „jungen Schichten“ angrenzen.

Zunächst jedoch vollendete *Ampferer* bis etwa 1905 seine geologische Aufnahme der Mieminger Gruppe. In diesem Zeitraum führte er auch hier noch viele Erstbesteigungen und Erstbegehungen durch. Während seiner zahllosen einsamen Wege erkannte er grundsätzlich richtig den Bauplan dieses Gebirges als eines gewaltigen Gewölbes von Triaskalken, das in seinem Scheitel eingebrochen ist. Bis zum Jahre 1912 festigte sich dann bei *Ampferer* die Überzeugung, daß das Mieminger Gebirge, ähnlich wie die Hauptmasse des Karwendelgebirges, entlang einer deutlichen, nordwärts gerichteten Aufschiebungsfläche gegen die nördlicher gelegenen Gebirgseinheiten abzugrenzen sei.

Inzwischen hatte *Ampferer* im Verlaufe weiterer geologischer Kartierungsarbeiten die markante Überschiebung weiter nach Westen durch die gesamten Lechtaler Alpen verfolgt und dabei die wichtigsten Baueinheiten auch dieses Gebirges geklärt. Auf Grund des damit gewonnenen umfassenden Überblickes gliederte er nunmehr die gesamten Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen in drei große Einheiten, die als mächtige Gesteinsdecken nordwärts übereinandergeschoben sind (s. Abb. 4): Die Wortprägungen von *Rothpletz* (1905) verwendend, nannte er die nördlichste (tiefste) Einheit „Allgäudecke“, da ihre Hauptmasse die Allgäuer Berge aufbaut, und die darübergeschobene Einheit, ebenfalls nach ihrer kennzeichnenden Verbreitung, „Lechtaldecke“.

Die früher erwähnte Überschiebung des Karwendelgebirges, die sich über die Arnspitzen am Isartal zum Nordwestrand der Mieminger Berge und weiter durch die Lechtaler Alpen hinzieht, grenzt jedoch eine noch höhere tektonische Einheit ab, die *Ampferer* 1912 „Inntaldecke“ taufte. — Diese klassische Dreigliederung der großen Baueinheiten ist in den Bayerischen und Nordtiroler Kalkalpen bis in unsere Zeit gebräuchlich geblieben, wenn auch inzwischen noch weitere, kleine Decken und Teildecken (lokale Schuppen) benannt und z. T. wieder verworfen worden sind.

Seinen Erfahrungen und Vorstellungen entsprechend stellte *Ampferer* nunmehr das Wettersteingebirge, allerdings als gesonderte Großscholle mit geringer eigener Westbewegung, zur Lechtaldecke und das Mieminger Gebirge zur Inntaldecke. Doch der Gebirgsbau ist gerade hier derart kompliziert, daß seine Einfügung in ein so großzügiges Schema nicht ohne Widerspruch bleiben konnte. Dieser setzte ein, sobald die entsprechenden geologischen Karten dem prüfenden Blick der Fachkollegen zum Vergleich mit den Verhältnissen im Gelände zur Verfügung standen (s. Abb. 5).

Seit der ersten geologischen Aufnahme *Ampferers*, die dann in einer 1912 gedruckten „Spezialkarte“ (Blatt Zirl und Nassereith, 1:75.000) ihren Niederschlag fand, erfuhr das Mieminger Gebirge bis 1960 keine neuerliche Bearbeitung mehr, obwohl sein Nord- und Westrand wiederholt zur Begründung der unterschiedlichsten tektonischen Vorstellungen herangezogen wurde.

Das Wettersteingebirge dagegen fand von Anfang an mehr Beachtung. Als Ergebnis der *Reis'schen* Aufnahmetätigkeit erschien 1911 die „Geologische Karte des Wetterstein-

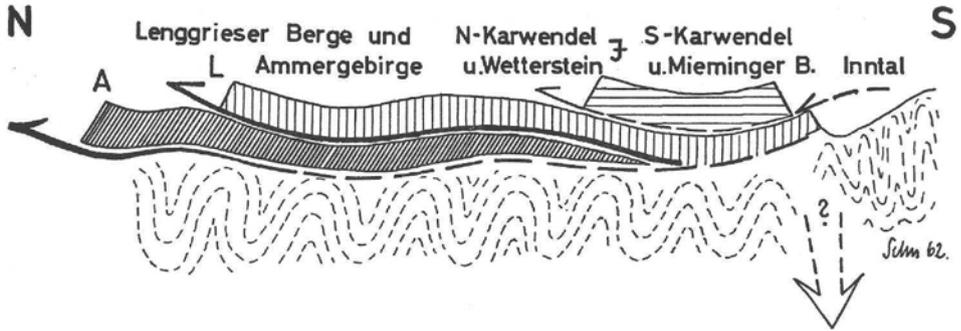


Abb. 4: Der Deckenbau der Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen nach O. Ampferer (stark schematisiert). A = Allgäudecke, L = Lechtaldecke, I = Inntaldecke.

gebirges“ im Maßstab 1:25.000. Auch diese Karte blieb bis in unsere Zeit die einzige dieses Gebietes, obgleich sich nun in der Folgezeit eine ganze Reihe von Forschern, zum Teil sehr ausführlich, mit strittigen Einzelfragen und Teilgebieten befaßten. Karte und Texterläuterungen von O. M. Reis gaben zwar die am Aufbau des Gebirges beteiligten Gesteinsschichten und ihre Verbreitung richtig wieder, bezüglich des Gebirgsbaues boten sie jedoch keine grundsätzlich gesicherten Ergebnisse.

Reis sah als Grundtypus der gesamten tektonischen Entwicklung, die Aufschlüsse am Westfuß des Zugspitzstockes im Sinne seines Lehrers *Rothpletz* deutend (s. Abb. 1 und 5), nur eine örtliche, westwärts gerichtete Überschiebung des Wettersteingebirges auf die jüngeren Schichten des Ehrwalder Beckens. Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch K. C. von *Loesch* 1914, der das Wettersteingebirge inzwischen ausschließlich auf seinen Baustil hin untersucht hatte.

Im gleichen Zeitraum beschäftigten sich noch zwei weitere Geologen etwas eingehender mit dem Bauplan dieser Gebirgseinheit: Auf Grund der *Reis'schen* Kartierung, und von den revolutionären Ideen des „Wiener Geologenkongresses“ angeregt, deutete nunmehr der Würzburger Geologe O. *Schlagintweit* Mieminger und Wettersteingebirge als Bestandteile einer einheitlichen, nordwärts überschobenen „Ferndecke“ im Sinne der Wiener Schule. Den zwischen beiden Gebirgsmassen liegenden Streifen von Jura- und Unterkreidegesteinen („Jungschichtenzone“) sah er als ein echtes „Deckenfenster“² an. Allerdings blieb er, wie nach ihm auch M. *Richter* 1927 und 1937 (ein Schüler *Steinmanns*), den Beweis schuldig, wo dann der Nordrand der von ihm postulierten „Wettersteindecke“ zu suchen sei.

Dagegen vertrat H. *Mylius* in einer Studie (1916) den extremen Standpunkt der „Münchener Schule“: Nach seinen Studien im Wettersteingebirge und in anderen Gruppen der Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen sah er in den vielerorts beobachtbaren Überschiebungen keine Beweise für einen „Deckenbau“ großer Schubweite, sondern lediglich Zeugen von „ortsgebundenen“ Bewegungen einzelner Schollen. Die von *Ampferer*, *Schlagintweit* und anderen in den Nordalpen postulierten „Deckenfenster“, wie etwa die Jungschichtenzone am Südrand des Wettersteingebirges, deutete *Mylius* als abgesunkene Teile der gleichen Baueinheit, die sodann den versenkten Gebirgsstreifen von den Seiten her überschoben habe. (Diese Vorstellung findet später ihre „moderne“ Bestätigung auch durch die Untersuchungen *Millers* [1962]; vgl. Abb. 5 — Profil 4.)

² Als Deckenfenster wird ein Bereich verstanden, in welchem das die „Decke“ unterlagernde Gebirge durch nachträgliche Erosion entblößt ist.

Als einen unwiderlegbaren Beweis dafür, daß im Bereich des Wettersteingebirges keine „Deckenfenster“ existieren, konnte *Mylius* noch im Gebiet zwischen Kreuzeck und Wamberg nachweisen, daß dort die sog. Partnachschichten ohne Zwischenschaltung von Wettersteinkalk allmählich in Raiblerschichten übergehen. Das Fehlen von Wettersteinkalk in diesem Teil des Gebirges war für *Ampferer*, *Reis* und *Schlagintweit* unter anderem ein Grund dafür, hier das sog. „Wamberger Fenster“ zu konstruieren, welches bis zum Eibsee reichen sollte (vgl. Abb. 5 — Profil 3).

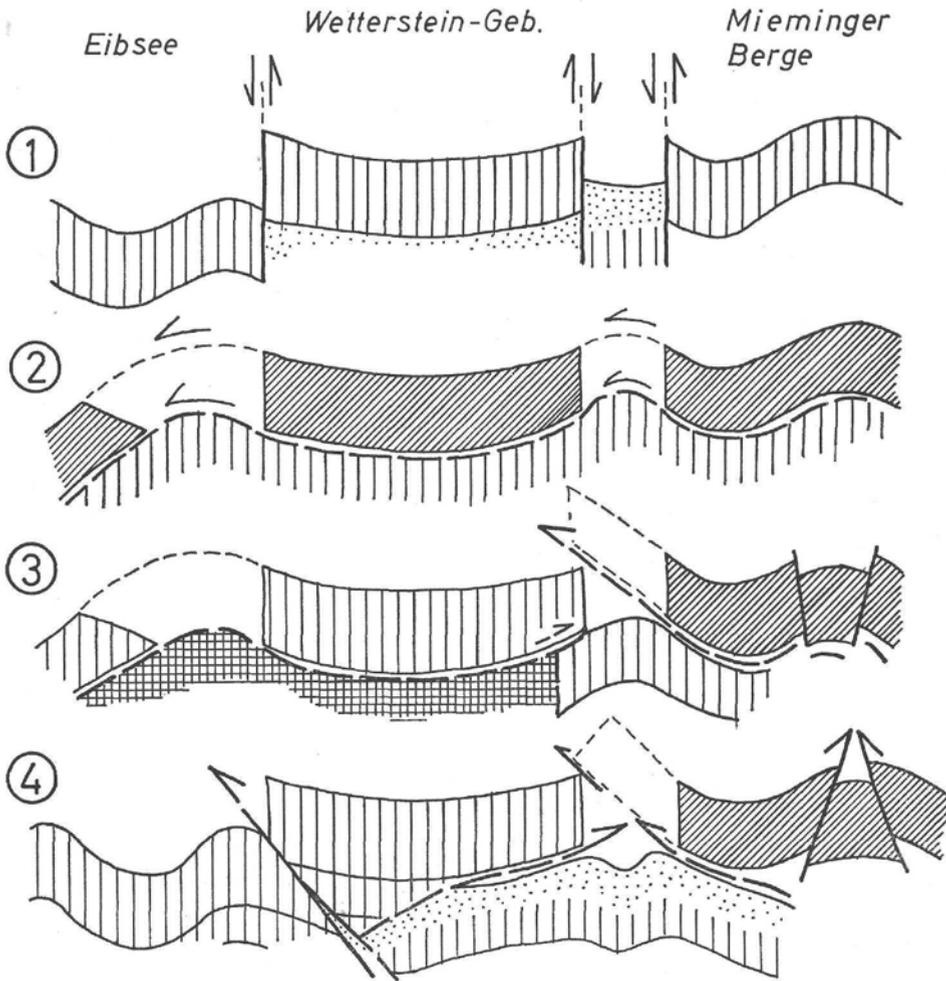


Abb. 5: Die unterschiedliche tektonische Deutung des Gebirgsbaues im westlichen Wetterstein- und Mieminger Gebirge (stark schematisiert).

Profil (1) nach *Reis* (1911) und seinem Lehrer *Rothpletz* sowie dessen Schülern (*Leuchs* u. a.). Die Überlagerung der „Jungschichten“ (gestrichelt) durch die Wettersteinmasse wird durch nachträglichen Westschub erklärt.

Profil (2) nach *Schlagintweit* (1912): Nordwärts gerichtete Überschiebung einer einheitlichen Ferndecke. Echte „Deckenfenster“ südlich und nördlich des Wettersteingebirges.

Profil (3) nach *Ampferer* (1912 und 1914): Drei Deckeneinheiten (vgl. Text).

Profil (4) nach *Miller* (1962): Nord- und südwärts gerichtete Überschiebungen einzelner Schollen eines einheitlichen Krustenteiles. „Ortsgebundene Tektonik“ im Sinne von *Mylius* (1914 u. 1916).

Damit standen sich schon bis zum ersten Weltkrieg die extremsten Auffassungen (Schulmeinungen) auch im Wettersteingebirge gegenüber, und es hob ein heftiges Streitgespräch im Blätterwald der Fachliteratur an. Hierzu sei nur an die „Besprechung . . . über das Wettersteingebirge“ erinnert, die *Ampferer* (1914) mit *Schlagintweit*, *Loesch* und *Mylius* führte. Die gegensätzlichen Auffassungen, die z. T. noch heute vertreten werden, sind in Abb. 5 schematisch dargestellt.

Die wesentlichen Grundzüge der gegensätzlichen Auffassungen sind dabei:

1. Nach *Reis* (und seinem Lehrer *Rothpletz* sowie den anderen Geologen der „Münchener Schule“) beweisen die vorhandenen Überschiebungen nur lokale Bewegungen. Von einem allgemein anerkannten, älteren Faltenbau abgesehen, haben die vertikalen Hebungen und Absenkungen einzelner Großschollen die größere Bedeutung. Als letzter Akt der Strukturentwicklung fand eine teilweise Westbewegung der höheren Gebirgseinheiten statt. Die Gesteinspakete liegen heute noch im großen ganzen in dem Bereich, in dem sie ehemals als Ablagerungen eines Meeres entstanden waren. (Abb. 5 — Profil 1.)

2. Nach *Schlagintweit* (und später z. B. *M. Richter*) wurden die Gesteinspakete von Mieminger, Wettersteingebirge und nördlichem Vorland (z. B. Kramer-Gebiet oder gar gesamte Ammergauer Alpen!) als große „Ferndecke“ weit von Süden her auf eine fremde Unterlage überschoben (Abb. 5 — Profil 2). Der Ursprung, die „Wurzel“, dieser „oberostalpinen (Fern-) Decke“ wird dabei südlich der kristallinen Zentralalpen angenommen, wie dies *Steinmann* (Abb. 2) und *Kober* (s. Abb. 3) in Anlehnung an den Baustil der Westalpen darstellten.

3. Nach *Ampferer* existieren in den gesamten Nördlichen Kalkalpen wohl mächtige, weithin nordwärts überschobene Deckeneinheiten. Ihr ursprünglicher Ablagerungsraum lag jedoch auf der Nordseite der kristallinen Achse der Ostalpen. Dabei erklärte er die Mechanik des Deckenschubes bereits 1906 durch „Unterströmungen“ im Erdmantel — eine Theorie von weittragender Bedeutung, auf die wir später noch zurückkommen. — Bezüglich des hier betrachteten Bauplanes nahmen seine Grundgedanken eine zwischen der ersten und zweiten Ansicht vermittelnde Stellung ein.

Auf Grund seiner umfassenden Geländekenntnisse und seiner reichen Erfahrungen war es *Ampferer* nun ein leichtes, die bis dahin meist ungenügend begründeten Argumente der anderen Geologen zum großen Teil zu entkräften, so daß seine Vorstellungen — hier wie in den gesamten Nordtiroler Kalkalpen — obsiegten. Zudem brachte der erste Weltkrieg eine unfreiwillige Ruhepause.

*

Im Jahre 1923 widmet dann die Deutsche Geologische Gesellschaft anlässlich ihrer Jahreshauptversammlung in München dem Wettersteingebirge eine große Exkursion. Hierbei faßt *Kurt Leuchs*, der Bruder des in Bergsteigerkreisen bekannten Kaisererschließers *Georg Leuchs*, in einem einführenden Vortrag noch einmal die ganze Problematik des Gebirgsbaues zusammen (*Leuchs*, 1924): Während das Wettersteingebirge an seinem Nord- und Ostrand unzweifelhaft in die angrenzenden Gebirgseinheiten geologisch überleitet, weist seine mächtige Westflanke eine Überlagerung von (älteren) Triaskalkmassen über (jüngeren) Juraunterkreideschichten auf. Die gleichen „jungen Schichten“ aber, die am Rand des Ehrwalder Beckens (s. Abb. 1) vom eigentlichen Wettersteingebirge überlagert werden, ziehen auf dessen Südseite, von steilen Brüchen abgegrenzt, über Ehrwalder Alm, Hohen Kamm und Scharnitzjoch nach Osten zur Unterleutasch, wo sie von der (geologischen) Fortsetzung der Mieminger Masse nordwärts überschoben und regelrecht „ausgequetscht“ werden.

Als einer der markantesten Schüler von *Rothpletz* mißt *Leuchs* den von *Ampferer* (oder gar von *Schlagintweit*) hervorgehobenen Süd-Nord gerichteten Deckenüberschiebungen keine besonders große Bedeutung bei: „So ergibt sich aus allen Beobachtungen immer klarer die Einsicht, daß das Gebirge bodenständig ist und nur geringe

horizontale Bewegungen erfahren hat, welche nicht vermochten, das Gebiet aus seinem ursprünglichen Zusammenhang erheblich herauszureißen“ (*Leuchs*, 1924, S. 112). Die Gedanken von *Rothpletz* weiterverfolgend, findet er dann im folgenden Jahrzehnt im Wettersteingebirge auch andere tektonische Hinweise, die die oben umrissene Vorstellung weiter bestätigen (*Leuchs*, 1935).

Damit scheint die tektonische Stellung des Wettersteingebirges im Sinne der „Münchener Schule“ weitgehend geklärt, was durch einige weitere Studien bekräftigt wird (*Beurlen*, *Knauer*, *Kraus* u. a.). Wie aber ist nun der tektonische Zusammenhang mit dem Mieminger Gebirge (*Ampferers* „Inntaldecke“) zu deuten?

Nach dem zweiten Weltkrieg setzt die zweite Periode einer systematischen geologischen Kartierung des gesamten Gebietes, nunmehr im Maßstab 1:10.000, ein. Jetzt stehen inzwischen erprobte, exaktere Untersuchungsmethoden zur Verfügung als vor 50 oder 100 Jahren.

Zunächst beginnen Schüler des Münchner Geologen *P. Schmidt-Thomé* im Ost- und Nordwestteil des Gebirges. *Schneider* (1953) bestätigt dabei weitgehend, entgegen anderen Deutungen, die Beobachtungen *Ampferers*: Beiderseits des Isartales, zwischen Scharnitz und Mittenwald, überlagert die geologische Fortsetzung der Mieminger Masse tatsächlich mit einer weit vorgreifenden Überschiebung die Strukturen des Wettersteingebirges, damit ostwärts in die „Karwendelüberschiebung“ überleitend.

Doch wenige Kilometer westlich der Isarlinie, etwa zwischen oberem Puitental und dem Buchener Sattel, verlieren sich, wie schon *Leuchs* betonte und neuerdings *Bögels* Untersuchungen 1958 bekräftigen, alle Hinweise auf eine weitreichende, nordwärts gerichtete Überschiebung. Der Baustil dieser geologischen Grenzzone zwischen Wetterstein- und Mieminger Gebirge ändert offensichtlich sehr rasch seinen Charakter. Die Front einer weit herangeschobenen „Decke“ müßte, den klassischen Vorstellungen entsprechend, wesentlich einheitlicher und markanter ausgebildet sein! Dieses Argument wurde schon früher wiederholt von den Münchner Geologen (*Beurlen*, *Boden*, *Leuchs*, *Kraus*, *Mylius* u. a.) vorgebracht, wie letzthin *Zeil* (1959) in einer kritischen Zusammenfassung darlegte.

Am Nordwestrand des Wettersteingebirges, dem weiteren Umkreis des Eibsees, findet *Vidal* (1953) die Beobachtungen von *Leuchs* und *Mylius* bestätigt: Auch hier zeigt sich keinerlei Hinweis auf eine größere, bedeutungsvolle Deckengrenze.

Die Klärung des letzten großen Problems, wie nun Wetterstein- und Mieminger Gebirge geologisch aneinandergrenzen, war offenbar nur vom großen Westabbruch des Zugspitzstockes und in den Mieminger Bergen selbst zu erwarten. Erst die Fertigstellung des neuen Höhenschichtplanes zur Alpenvereinskarte ermöglichte hier eine gründliche geologische Untersuchung. So konnten auch anlässlich der Jahreshauptversammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft, die 1960 wiederum eine größere Exkursion dem Wettersteingebirge widmete, nur einige vorläufige Ergebnisse gebracht werden.

Inzwischen hat *H. Miller* (1962) die Arbeiten abgeschlossen und seine Ergebnisse veröffentlicht: Im Prinzip zeigt sich eine zwischen den Ansichten von *Ampferer* und *Mylius* vermittelnde Lösung. Die das eigentliche Mieminger Gebirge aufbauenden Triaskalkmassen sind tatsächlich auf die vielzitierte Jungschichtenzone nordwärts (über einige Kilometer) aufgeschoben. Völlig neu dagegen ist der erstmals exakt geführte Nachweis, daß der Felskoloß des Zugspitzstockes süd w ä r t s einige Kilometer über die Jungschichten überschoben ist (vgl. Abb. 5 — Profil 4). Damit findet die vor nahezu 50 Jahren von *Mylius* geäußerte Vermutung eine klare Bestätigung.

Den früheren Bearbeitungen war offensichtlich entgangen, daß die am Westfuß des Zugspitzstockes erschlossene Überschiebungsfläche nicht nach Osten, sondern nach Nord-nordosten einfällt und somit nur ein Anschub aus dieser Richtung in Frage kommen kann. Außerdem zeigt der Faltenbau der unterlagernden Jurakreidegesteine hier eine merkliche Überkipfung nach Süden (s. Abb. 1). Erst durch jüngere, Ost-West streichende Brüche

wurde das gesamte Gebirge in einzelne Streifenschollen zerhackt und der ältere Bauplan durch geringe Westbewegungen verwischt.

Der früher einmal als „Deckenfenster“ gedeutete Streifen der Jungschichten ist somit hier von zwei Seiten überschoben, die aufgeschobenen Gesteinspakete können dadurch als Krustenteile der unmittelbaren Nachbarschaft angesehen werden.

Solche Hinweise auf eine „ortsgebundene Tektonik“ wurden in den letzten Jahren von *M. Richter*, Berlin³, *C. W. Kockel*, Marburg, und deren Schülern in den Allgäuer und Lechtaler Alpen gefunden. Für die dort nachgewiesene Mechanik der Gebirgsbewegungen (z. B. zweiseitige Überschiebungen) bieten westliches Wetterstein- und Mieminger Gebirge einen weiteren Beweis.

Damit beginnt nunmehr eine neue Phase der tektonischen Vorstellungen, mindestens für den Baustil der Bayerischen und Nordtiroler Kalkalpen. Das kühne Gedankengebäude von den weithin verfrachteten Überschiebungsdecken hat sich vorerst wenigstens für diesen Teil der Alpen als unnötig erwiesen. Doch die Mühe, die zu seiner Errichtung und Ausgestaltung aufgewendet wurde, war nicht umsonst: Erst im ständigen Widerstreit der Geister klärte sich Schritt für Schritt jene Einsicht ab, die wir — kaum erlangt — auch schon für die Wahrheit halten. Doch sicherlich sind wir noch immer weit davon entfernt!

Allein schon diese wenigen Streiflichter zur Geschichte der geologischen Erforschung des Wettersteingebirges haben in eindringlicher Weise gezeigt, wie sehr jeder Teilbereich unserer Wissenschaft mit der Weiterentwicklung des gesamten geistigen Rahmens verknüpft ist. Dieser große Rahmen aber ist noch längst nicht fertig.

*

Den großen Rahmen, in dem sich jene gewaltigen Bewegungen unserer Erdkruste abspielen, und den Motor, der diese Bewegungen verursacht, gedanklich zu erfassen, waren und sind Generationen von Geologen und Geophysikern bemüht. Das Rätsel ist bis heute noch nicht befriedigend gelöst!

Als erste moderne, erdumfassende Theorie wurde bereits früher die „*Kontraktions-theorie*“ des französischen Forschers *Elie de Beaumont* (1798—1874) erwähnt, als deren genialster Vertreter *Eduard Sueß* (1831—1914) in die Geschichte der Geologie eingegangen ist. Mit der Entwicklung der Kontraktionstheorie war zeitlich und gedanklich die Lehre von den großen Überfaltungs- und Überschiebungsdecken, kurz „*Nappismus*“⁴ genannt, eng verbunden. Für den Bauplan der Ostalpen vertritt die „*Wiener Schule*“ unter *Leopold Kober* diese Gedanken bis heute (vgl. Abb. 3).

Doch mit der Übertragung dieser neuen Theorie von den West- auf die Ostalpen, wie dies in großen Zügen anlässlich des Geologenkongresses 1903 in Wien geschah, entstanden auch schon Gegenstimmen, vornehmlich aus den Reihen der hier kartierenden Geologen. Einer ihrer geist- und phantasievollsten Vertreter war *Otto Ampferer*. Aus seinen Erfahrungen und Erkenntnissen heraus, die er in den Jahren der Erforschung von Karwendel-, Mieminger und Wettersteingebirge gesammelt hatte, schuf er eine neue, kühne Theorie über die Ursachen der Krustenbewegungen.

In einem über 80 Seiten langen Aufsatz legte er 1906 der Fachwelt seine Gedanken „*Über das Bewegungsbild von Faltegebirgen*“ dar: „Die vorliegende Arbeit versucht auf einem neuen Wege zu neuen Entscheidungen und Kriterien... zu gelangen. Die Frage nach der Berechtigung der Schardt-Lugeonschen Überfaltungshypothese bildet somit nur einen Bruchteil der gestellten Aufgabe und wird zusammen mit der Kontraktionshypothese als eine Übertreibung derselben behandelt.“ Und weiter: „Die Festigkeitsver-

³ Allerdings sieht *M. Richter*, auch wenn er heute die einzelnen „*Deckenstockwerke*“ innerhalb der Nördlichen Kalkalpen ablehnt, noch immer die gesamten Kalkalpen im Sinne Steinmanns und der „*Wiener Schule*“ als eine große „*oberostalpine Decke*“ an (vgl. Abb. 2 u. 3).

⁴ Von französisch *nappe* = Decke.

hältnisse der obersten Erdzone gewähren den natürlichen Ausgangspunkt für diese Untersuchung“ (*Ampferer*, 1906, S. 540).

Damit wird erstmals in ganz konsequenter Weise das Festigkeitsverhalten der Gesteine in der Erdkruste als ein Kriterium dafür herangezogen, inwieweit deckenförmige Überschiebungen großer Gesteinspakete über mehr als 100 km Horizontaldistanz mechanisch überhaupt möglich sind. Da die hierfür notwendigen horizontalen Schub-(Druck-)Spannungen die Festigkeit der Gesteinspakete um ein Vielfaches übersteigen müssen, kommt *Ampferer* zu dem Schluß, „daß eine Fernleitung der Seitenschübe ganzer Erdringe sowie eine Zusammenfassung derselben an einzelnen Stellen der Erdhaut vollständig unmöglich ist... Damit sind alle Hypothesen der Gebirgsbildung abgelehnt, welche Kräfte und Massen zum Gebirgsbau aus weiter Ferne zusammenschleppen“ (1906, S. 618).

Nach diesen und anderen Erkenntnissen kommt er zu der Vorstellung, daß auch die horizontal gerichteten Bewegungsvorgänge der Erdkruste durch langsame Strömungen in einer „säkular flüssigen“ Zone unterhalb der Erdkruste hervorgerufen werden müssen. Die „Unterströmungshypothese“ war geboren!

Da aber die obersten Gesteinspakete der Erdkruste diesen tiefen Magmenströmungen nicht ungehindert folgen können, reißen sie in einem durch verschiedenes Festigkeitsverhalten bedingten Horizont ab, während das jeweils tiefere Stockwerk weiter mitgleitet. Auf diese Weise entwickelt sich statt der Überschiebung eine Unterschiebung! Das neue an *Ampferers* Vorstellungen ist somit die gedankliche Umkehrung der gesamten Bewegungsmechanik: Nicht die überlagernde „Decke“ hat sich (aktiv) über eine fremde Unterlage geschoben, vielmehr ist der Untergrund unter sie hinein gezogen worden. Daß bei einem solchen Vorgang ebenfalls Faltungen und Überschiebungen zustande kommen können, liegt auf der Hand.

Den „Deckenbau“ des hier betrachteten Kalkalpenabschnittes sah *Ampferer* somit nicht als ein aktives, nach Norden gerichtetes Vordringen der einzelnen Gesteinspakete, sondern eher als ein passives Verharren derselben, während sich der alte Untergrund südwärts unter sie hineinschob. Auf diese Weise entsteht das gleiche Bild der dachziegelartig nach Norden vorgestaffelten Gesteinsdecken (s. Abb. 4).

Ein Problem blieb dabei jedoch noch offen: Die Faltungen und Überschiebungen in einem Streifen der Erdkruste, zusammen mit den entsprechenden magmatischen Erscheinungen als „Orogenese“ bezeichnet, zeigen in jedem Fall — wo auch immer der Motor für diese Vorgänge zu suchen ist — eine erhebliche seitliche Einkerbung des ursprünglichen Ablagerungsraumes der Gesteinsschichten. Auch zur Erklärung dieser Erscheinung geht *Ampferer* konsequent den Weg in die Tiefe, indem er erklärt, die alte Unterlage der Gesteinsdecken würde durch die Unterströmungen zum größten Teil in die Tiefe gezogen, sozusagen „verschluckt“. Deshalb wird *Ampferers* Hypothese auch als „Verschlückungshypothese“ bezeichnet.

Für den im einzelnen sehr komplexen Entwicklungsprozeß fand dann der Grazer Geologe und Geophysiker *Robert Schwiner* 1919 eine erste Erklärung von geophysikalischer Seite: Die Magmenströme an der Unterseite der Erdkruste könnten als Konvektionsströme verstanden werden, etwa in der Form, daß hierdurch eine komplizierte Form des Wärmeaustausches zwischen tieferen Teilen des (heißen) Erdkörpers und den obersten (ständig abkühlenden) Zonen der Kruste stattfindet. Modernste geophysikalische Untersuchungen weisen auch tatsächlich auf eine solche Möglichkeit hin.

Die Vorstellungen *Ampferers* haben aber auch noch auf andere Weise große Bedeutung für die tektonische Erklärung des Baustiles unserer Kalkalpen. Die Unterströmungshypothese macht es unnötig, ja unwahrscheinlich, die einzelnen „Decken“ der Sedimentgesteine aus dem Südtail der Alpen herzuleiten: Der ursprüngliche Ablagerungsraum (Meerestrog) der Gesteinsserien lag nördlich der kristallinen Zentralalpen. Die „Verschlückungszone“ müßte dann etwa im Streichen des Inntrales gesucht werden (vgl. Abb. 4, großer Pfeil!).

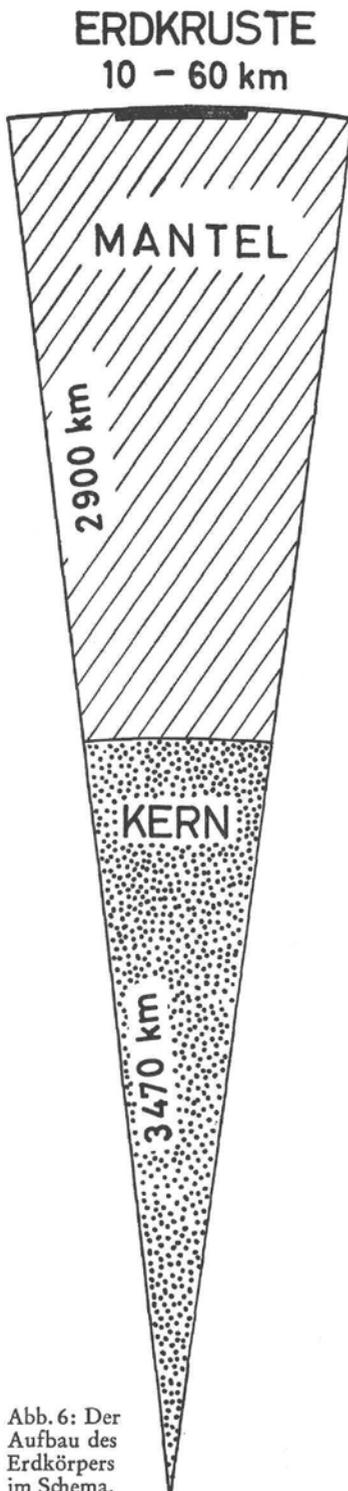


Abb. 6: Der Aufbau des Erdkörpers im Schema.

Es ist verständlich, daß eine solche neuartige Deutungsweise zahlreiche Anhänger und Gegner fand. Unter ihren Verfechtern trat sehr bald auch ein Schüler von *Rothpletz* hervor: Der Münchner Geologe *Ernst Kraus* prüfte die von *Ampferer* nur skizzenhaft geäußerten Gedanken zunächst auch am Baustil der Westalpen und übertrug sie später auf die gesamte Erde. Das erste regional-geologische Werk nach den Vorstellungen der „Unterströmungstheorie“ trägt dann auch den bezeichnenden Titel „Der Abbau der Gebirge“ (*Kraus*, 1936), womit das Zur-Tiefe-Abströmen der tektonogenetisch aktiven Gebirgstteile gemeint ist.

*

Man hat *Ampferer* von seiten seiner fachlichen Gegner immer wieder den Vorwurf gemacht, daß er mit der Unterströmungshypothese „die Flucht in die Tiefe“ ergriffen habe, in Bereiche unserer Erde, die — so schien es zunächst — dem forschenden Blick des Menschen verschlossen seien. Diesen Einwand mag er vorausgesehen haben, als er am Ende seiner Ausführungen schon 1906 (S. 620) schrieb: „Dem ist indessen nicht so, einmal weil diese Tieferlegung eine notwendige ist und dann, weil durch die Umkehrung, durch den Schluß von den Formen der Erdoberfläche auf die Zusammensetzung und Art des Untergrundes die Möglichkeit einer systematischen, wissenschaftlichen Erforschung der tieferen Erdzonen nähergerückt wird. Damit ist einer bedeutenden Erweiterung der geologischen Forschungs- und Erkenntnisgebiete überhaupt Bahn gebrochen.“

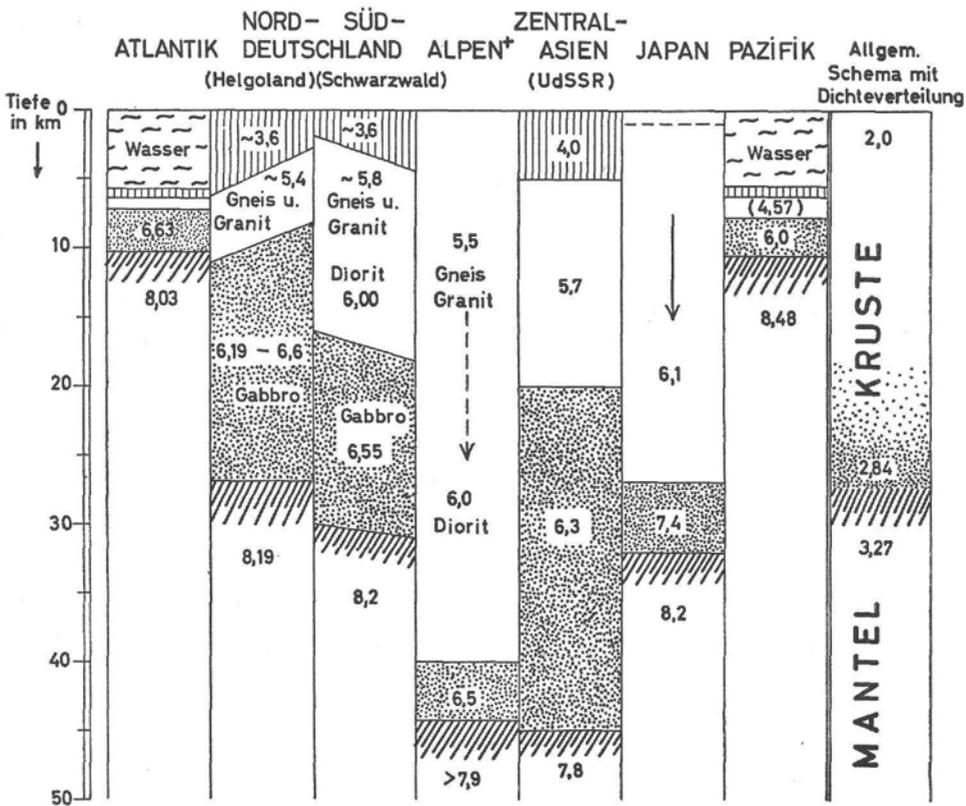
Diese Worte wirken aus der Rückschau des Jahres 1962 beinahe prophetisch! In den letzten 60 Jahren entwickelte sich nämlich als neuer selbständiger Zweig der Naturwissenschaften die Geophysik in wahrhaft stürmischer Weise. Ihre Forschungsergebnisse ermöglichen dem Geologen heute schon einen guten Einblick in die tieferen Zonen unserer Erde. Damit werden aber auch die großen Theorien über Bau und Bewegungsweise der Erdkruste in gewissem Sinne „meßbar“. Doch hier stehen wir erst am Anfang einer (wieder einmal) neuen Phase des Sammels von Erkenntnissen. — Die abschließenden Bemerkungen seien deshalb als letztes „Streiflicht“ den vorangegangenen Betrachtungen noch kurz angefügt.

Etwa vier Jahre nach den zukunftsweisenden Worten *Ampferers* faßte der serbische Geophysiker *Mohorovičić* (1910) seine Erfahrungen über die bis dahin registrierten Erdbebenwellen zusammen: In etwa 60 km Tiefe müsse eine „Unstetigkeitsfläche“ in der Erdkruste existieren, an der sich die Geschwindigkeit der Erdbebenwellen sprunghaft ändere. Sie springt hier von etwa 6 bis 7 km/sec auf über 8 km/sec. Inzwischen

ist diese sehr ausgeprägte Grenzfläche vor allem durch große Meßreihen nach dem zweiten Weltkrieg über die gesamte Erde verfolgt worden. Nach ihrem Entdecker wird diese Grenzfläche „Mohorovičić-Diskontinuität“ genannt. Wir wissen heute, daß sie etwa der Untergrenze der festen Erdkruste entspricht.

Nach solchen seismischen und anderen geophysikalischen Messungen können wir als gesichert betrachten, daß sich unsere Erde (mittlerer Radius: 6370 km) im wesentlichen aus drei großen Zonen aufbaut (Abb. 6): Dem „Erdkern“ mit einer Dichte von 12,2 bis 9,7 abnehmend und einer Temperatur um 4000° C. Darüber folgt der „Erdmantel“ mit einer Dichte von 5,6 bis 3,3 abnehmend und Temperaturen von 3600° bis etwa 1200° C nach außen hin abfallend.

Darüber liegt noch — als beängstigend dünne „Eierschale“! — die „Erdkruste“, auf der wir leben. Ihre Dicke spielt gegenüber der Masse des Erdkörpers kaum eine Rolle (zur Darstellung in Abb. 6 wurde sie etwas verstärkt!). Wie wir aus Abb. 7 entnehmen können, ist diese Erdkruste nicht einmal gleichmäßig dick! Unter den großen Ozeanen liegt ihre Untergrenze bereits in etwa 10 km Tiefe, unter den Kontinenten reicht sie



*In den Alpen vorläufige Tiefenbestimmung nach Erdbeben!

SCHNEIDER 1962

Abb. 7: Dicke und Schichtenbau der Erdkruste im Bereich des eurasischen Kontinents nach modernen geophysikalischen Ergebnissen im Schema. Die Profilsäulen stellen nur kleine Ausschnitte aus dem betreffenden Krustenteil dar. Als Maßzahl wird hierbei üblicherweise die Fortpflanzungsgeschwindigkeit natürlicher oder künstlicher Erdbebenwellen (Longitudinalwellen) in km/sec angegeben (vgl. Text).

dagegen zwischen 25 und 60 km tief. Da die Dichte der Erdkruste zwischen 2,8 und 2,0 schwankt, „schwimmen“ die großen Kontinente wie mächtige Eisschollen auf dem (schwereren) Erdmantel. Die Kontinente besitzen deshalb einen ähnlichen (Schwimm-) „Auftrieb“ wie etwa ein Eisberg im Meereswasser.

Im Jahre 1928 registrierte nun der Wiener Geophysiker V. Conrad Erdbeben der Ostalpen. Dabei stellte er eine weitere Unstetigkeitsfläche innerhalb der Erdkruste in 15 bis 20 km Tiefe fest, die nach ihm benannte „Conrad-Diskontinuität“. Auch diese markante Grenzfläche, an der wiederum die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der seismischen Wellen sprunghaft steigt, konnte inzwischen in vielen Gebieten der Erde festgestellt werden. In den letzten Jahren wurden noch weitere tiefe Grenzflächen seismisch ermittelt.

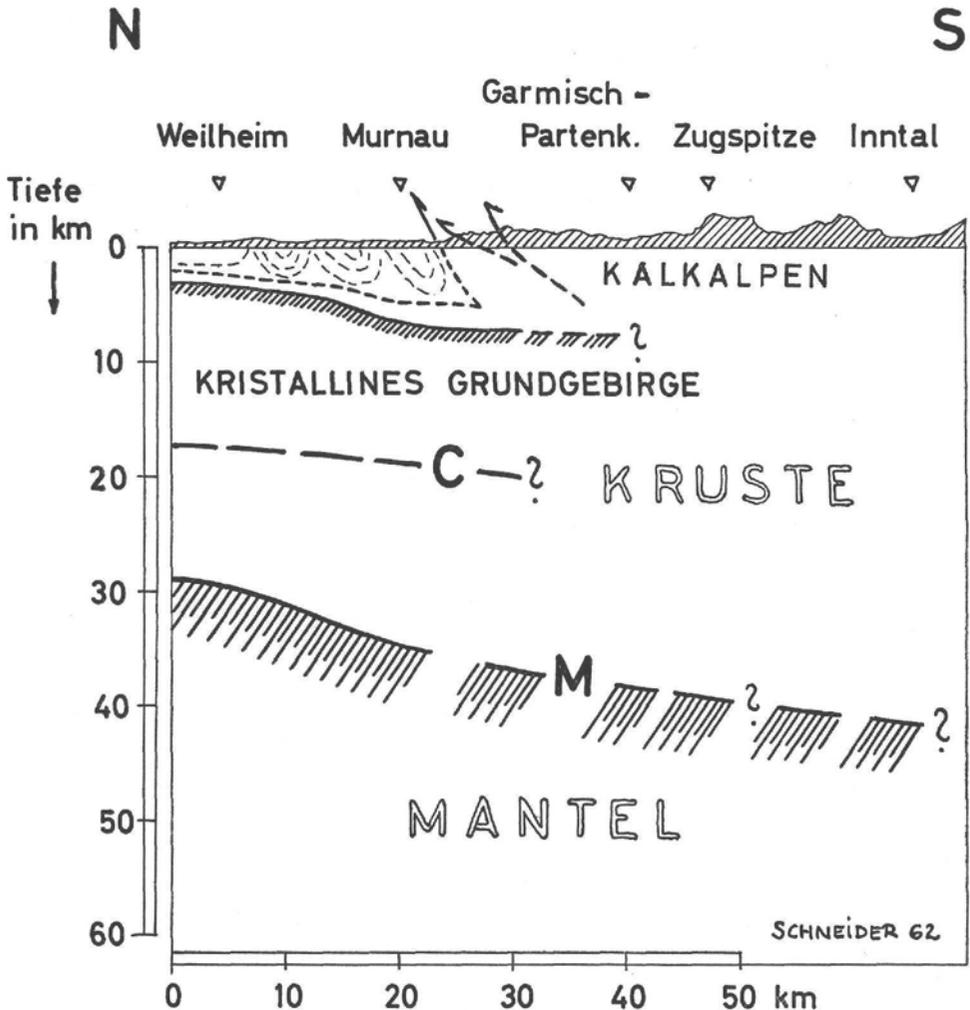


Abb. 8: Der Schichtenbau der Erdkruste im Profilschnitt zwischen Alpenvorland (Weilheim—Murnau) und Bayerisch-Nordtiroler Kalkalpen (Wetterstein- und Mieminger Gebirge), nach neuesten geophysikalischen Ergebnissen (stark schematisiert).

Das Profilschema ist nicht überhöht! Die über den Meeresspiegel herausragenden Bereiche der Erdkruste sind nicht schraffiert. Man beachte das deutlich wahrnehmbare Absinken der Mohorovičić-Grenzfläche (M) unter dem Nordrand des Alpenkörpers nach Süden. C = Conrad-Diskontinuität.

Nach dem ersten Weltkrieg war man dazu übergegangen, die bisher mehr zufällig registrierten Erdbeben auch künstlich zu erzeugen, nämlich durch Sprengungen. Dieses Verfahren der „Sprengseismik“ wird heute industriell vor allem zur Aufsuchung von Erdöllagerstätten verwendet. Die apparative und methodische Weiterentwicklung brachte aber auch für allgemeine geologische Fragen neue Erkenntnisse. (Abb. 8.)

Eine allgemeine Feststellung ist, daß unsere Erdkruste auch in den tieferen Teilen offensichtlich einen ausgeprägten Schichtenbau aufweist. Besonders markant ist sodann die Untergrenze der Erdkruste, die „Mohorovičić-Diskontinuität“. Hier steht noch nicht sicher fest, ob diese Grenzfläche nur eine Änderung des Aggregatzustandes (etwa zähflüssig/fest) oder auch einen stofflichen Wechsel anzeigt.

Immerhin kann heute, nach verschiedenartigen geophysikalischen und petrochemischen Hinweisen als gesichert angenommen werden, daß sich die oberen Zonen des Erdmantels zeit- und gebietsweise in einem „zähplastischen“ Zustand befinden und dabei in eine langsame Strömung übergehen. Der holländische Geophysiker *F. A. Vening-Meinesz* gibt für diese Bewegungen einige Zentimeter pro Jahr an! Liegt hier der geheimnisvolle „Motor“ verborgen, der die Gesteinspakete unserer Erdkruste von Zeit zu Zeit bewegt und zu mächtigen Gebirgen emporhebt? — Das können wir heute noch nicht entscheiden.

Wie unbedeutend als ein kleiner Buckel der Erdkruste erscheint auf einmal der mächtige Felskoloß des Zugspitzstockes, wenn wir seine Größe mit den Dimensionen der Erdkruste vergleichen (Abb. 8). Welch kühner Gedanke war es, der die Geologen vor 50 oder 100 Jahren zu der Erkenntnis führte, daß diese heute so „tot“ wirkende Erdkruste einstmals gewaltige Bewegungen ausgeführt haben muß!

Und der „Weg in die Tiefe“, den *Ampferer* vor nahezu 60 Jahren von den Gipfeln des Wetterstein- und Mieminger Gebirges wies, ist voller Verheißungen — und dem Menschen unseres technischen Zeitalters nicht mehr verschlossen.

„Die steten Erschütterungen und Erweiterungen unserer Zeit-, Raum- und Kraftvorstellungen hat die Geologie mit der Astronomie gemeinsam, von der sie sich jedoch durch die Nähe und Anschaulichkeit ihrer Schauplätze unterscheidet. In keiner anderen Wissenschaft aber ist der Schatz der gesicherten Beobachtungen im Vergleich zum Unerforschten, zur Unendlichkeit des Möglichen so bescheiden wie hier und nirgends gehört daher die Hypothese, die Theorie, so zum unumgänglichen täglichen Werkzeug des Forschers“ (*Ampferer*, 1906, S. 539).

Schriften

(Die hier ausgewählte Literatur enthält alle weiteren Schriftenhinweise, auf die im Text nicht einzeln eingegangen werden konnte.)

- Ampferer*, O.: Geologische Beschreibung des nördlichen Theiles des Karwendelgebirges. — Jb. k. k. geol. R.-A., 53, S. 169—252, Wien 1903.
 — Geologische Beschreibung des Seefelders, Mieminger und südlichen Wettersteingebirges. — Jb. k. k. geol. R.-A., 55, S. 451—562, Taf. 12—14, Wien 1905.
 — Über das Bewegungsbild von Faltegebirgen. — Jb. k. k. geol. R.-A., 56, S. 539—622, Wien 1906.
 — Besprechung mit O. Schlagintweit, K. Ch. v. Loesch und H. Mylius über das Wettersteingebirge. — Verh. k. k. geol. R.-A., 1914, S. 338—352, Wien 1914.
Bögel, H.: Der geologische Bau des Wettersteingebirges und seiner Umgebung. — Jb. Deutsch. Alpenver., 85, S. 20—27, München 1960.
Finstervalder, R.: Die Gletscher der Bayerischen Kalkalpen. — Jb. Deutsch. Alpenver. (Überbrückungsbd. 1943—1951), S. 60—66, München 1951.
Kober, L.: Der Bau der Erde. — 500 S., Berlin (Borntraeger) 1928.
Kraus, E.: Der Abbau der Gebirge (Bd. 1: Der alpine Bauplan). — 352 S., Berlin (Borntraeger) 1936.
Leuchs, K.: Der geologische Bau des Wettersteingebirges und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der deutschen Kalkalpen. — Z. deutsch. geol. Ges., 75 (1923), S. 100—113, Berlin 1924.

- Leuchs, K.*: Tektonische Untersuchungen im Wettersteingebirge. — Z. deutsch. geol. Ges., 87, S. 703—719, Berlin 1935.
- Miller, H.*: Zur Geologie des westlichen Wetterstein- und Mieminger Gebirges (Tirol). (Strukturzusammenhänge am Ostrand des Ehrwalder Beckens.) — Diss. Univ. München, 118 S., 19 Taf., 3 Beil., München 1962.
- Mojsisovics, E. v.*: Der nordwestliche Theil des Wetterstein-Gebirges. — Verh. k. k. geol. R.-A. 1871, S. 215—217, Wien 1871.
- Reis, O. M.*: Erläuterungen zur Geologischen Karte des Wettersteingebirges. — Geogn. Jh., 23 (1910), S. 61—114, München 1911.
- Rothpletz, A.*: Das Karwendelgebirge. — Z. DuOeAV, 19, S. 401—470, Taf. 14—21, 1 Karte, München 1888.
- Ausdehnung und Herkunft der Rhätischen Schubmasse. Geol. Alpenforschungen II. — 261 S., München (Lindauer) 1905.
- Schneider, H.-J.*: Der Bau des Arnspitzstockes und seine tektonische Stellung zwischen Wetterstein- und Karwendelgebirge. — Geologica Bavarica, 17, S. 17—55, Taf. 1, München 1953.
- Steinmann, G.*: Geologische Probleme des Alpengebirges. — Z. DuOeAV, 37, S. 1—44, Innsbruck 1906.
- Vidal, H.*: Neue Ergebnisse zur Stratigraphie und Tektonik des nordwestlichen Wettersteingebirges und seines nördlichen Vorlandes. — Geologica Bavarica, 17, S. 56—88, München 1953.
- Sueß, E.*: Das Antlitz der Erde. 3 Bde. — Wien und Leipzig (Tempsky und Freytag) 1883—1909.
- Zeil, W.*: Zur Deutung der Tektonik in den deutschen Alpen zwischen Iller und Traun. — Z. deutsch. geol. Ges., 111, S. 74—100, Hannover 1959.

Der böse Geist vom Zugspitz

VON HANNS BILLMEIER

Man schrieb das Jahr 1820. Noch gab es in Deutschland keine Eisenbahnen. Die Verbindung zwischen den einzelnen Orten bildete für Reisende die Postkutsche. Von München nach Partenkirchen brauchte man, wenn man nicht die Eilpost mit häufigem Pferdewechsel benützte, fast zwei Tage. Noch waren die Berge damals für die meisten Menschen nur Ödland und Steinwüste, bestenfalls in den unteren Regionen ergiebige Weidegebiete, Wetterwinkel und Gefahrenzone, der man am besten fernblieb, in den Hochlagen. Noch waren die Berge etwas von der Schöpfung Dahingestelltes, etwas Feindliches, etwas Drohendes, das man meiden mußte. Noch hat in Partenkirchen niemand etwas vom Fremdenverkehr gehört. Wer sich nach Garmisch oder Partenkirchen verirrte, konnte noch nicht wie heute von jedem Buben auf der Straße hören, wie die einzelnen Berge heißen, wie hoch sie auf den Meter genau sind. Nur eines wußten sie alle, alt und jung im Werdenfels: Die Zugspitze ist der höchste Berg. Sie wußten auch genau, daß noch niemand droben war und daß es auch niemand zu raten sei, hinaufzugehen. Denn oben auf dem Gipfel, da haust der Zuggeist, ein höllisches Untier, ein Wesen, von dem man nichts Genaueres weiß, denn die Leute, die ihm begegnet sind, die sind nicht wiedergekommen. Der Zuggeist hat sie in die Tiefe gestoßen und vernichtet.

Eines Tages im Sommer des Jahres 1820 kam wieder einmal ein Fremder nach Partenkirchen. Wer nach Partenkirchen kam, ohne daß er dort seinen Wohnsitz hatte, kam entweder aus geschäftlichen Gründen oder in behördlichem Auftrag. So war es auch mit diesem Fremden, es war der bayrische Leutnant Naus. Er mußte im Loisachtal Vermessungen für das Bayerische Topographische Büro vornehmen. Eines schönen Tages muß ihm das langweilig geworden sein, denn er beschloß, die Zugspitze zu ersteigen. Einen anderen Grund kennen wir nicht für diesen abenteuerlichen Plan. Er scheint sich auch über seine wirklichen Beweggründe nie ganz klar ausgesprochen zu haben. Vielleicht waren es auch wissenschaftliche Gründe, vielleicht war es das unruhige Blut, das Suchen nach neuen Erkenntnissen, das die Menschen zu den Polen der Erde, zu den noch unerforschten Gebieten Afrikas und Amerikas und zu den Gipfeln der Weltberge trieb. Vielleicht aber wollte der Leutnant Naus auch nur etwas erleben, nachdem die weitere Aussicht auf langdauernde Friedensjahre ihm wenig Hoffnung auf andere Abenteuer als die kleiner bayerischer Garnisonsstädte gab. Jedenfalls faßte der Leutnant Naus die wahnwitzige Idee, sich mit dem Zugspitzgeist zu treffen und seinen Berg zu besteigen. Ziemlich geräuschlos wurde das Ganze vorbereitet. Was die Leute sagen würden, wußte er schon. Warnungen wollte er auch keine hören, nachdem schon Schauergeschichten genug im Umlauf waren. Es gelang ihm, einige Begleiter aufzutreiben: den Leutnant Anlitschek, Hauptmann von Jetze, seinen Diener Meier und Johann Georg Deuschl von Partenkirchen, der als Träger verwendet wurde. Am 26. August brachen sie in Partenkirchen auf und am Abend trafen sie bei einer Hirtenhütte am Anger im Reintal ein, wo sie nächtigten. Über diese erste Zugspitzbesteigung ist uns das Tagebuch des Leutnants Naus erhalten, dem wir die folgenden Angaben entnehmen.

„Vom Schlaf war keine Rede“, schrieb Naus in sein Tagebuch, „ich wurde in der Hirtenhütte von einer Menge Flöhe dergestalt gemartert, daß ich, wachend am Feuer, die halbe

Nacht mit Tötung derselben zubringen mußte. Endlich retirierte ich mich unter freien Himmel und schützte mich mit dem Regendache vor dem Regen.

Am 27. August, früh 4 Uhr, wurde von der verwünschten Flohhütte aufgebrochen und über das Platt und den Schneeferner bis an die Grenze hinter dem Zugspitz, von wo aus man nach Ehrwald, Leremoos usw. hinabsieht, vorgedrungen; hier wurde ein erster Versuch gemacht, den Zugspitz zu besteigen, der aber mißlang. Hauptmann von Jetze und Leutnant Anlitschek traten alsdann den Rückweg an, ich aber wagte einen abermaligen Versuch, der endlich nach mehrfachen Lebensgefahren und außerordentlichen Mühen gelang. Nach eindreiviertel Stunden erreichten wir — ich, mein Bedienter und unser Führer Deuschl — um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr die höchste Spitze des noch von keinem Menschen bestiegenen, so verschrienen Zugspitzes.“

„Mangel an Zeit und Material“, heißt es in dem Tagebuch weiter, „verhinderten uns, eine Pyramide zu errichten, nur ein kurzer Bergstock mit einem daran befestigten Sacktuch diente zum Beweise, daß wir dagewesen. Schon nach fünf Minuten wurden wir von einem Donnerwetter mit Schauer und Schneegestöber begrüßt und mußten unter größten Gefahren die Höhen verlassen; gerade so viel Ausblick gestatteten die einfallenden Wolken, daß ich mich überzeugen konnte, die höchste Spitze erreicht zu haben.“

Kaum zehn bis zwölf Schritte von der Spitze entfernt, betäubte uns ein Donnerschlag derart, daß wir glaubten, alle Berge müßten zusammenstürzen! Ich wollte mich von den hinter uns nachkommenden, von der Erschütterung losgewordenen Steinen hinter einer kleinen Felswand retten, gab aber bald den vernünftigen Vorstellungen meines Führers nach, welcher mir die immer mehr wachsende Gefahr des Abwärtssteigens durch den stark fallenden Schnee schilderte und bequeme mich, weiterzugehen.

Unsere beim Hinaufsteigen gebrauchte Vorsicht, den genommenen Weg mittels aufeinandergelegter Steine und in den harten Schnee gemachter Zeichen zu markieren, kam uns bei der plötzlich eintretenden starken Dunkelheit, die uns kaum vier Schritte vorwärts sehen ließ, sehr zu statten.

Unser Weg führte nun durch eine Klamm, innerhalb welcher man eine Wand von ungefähr 14 Fuß abspringen und dann eine noch viel größere Distanz auf hartem Schnee von mindestens 50 Grad Neigung abfahren mußte, es galt dabei, unten auf einem zwei Quadratfuß Fläche bietenden Vorsprung einzutreffen. Was die Gefahr noch vermehrte, war der Umstand, daß sich das Regenwasser in dieser Rinne anhäuften, uns keinen rechten Tritt bemerken ließ, ja sogar an mehreren Stellen uns über Kopf und Rücken abstürzte.

Endlich mußten wir am südlichen Fuße des Zugspitzes, am Anfang des Schneeferners, noch eine der gefährlichsten Passagen machen: eine Art von Schneebrücke, die — einen Fuß dick, einen breit und mehrere lang — über die Schlucht zwischen Wand und Ferner führte. Kein anderer Ausweg war übrig, als sich diesem schwachen Gewölbe anzuvertrauen, und glücklich ging der Übergang vonstatten.

So gelangten wir um $\frac{3}{4}$ 2 Uhr auf den Schneeferner und setzten unseren Marsch über diesen und das Platt eiligst fort; um 3 Uhr traf ich meine Freunde und Reisegefährten am „Anger“ im Flohhüttchen wieder. Um so angenehmer war das Wiedersehen, als ich mehrmals daran gezweifelt hatte, mein Leben erhalten zu können.

Dem Führer auf den Zugspitz 2 Gulden, 42 Kreuzer . . .“ Damit schließt der Tagebuchbericht.

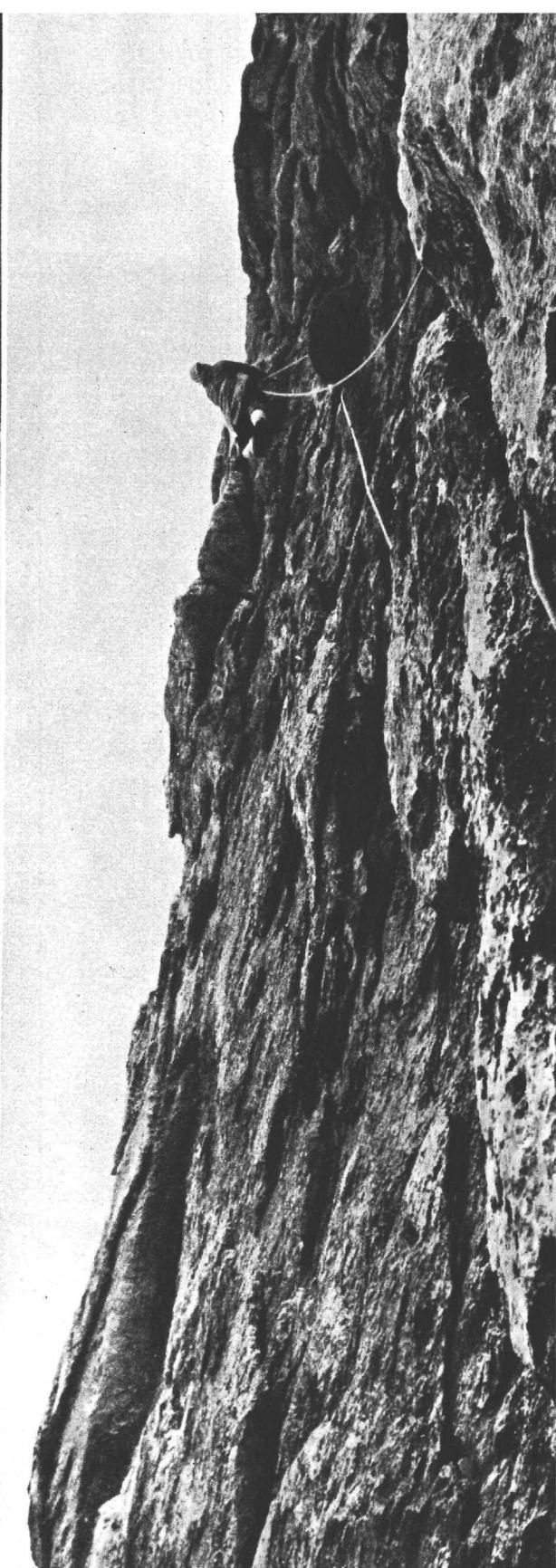
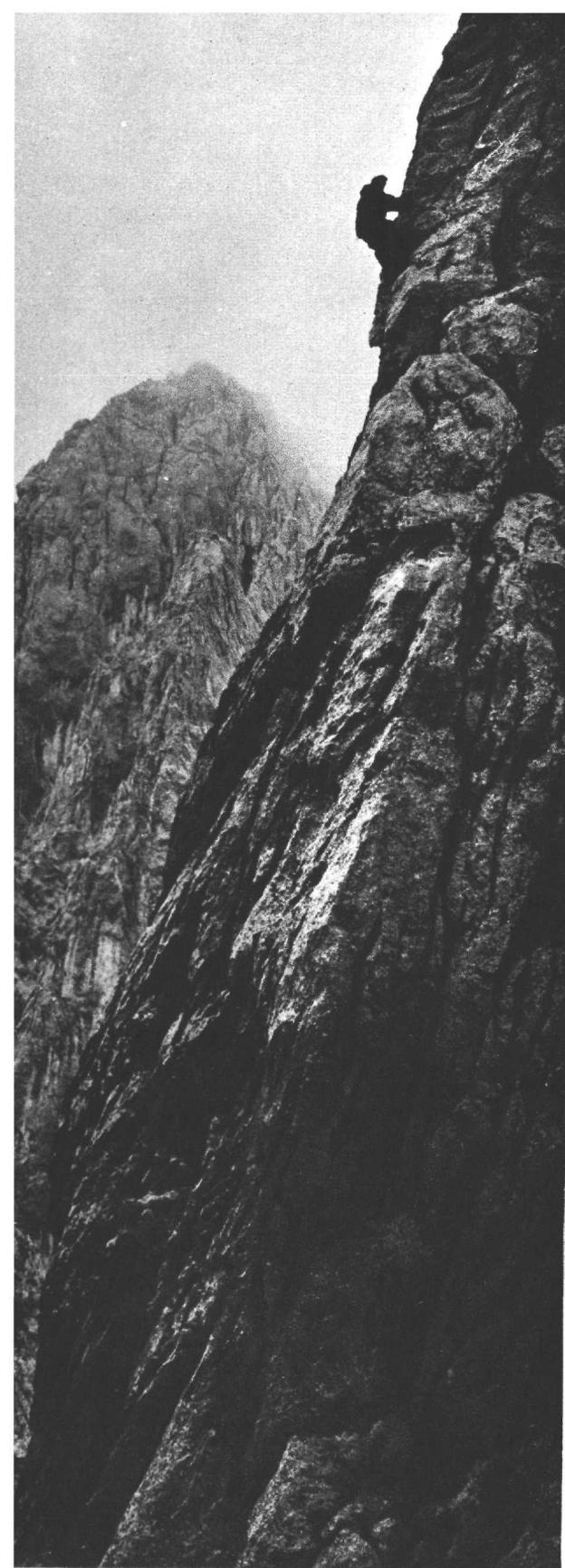
Als Naus nach Garmisch zurückkommt, schauen ihn die Leute groß an, aber keiner glaubt ihm, daß er oben war. Sonst wäre er doch nicht mehr lebendig! So stark war der Aberglauben vom „Zuggeist“ und damit die Anschauung von der Unersteiglichkeit des Gipfels. So war es auch möglich, daß die Erstbesteigung des Leutnants Naus wieder in Vergessenheit geriet. Zehn Jahre nach der ersten Besteigung finden wir in den bayerischen Annalen folgende Notiz:

„Schon manche — und darunter die verwegensten Gensjäger — hatten die Zinnen des Zugspitzes zu erklimmen versucht; aber alle waren nicht weiter gekommen, als bis an den



Auf dem Gipfel der Ehrwalder Sonnenspitze

(Aufn.: W. Fischer)



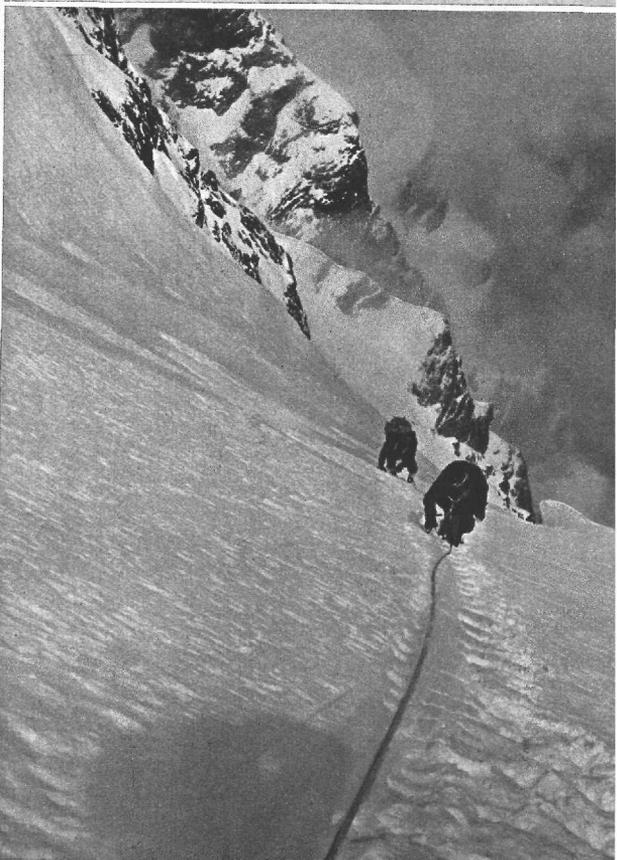
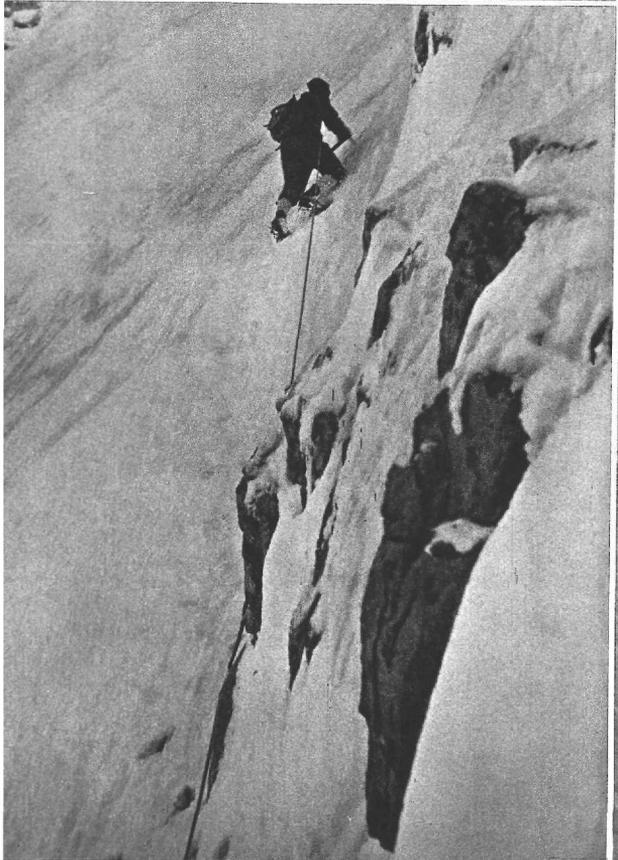
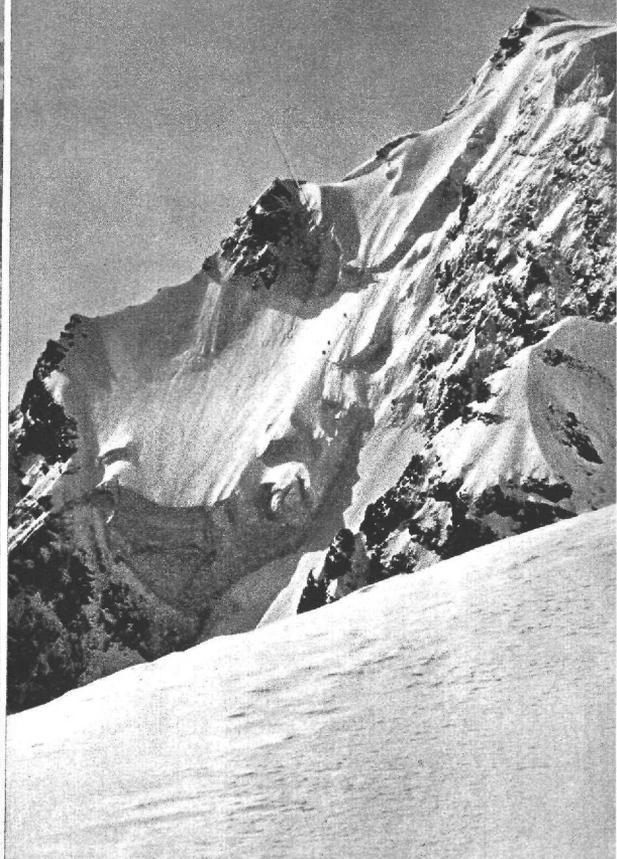
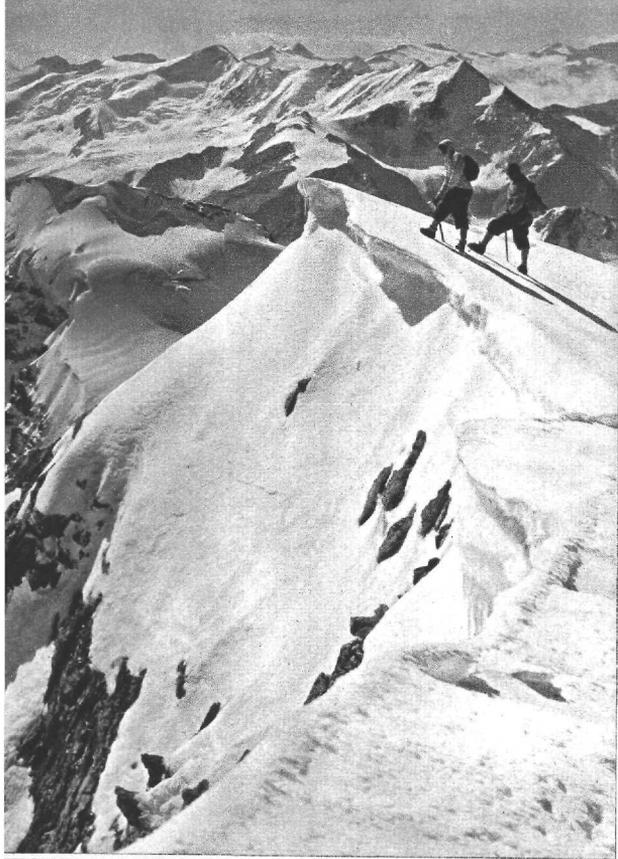
Links: Unterer Schüsselkarturm, Nordwestkante – Rechts: Oberreintalturm, direkte Westwand



Zugspitze – Höllental vom Kleinen Waxenstein

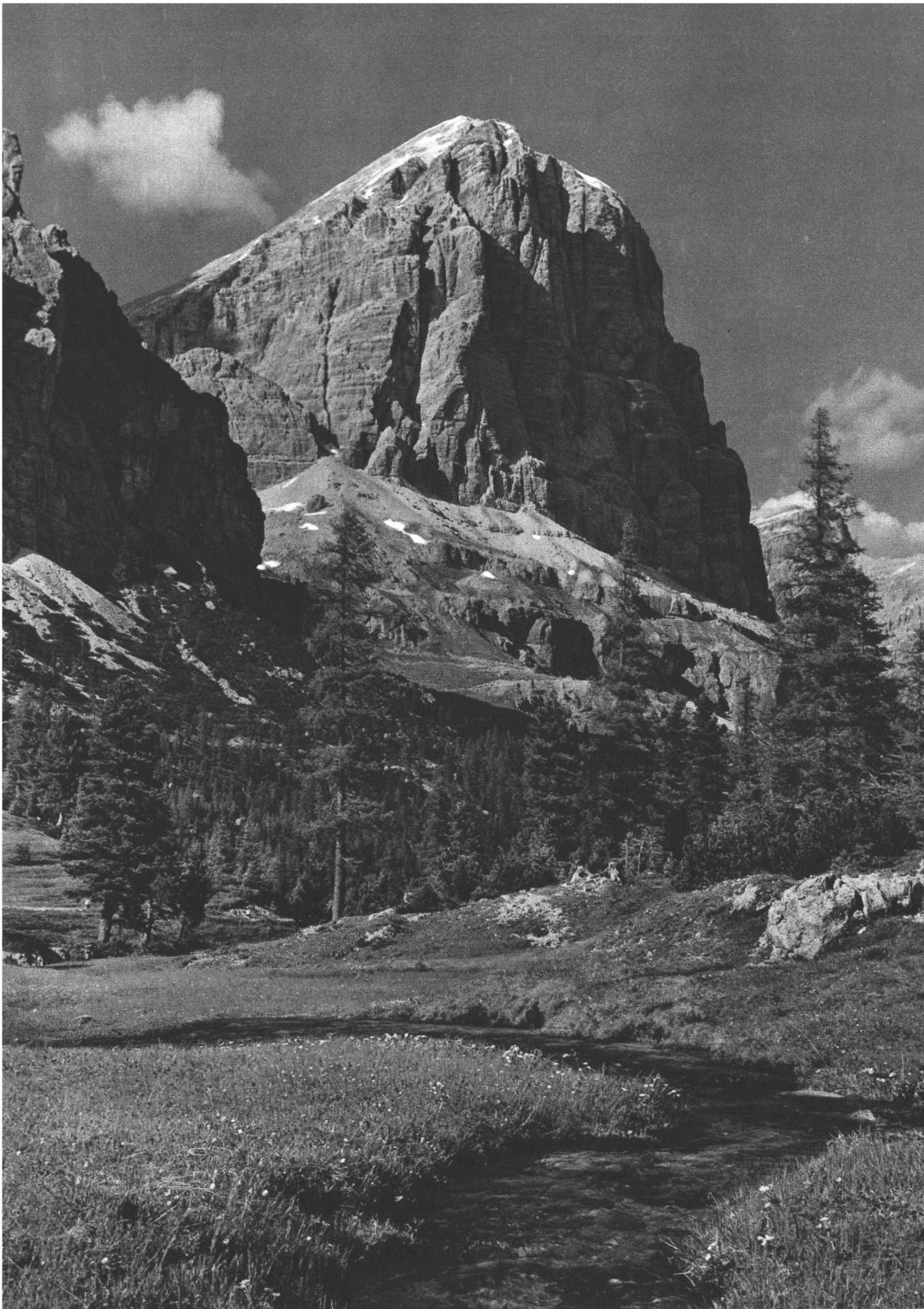
(Aufn.: W. Fischer)

TAFEL XI



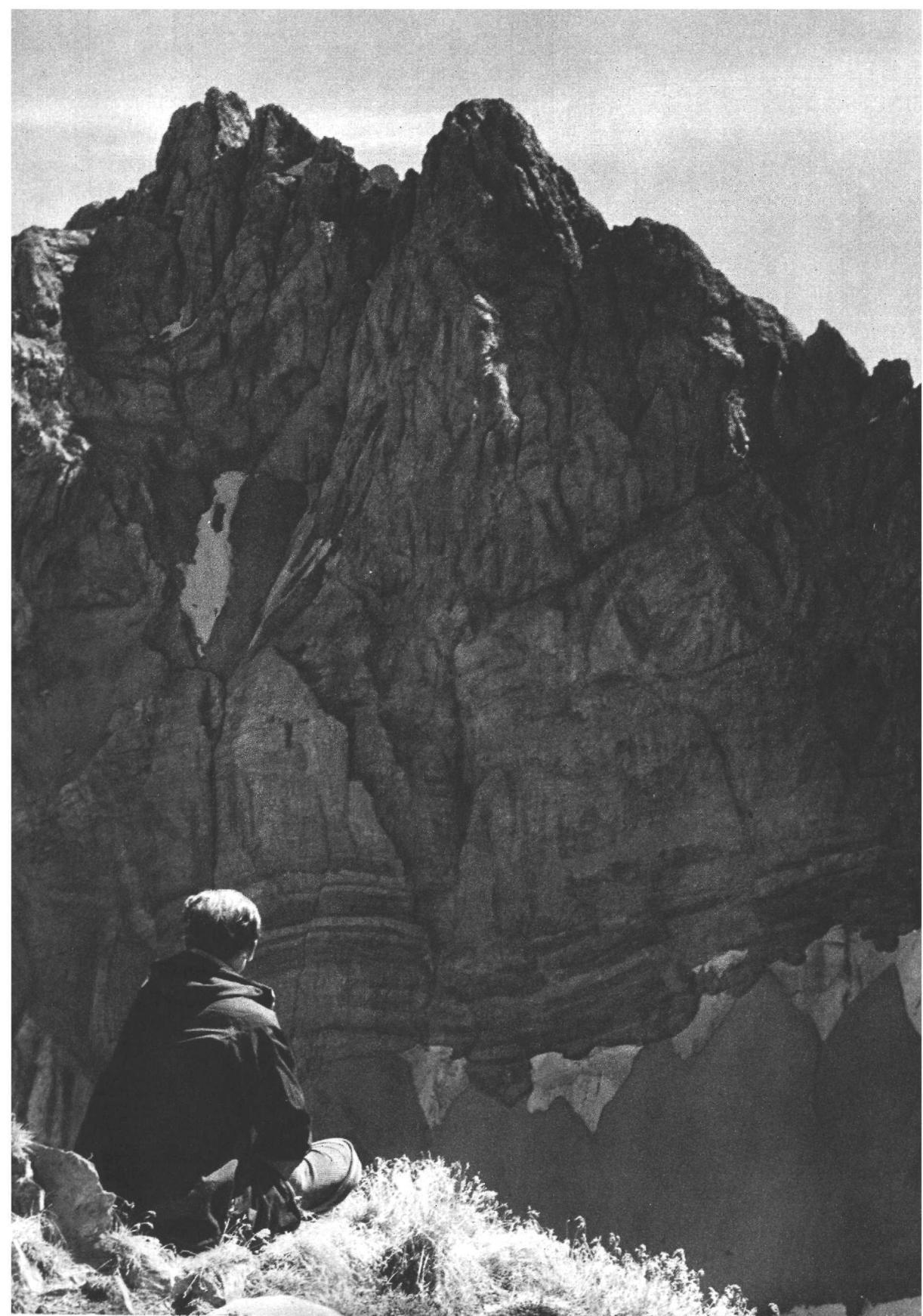
Auf dem Gipfel des Ortlers – Ortler-Nordwand

(Aufn.: R. Löbl, B. Schulz, S. Jöchler)



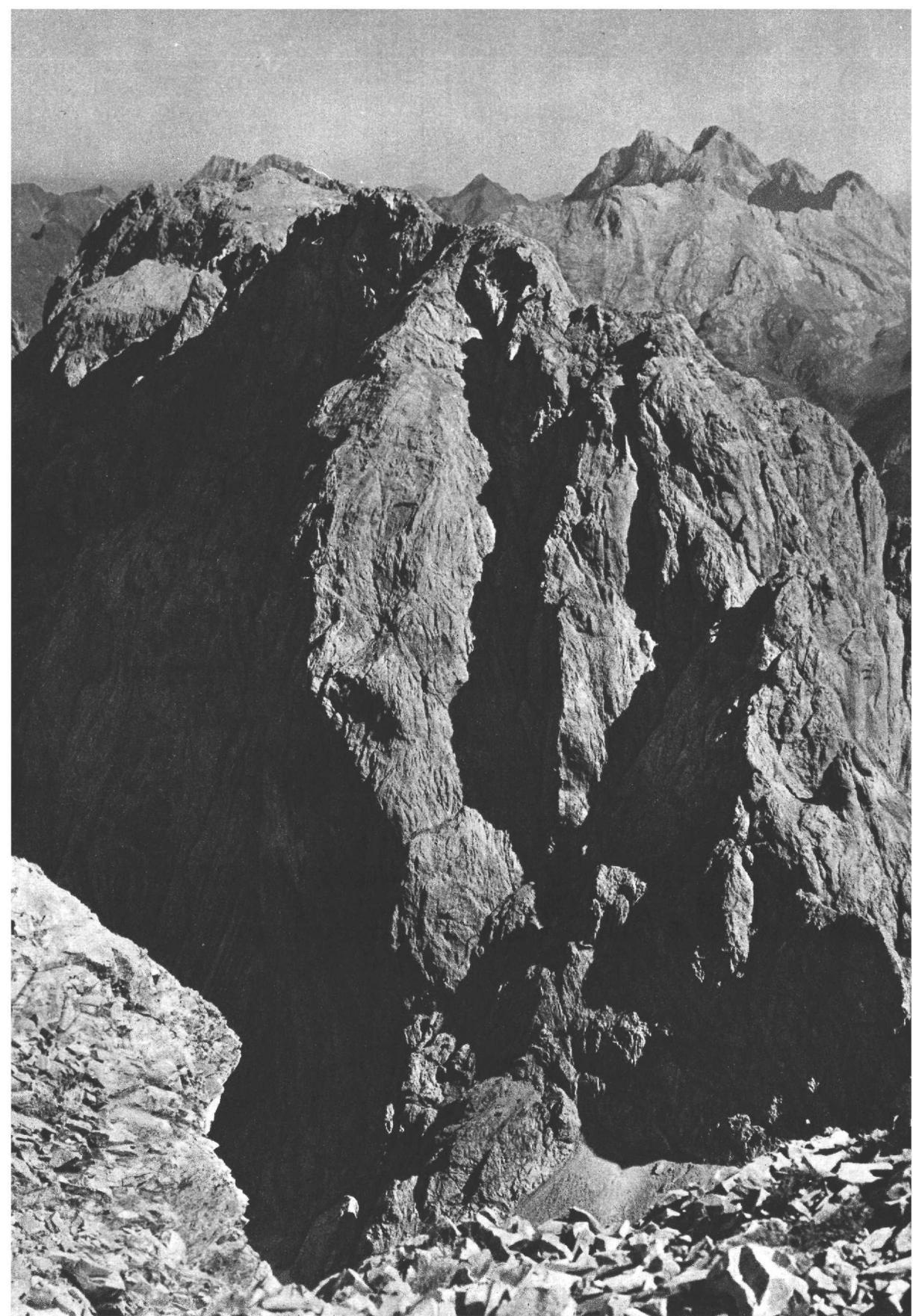
Südwand der Tofana di Roces

(Aufn.: R. Löbl)



Blick vom Rauchkofel auf die Kellerspitzen

(Aufn.: K. Kolar)

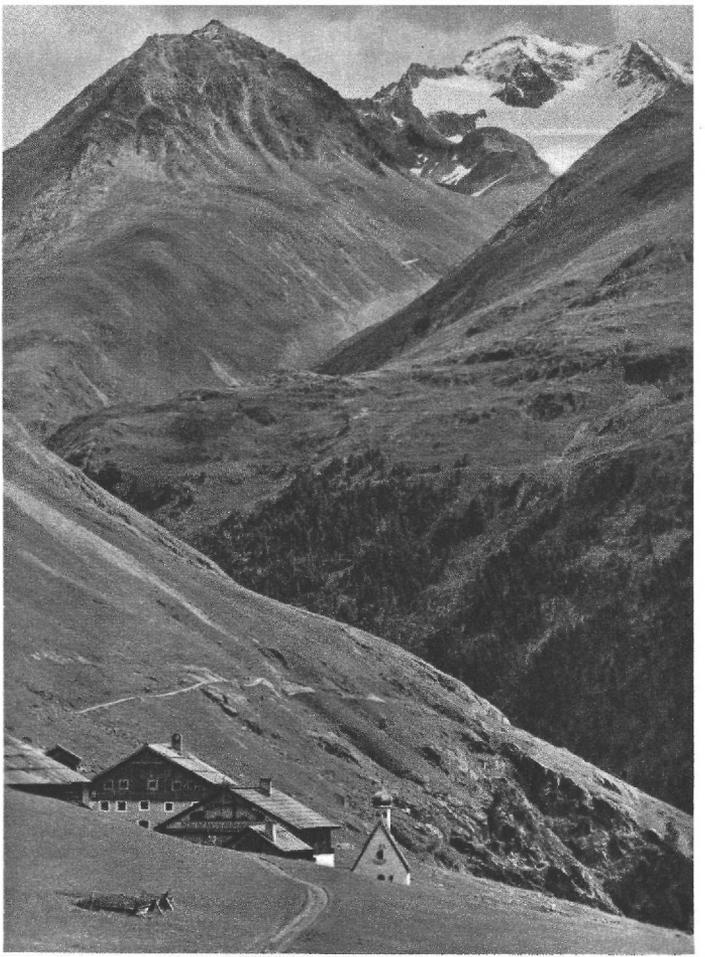


Der Monte Avanza, das Biegengebirge und die Hohe Warte vom Ciadensisgipfel

(Aufn.: K. Kolar)

Rofenhöfe (2015 m) bei Vent
mit Gampelskogel (3400 m)

(Aufn.: Lohmann)



ersten Kopf am Ende des Schneeferners. Wie sie hier die nackten Spitzen, fast pfeilgerade in die Höhe ragen sahen, sank allen der Mut und jung und alt erzählte es sich als eine Unmöglichkeit, auf diese Spitzen zu gelangen.“

Trotzdem aber war die Zugspitze schon drei Jahre nach Naus zum zweitenmal erstiegen worden: Zwei Einheimische, der Maurermeister Simon Resch von Partenkirchen, dem sich der sogenannte „Schaftoni“, der Hirte des Hinterreintales, angeschlossen hatte, unternahmen das Wagnis.

Während Naus den Westgipfel der Zugspitze erreicht hatte, bestiegen Resch und der Schaftoni erstmals den Ostgipfel und errichteten dort eine große Steinpyramide. Aber auch diese Besteigung fand keinen Glauben, obwohl Naus' damaliger Träger Georg Deuschl wiederholt beteuerte, daß er vom Platt aus, wo er sich auf der Suche nach Schafen befunden hätte, die von Resch errichtete Steinpyramide auf dem Ostgipfel gesehen hätte.

Den Vorwurf der Lüge wollte nun aber Resch nicht auf sich sitzen lassen, und wir finden ihn wieder auf dem Gipfel, allerdings erst elf Jahre später: am 18. September 1834. Die dritte Besteigung der Zugspitze! In seiner Begleitung befanden sich sein erst fünfzehnjähriger Sohn Johann und Hanni Barth, ein Zimmermannssohn von Partenkirchen. Aber auch diese Besteigung wurde im Tale nicht geglaubt, und erst als ein gänzlich unbefangener Zeuge, der Besitzer des Kainzenbades, der von der Absicht der Besteigung gehört hatte und Resch und seinen Begleitern bis zum Schneeferner auf dem Platt nachgegangen war und dabei die drei auf dem Gipfel beobachtet hatte, die Nachricht im Tale verbreitete, fand sie allmählich doch Glauben.

Bei dieser Besteigung hatte Hanni Barth ein Seil mitgenommen, das Resch Vater und Sohn vorzügliche Dienste leistete. Hanni kann daher als der erste Zugspitzführer überhaupt angesprochen werden. Obwohl auch diese Besteigung von einigen Einheimischen noch in Zweifel gezogen wurde, scheint doch von ihr ein starker Anreiz und Auftrieb ausgegangen zu sein, denn schon neun Tage später, am 27. September 1834, erfolgte die vierte Besteigung. Die beiden Forstgehilfen Oberst und Schwepfinger, begleitet von den beiden Resch und Hanni, übernachteten auf der Angerhütte und machten sich am nächsten Morgen an die Besteigung.

Es ist heute nicht mehr festzustellen, warum nun Vater Resch mit seinem Sohn am nächsten Tag die Besteigung nicht vollständig ausführte, sondern in den Felsen oberhalb des Platts umkehrte. Jedenfalls gab dies Oberst in der Folgezeit Veranlassung, die beiden vorausgegangenen Besteigungen Reschs überhaupt in Zweifel zu ziehen, obwohl sie einwandfrei feststehen.

Im Jahr darauf wird ein neuer Angriff auf die Zugspitze unternommen. An der Expedition nehmen unter Hannis Führung der Forstgehilfe Oberst, der mit Hanni schon einmal oben war, ferner der Berchtesgadener Arzt Dr. Einsele, der Forstgehilfe Satori aus Garmisch und der Träger Urban aus Farchant teil. Über diese fünfte Besteigung liegt nun seit Naus' Tagebuchbericht erstmals wieder eine umfassende Schilderung vor. Dr. Einsele be-



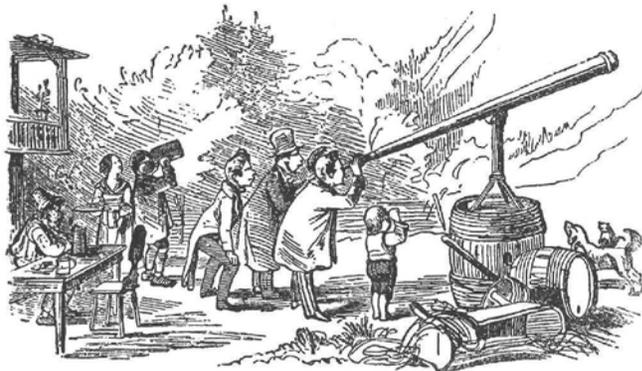
„Von allen Seiten rollten unter unseren Händen und Füßen die verwitterten Trümmer hinab. Dieser Steinregen verscheuchte die auf dem Schnee zurückgebliebene Diana vom Fuße der Wand, die aufmerksam unsere Bewegungen zu beobachten schien.“

richtete im „Deutschen Hausbuch“ von Guido Görres über seine Erlebnisse. Der Aufstieg erfolgte natürlich durch das Reintal, denn den anderen, heute üblichen Begehungsmöglichkeiten wäre man damals noch nicht gewachsen gewesen. Am 20. August 1835 wurde in Garmisch abmarschiert und in der Hirtenhütte am Anger genächtigt.

Nun ein paar Auszüge aus Dr. Einseles Bericht: „Um ½2 Uhr nachts waren wir abmarschbereit. Hanni mit einem brennenden Spanbunde voraus, wir anderen hinterdrein, so ging's in die schwarze, sternlose Nacht hinaus. Bald zeigte sich die Vorsicht, eine Leuchte mitgenommen zu haben, gerechtfertigt, denn da, wo wir über die Partnach mußten, wäre keiner über die drei dünnen schwankenden Stangen gekommen, die hier als Brücke dienen, und die in der Finsternis kaum zu erkennen waren.

Jenseits, mitten im Legföhrenlabyrinth, ging das Licht zu Ende, doch gelangte der kleine, halb schläfrig und verdrossen, halb bedächtig schreitende Zug ohne bedeutende Verirrung über den hinteren Anger an die Wand und aufwärts in das Brunntal.“ Der weitere Anstieg über das Platt und den Schneeferner machte keine besonderen Schwierigkeiten. Dann aber kam die erste ernstliche Schwierigkeit, die Überschreitung der Randschlucht. Wir lesen darüber: „Die Schlucht, die den Schnee im Hochsommer und Herbst von den Wänden gewöhnlich längs ihrer ganzen Ausdehnung hin und oft in erstaunliche Tiefe hinab trennt und wohl durch das von den Höhen abfließende Schnee- und Regenwasser sowie durch die von den Felsen rückstrahlende Wärme, wenn sie von der Sonne beschienen werden, erzeugt wird, war an der Stelle, wo wir über sie setzen mußten, zum Glück nur so breit, daß der Sprung noch gewagt werden konnte. Mißlich war dieser durch den zweifachen Umstand, daß der Schneerand, auf welchen man im Moment des Sprunges mit vermehrtem Körpergewicht drückt, dünn und brüchig ist und daß die jenseitige Wand ebenfalls eine sehr schiefe, mit Geröll bedeckte, nach unten in senkrechte Tiefen auslaufende schmale Fläche bildet, auf welche man hinabspringen muß, während an den oberhalb befindlichen kahlen und ebenfalls beinahe senkrechten Felsen die Hand keine feste Stütze zum Anhalten findet. Auf den glatten Sohlen würde ich mich sicher nicht haben halten können, wenn nicht mein Vormann, der übrigens kaum genug Raum für seine Füße gefunden hatte, mich jenseits aufgefangen hätte.

Wenn diese Schlucht, die so leicht zum Grabe werden könnte, zurückgelegt ist, fängt erst der schlimmste Teil der Reise an: steil, fast senkrecht und völlig kahl steigen die



Man verfolgte von Partenkirchen aus durchs Fernrohr alle unsere Bewegungen (als die Partie am Grat erschienen war).

3 Abbildungen von einer Zugspitzbesteigung im „Deutschen Hausbuch“, 1846.

Wände empor. Bald links, bald rechts in den wüsten Furchen, die das rastlose Nagen der Jahrhunderte allenthalben hineingearbeitet haben und welche die Abzugskanäle für die Trümmer der ständig abwitternden Felsen bilden, zwängt man sich mit pochendem Herzen empor, rings von Zacken umstarrt, die zu wanken und bei jeder Erschütterung sich loszureißen scheinen. Man kann den nicht begreifen, der es zuerst wagen konnte, hier hinauf-

zuklimmen, denn man sieht immer nur von Stelle zu Stelle vor sich hin und bei jedem Schritt scheinen neue, überragende Wände jedes Vordringen unmöglich zu machen. Es ist für den solchen Anblick Ungewohnten ein so grauenhaftes Chaos von sich durchwirrenden

Furchen und Vorsprüngen, daß ich, nachdem wir wieder am Fuße der Wand angelangt waren, mir die Frage, wo wir denn hinaufgestiegen waren, nicht mehr recht beantworten konnte.

Nach kurzer Zeit waren wir in dem aus den früheren Besteigungen berühmten Kamin. Es ist dies ein förmlicher Kamin, der nur an der Vorderseite offen ist. Die Absätze, mittels welcher man sich zwischen seinen Mauern hinaufklemmt, sind in Form und Stellung großen Geweben von Winkelspinnen nicht unähnlich. Es fällt schwer, selbst für den, der an Ort und Stelle gewesen, eine verständliche Beschreibung davon zu geben, wie man aus diesem Kamin wieder herauskommt, denn nicht beim Auf- wohl aber beim Heruntersteigen passiert man seine obere Mündung, die ganz senkrecht emporragt und in welche man bei der Rückkehr von oben mittels des Seiles hereingelassen wird.“

Die Überwindung dieses Kamins machte der ganzen Gesellschaft größte Schwierigkeiten, und nur mit Hilfe Hannis konnten sie ihn überhaupt bezwingen. Am oberen Ende des Kamins entledigte sich Dr. Einsele seiner Fußbekleidung. Er schreibt: „Jetzt konnte ich nicht ohne die größte Gefahr mit Schuhen aufwärts, abwärts aber gar nicht mehr kommen. In Socken war ich dagegen sicherer als meine mit Eisen bewaffneten Gefährten, die oft kaum Raum genug für ein einziges Zinkenpaar ihrer Fußseisen an den Felsen fanden.“

Der Genius des Zugspitzes war entweder bei Laune, unsere Huldigung anzunehmen, oder gnädig genug, uns für unsere Tollkühnheit nicht zu strafen, denn wir kamen alle glücklich über diese mörderische Stelle. Doch hat, ich muß es gestehen, dieses Abenteuer auf mich, einen Neuling im Klettern, so erschütternd eingewirkt, daß nur der Mut der übrigen mich aufrecht hielt und ich vermochte, ihnen weiter zu folgen, während durch die gräßliche Vorstellung des Rückweges die Empfänglichkeit für jeden ferneren Genuß gelähmt war. Endlich nach peinlichen dreiviertel Stunden, die wir vom Ferner herauf gebraucht hatten, waren wir auf dem Grat angelangt, und jetzt lag zum erstenmal der Zugspitz selbst, den wir bis dahin nie hatten sehen können, in der Entfernung einer halben Stunde oben am scheinbar äußersten westlichen Ende des Grates majestätisch vor uns. Zugleich war ein unermessliches Panorama gegen die Alpen und in den Ebenen Bayerns und Schwabens vor unseren Blicken ausgebreitet. Der Träger Urban sank hier müde und entmutigt hin und war durch nichts mehr zu bewegen, uns noch bis zur Spitze zu folgen. Auch seiner hatte sich Entsetzen ob des Rückweges bemächtigt.

Einer hinter dem anderen rückten wir jetzt, meistens auf der schmalen, zackig ausgegagnen Kante selbst, zuweilen aber auch rechts oder links derselben, auf unsicherem Grunde aufwärts kletternd und die schroffsten Zähne umgehend, über die Grenzscheide zwischen dem Plattach- und Höllentalferner vorwärts, dem äußersten und höchsten Grenzpunkt Bayerns entgegen. Schon glaubten wir alle Hindernisse überwunden, als wir uns unerwartet vor einer etwa 27 Fuß langen Schneekante sahen, die eine Scharte des Grates ausfüllte. Umgehen konnte man sie nicht, denn ihre beiden Seitenflächen fielen steil wie ein Kirhdach nach den beiden Fernern ab. Hanni besann sich nicht lange. Wie ein Seiltänzer balancierte der Waghals in dieser ungeheuren Höhe zwischen den Abgründen, wo das geringste Ausgleiten ihn rechts oder links unrettbar hinuntergeschleudert haben würde, frei hinüber, für uns ein schauderhafter Anblick! Keiner von den anderen wagte, diesem Bei-



„Der kühne Hanni stund zuletzt noch auf einem Felsen, wohin ihm keiner folgen mochte.“

spiel zu folgen, obschon Hanni Eindrücke in den Schnee gemacht hatte. Es blieb uns nichts anderes übrig, als hinüberzureiten, ein komischer Kontrast zu Hannis Verwegenheit.“

Nach einer halben Stunde begann man wieder mit dem Abstieg. Die Schilderung dieses Abstieges erzählt dann auch noch von vielen Beschwerden und Abenteuern, welche dem Zugspitzbesteiger von heute nur ein leises Schmunzeln entlocken. Aber damals, im Jahre 1835, war eben eine Zugspitzbesteigung wirklich noch ein Abenteuer — für die meisten Menschen schien es womöglich ein waghalsigeres und tollkühneres Unternehmen als den heutigen eine Himalajaexpedition.

Der Westgipfel war seit Naus nicht wieder betreten worden, da alle späteren Unternehmungen nur dem Ostgipfel gegolten hatten. Erst 1838 wurde er zum zweitenmal bezwungen. Ersteiger war der österreichische k. k. Trigonometrierer Josef Feuerstein, der anlässlich Vermessungsarbeiten von Ehrwald aus mit Josef Sonnweber den Westgipfel erreicht und dort eine mächtige Stange als Signal aufgerichtet hatte.

Dann blieb es ein paar Jahre ruhig um die Zugspitze. 1843 aber erhielt sie neuen Besuch. Der Forstwart von Partenkirchen, Albert Schulze, sandte damals im August den Schafhirten im Reintal, Peter Pfeiffer, sozusagen als Kundschafter auf den Berg, der damit die siebte Besteigung vollführte. Da Pfeiffers Kundschafterbericht zufriedenstellend war, unternahm Schulze am 10. September 1843 in Begleitung von elf Personen den Aufstieg, und zwar im Auftrag der bayerischen Kronprinzessin, die sich eine Zeitlang selber mit der Absicht trug, „den Zugspitz“ zu ersteigen. Anscheinend war ihr aber die Schilderung Pfeiffers über seine Unternehmung doch zu gefährlich, denn die geplante Tour wurde nicht ausgeführt. Führer bei Schulzes Tour war wieder Hanni Barth, von der zwölfköpfigen Gesellschaft erreichten insgesamt acht den Westgipfel.

Man kann begreifen, daß die Kronprinzessin zurückschreckte, wenn man hört, was über die Tour Schulzes in zeitgenössischen Berichten mitgeteilt wird:

„Der überwältigendste Moment war für den ersten, der auf dem Grate anlangte, und gewiß für jeden Folgenden der gewesen, als man, mit den Händen die Schneide fassend, urplötzlich auf der anderen Seite gegen Ehrwald und Thörlen hinabschaute. Dem Vordersten, der hier den Grat erreichte, entfuhr unwillkürlich ein Ausruf des Staunens und Entsetzens, denn hier fiel jenseits der ganze Felsenkamm noch viel steiler ab als diesseits, ja beinahe senkrecht, und fürchterlich gähnte der Abgrund herauf. An dieser Stelle hielt es selbst Hr. Forstmeister anfangs für seine Person für unmöglich, auf dem zerrissenen Grate weiterzukommen und wollte es geraume Zeit nicht wagen, ihn zu betreten. Der noch auf dem Zugspitz hinführende Kamm lag nun in seiner ganzen schauerlichen Länge gegen Nordost vor den Blicken . . .“

Nach dieser Zugspitzbesteigung vergingen fünf Jahre, bis sich wieder jemand hinaufwagte. Ende Oktober 1848 war es, da kamen zwölf Turner, die sich auf einer Turnfahrt nach Innsbruck befanden, nach Garmisch; von der Mächtigkeit „des Zugspitzes“ und von den Schilderungen der Ersteigungen waren sie so begeistert, daß sie Hanni Barth als Führer anwarben und in mangelhafter Ausrüstung, dafür aber mit viel jugendlichem Unternehmungsgeist und einer noch größeren Portion Glück den Gipfel erreichten. Der nächste Ersteiger war ein Original: der „Zugspitzjacker“, mit seinem bürgerlichen Namen Jakob Sporer, ein vierundzwanzigjähriger Dienstknecht auf dem Hohen Peißenberg. „Er ist ein halber Narr“, pflegte sein Dienstherr, der Pfarrer Ott, zu sagen, „manchmal aber hat er Zeiten, wo es scheint, als wollte er ein ganzer werden!“ Vor allem damals urteilte der Pfarrer so, als der Jackl plötzlich Arbeit Arbeit sein ließ, schnurstracks vom Hohen Peißenberg nach Garmisch rannte und auf die Zugspitze, von wo er dann ganz ruhig und wieder leidlich vernünftig zu seiner Arbeit zurückkehrte. „Dieser Mensch“, heißt es in einem kleinen Büchlein aus dem Jahre 1851, „hat die eigentümliche Manie, hohe Berge zu besteigen. Zwei Jahre nacheinander, 1849 und 1850, hat er den Zugspitz ganz allein erstiegen und auf dessen Gipfel das erste Mal durch ein Donnerwetter gezwungen, das andere Mal für sein Plaisier übernachtet.“

Das bedeutendste Ereignis in der älteren Geschichte der Zugspitzerschließung — abgesehen von der ersten Ersteigung durch Naus — brachte das Jahr 1851: Die Aufrichtung eines Gipfelkreuzes nämlich.

Auf dem Hohen Peißenberg befand sich seit dem Jahre 1780 eine meteorologische Station, die von dem Pfarrer Christoph Ott als Observator betreut wurde. Otts Lieblingsidee war, auf dem Zugspitz ein Kreuz zu errichten, denn „er ärgerte sich immer“, wie er berichtet, „wenn er mit dem Fernglas die Alpenkette absuchte, daß gerade der Zugspitz als der Fürst der bayerischen Bergwelt des würdevollen Schmuckes entbehren sollte“.

Ott fand für seinen Plan Interesse, und nach kurzer Zeit hatte er bereits so viele Mittel beisammen, daß er ein über drei Zentner schweres Eisenkreuz um die für die damalige Zeit bedeutende Summe von 443 Gulden anfertigen lassen konnte. Am 12. August 1851 erfolgte durch eine aus 29 Personen bestehende Expedition der Transport des in viele Teile zerlegten Kreuzes auf die Zugspitze, wo es nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen auf dem Westgipfel aufgestellt wurde. Es ist das gleiche, das heute auf dem Ostgipfel steht, nur wurde es seither einige Male einer gründlichen Reparatur unterzogen.

Ja, das war eine Sache, bis man das Kreuz oben hatte. Zuerst machte das Wetter immer wieder einen Strich durch die Rechnung, denn der Regen wollte gar kein Ende nehmen. Schließlich aber konnte der Führer der Expedition seinen Leuten doch zurufen: „Auf Träger, zum Zugspitz zu!“

Der Weg ging über die Partnachklamm ins Reintal — und unterwegs sprach man immer nur davon, ob das Wetter wohl aushalten wird. „Indeß“, so kann man in einem zeitgenössischen Bericht lesen, „ließen die Beschwerden nicht lange auf sich warten. Nach kurzem Marsch über einen ganz harm- und gefahrlosen Steg über die Partnach begann ein steiler, längs einer Felswand sich hinziehender, mit Geröll und Steinplatten bedeckter Weg von beträchtlicher Länge, meist mühsam, an manchen Stellen selbst nicht ohne alle Gefahr zu begehen, was den Trägern ihre Last sehr erschwerte. Es wurde öfters ausgeruht . . .“

Als man endlich oben war, begann erst die größte Schwierigkeit: die Aufstellung des Kreuzes.

„Ungeheure Mühe“, heißt es in dem Bericht weiter, „kostete die Aufstellung; gegen zwölf Mann waren damit beschäftigt. Schauerlich war es anzusehen, wie drei Männer auf der äußersten, kaum zwei Fuß breiten Zinne des schmalen Gipfels mit der größten Todesverachtung arbeiteten. Das Ausreißen des Seiles, ein einziger falscher Schritt oder die geringste Anwandlung von Schwindel, hätte alle unrettbar in die fürchterliche Tiefe gestürzt.“

Bei der Aufstellung des Kreuzes war auch der Jagdgehilfe Michael Baur von Farchant dabei, der sich ein ganz tolles Stück leistete: er wagte allein den ersten Abstieg durch das österreichische Schneekar zum Eibsee — ein Ereignis, das damals ungeheures Aufsehen erregte, das aber auch tatsächlich eine ganz hervorragende bergsteigerische Leistung war,



Errichtung eines vergoldeten Eisenzylinderkreuzes auf dem westlichen Zugspitzgipfel.

(Aus der von Christoph Ott 1851 herausgegebenen Schrift.)

denn der Abstieg durch das Schneekar erfordert auch heute noch, trotz der guten Versicherungen, einen bergerfahrenen und trittsicheren Geher.

Über diesen Abstieg Baur schreibt Pfarrer Ott: „Nach langwierigem Abwärtssteigen befand er sich an einer schiefen, abwärts geneigten, glatten Steinplatte, an deren Ende ein Abgrund heraufgähnte. Dieser Anblick war — seiner eigenen Aussage nach — der fürchterlichsten in seinem Leben. Bisher trug er seinen Hund im Bergsack; um aber der Gefahr, im Durchschreiten einer schiefen Platte samt dem Hunde gleich zugrunde zu gehen, vorzubeugen, ließ er den Hund frei, welcher bei jedem Schritte ob seiner blutenden Füße jämmerlich heulte. Doch hier erstarb das Mitleid, da es sich um die Rettung des eigenen Lebens handelte. Kaum hatte er die Platte überschritten, so war ihm damit auch aller Ausweg versperrt. Vor ihm stiegen senkrechte Wände mehrere tausend Fuß in die Höhe, unter ihm lagerte sich über eine grauenvolle Kluft hin das Schneekar.

Was nun tun? Nichts blieb übrig, als entweder die steilen Wände wieder hinaufzusteigen, die er herabgekommen, oder einen Sprung über die Wand auf den Schnee hinab zu wagen, um da bei vielleicht allzusehr gefrorenem Schnee wie auf glattem Eise abzuglitschen und in eine endlose Tiefe zu stürzen? Baur verbarg sich die Todesgefahr nicht, in der er augenscheinlich schwebte; aber die Geistesgegenwart verlor er bei alldem nicht. Seine Wahl war getroffen: ein „Salto mortale“, ein kühner Sprung auf den Schnee hinab, jedoch mit vorangehender Probe. Sein Hund hatte diese zu bestehen; dieser sollte zuerst hinab in den Schnee. Machte sein Auffallen auf dem Schnee eine Vertiefung in denselben, so war es ein günstiges Zeichen, daß durch einen glücklichen Sprung über die Kluft auf den Schnee keine Gefahr mehr für ihn selber vorhanden sei. Würde dem Hunde im geringsten ein Leid zustoßen, so war ihm ja der Doppelstutzen zur Hand, um den Qualen des armen treuen Tieres, so lieb es ihm war, ein Ende zu machen. Also sein Hund flog auf den Schnee hinab, und sieh' da, er befand sich auf diesem Luftsprung behaglich. Er kroch aus dem Schnee heraus und schaute sehnsuchtsvoll zu seinem Herrn empor.

Welch eine Ermutigung für Baur. Kurz besonnen, sollte auch noch das Gewehr die Probe bestehen. Hinab mit dir in den Schnee! Zerbrichst du? Lieber du als ich, und er schleuderte mit Kraft das Doppelgewehr hinab in das Kar. Auch dieses blieb unversehrt im Schnee stecken.

Also in Gottes Namen! Nun auch du nach, Baur, sei es auch in dein Grab! Ein mächtiger Sprung über die Kluft, 18 bis 20 Fuß hinab in den Schnee, und — der Sprung war gelungen! Der Jäger, der Hund und das Gewehr waren wohlbehalten im Schnee beisammen.“

Obwohl Baur dieses Wagnis beinahe das Leben gekostet hätte und er wiederholt geschildert hatte, wie sehr er in Todesgefahr geschwebt habe, fand sein Abstieg ein Jahr später bereits eine Wiederholung durch den Forstgehilfen Johann Straßberger von Garmisch. Also auch damals schon waren Schwierigkeiten und Gefahren, die den Einsatz der ganzen Persönlichkeit, die eine Leistung erforderten, nicht abschreckend, sondern lockend und anreizend.

1853 bestieg die erste Frau die Zugspitze, es war die Frau des Forstmeisters Pfitzer von Partenkirchen. 1857 gelang der erste Übergang vom Ost- zum Westgipfel, und 1872 erzwang sich dann der Münchener Winhart den ersten Abstieg vom Ostgipfel durch das Höllental. Im Jahre 1881 erfolgte schließlich die erste Winterersteigung der Zugspitze.

Bei den ersten Ersteigungen machte sich als großer Mangel der sehr schlechte Zustand der ungezieferverseuchten Hirtenhütten am Anger und ihre tiefe Lage geltend. Im Jahre 1853 ging der bekannte Wissenschaftler und begeisterte Alpenfreund Professor Dr. Sendtner daran abzuhelpen. Es gelang ihm, für sein Vorhaben andere zu interessieren, und im Jahre 1855 konnte er am sogenannten „guten Wasser“ eineinhalb Stunden oberhalb der Angerhütte eine einfache Hütte erbauen lassen, die nach dem Münchener Bürger Angelo Knorr, der einen beträchtlichen Teil der Baukosten gestiftet hatte, „Knorrhütte“ benannt wurde. Der Bau kostete die verhältnismäßig geringe Summe von 260 Gulden.

Bald schon aber wurde die kleine Hütte für den Besuch zu eng. Als im Jahre 1869 der Deutsche Alpenverein gegründet wurde, machte es sich dessen Gründungssektion München zur Aufgabe, den Besuch der Zugspitze zu fördern. Im Jahre 1873 unterzog die Sektion die ziemlich heruntergekommene Knorrhütte einem gründlichen Umbau und erweiterte sie schließlich im Jahre 1889/90 durch den Anbau eines eigenen Schlafhauses nochmals.

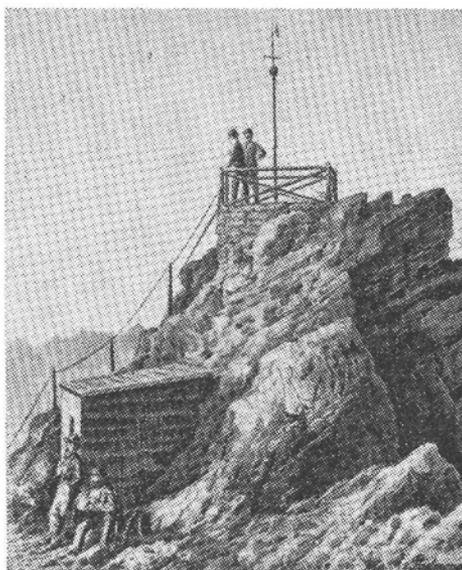
1880 erbaute die Sektion in der Nähe der alten Flohhütte die Angerhütte, die heute noch steht und die als Winterunterkunft benützt wird. Neben der alten Angerhütte erstand dann im Jahre 1912 ein schönes freundliches Bergheim.

Im Jahre 1884 errichtete die Sektion Wiener Neustadt des Österreichischen Touristenklubs im österreichischen Schneekear die Wiener-Neustädter Hütte. 1893 wurde die Höllentalhütte erbaut. Und endlich rückte man mit Hüttenbauten dem Gipfel selbst zu Leibe. Im Jahre 1883 wurde auf dem Westgipfel der Zugspitze ein kleines Unterstandshüttchen errichtet, dem dann in den Jahren 1896/97 das Münchner Haus folgte. Am 17. September 1897 war die Eröffnung, und in drastischer Weise zeigte sich, welch großen Aufschwung dieses Schutzhaus den Zugspitzbesteigungen gab, erstiegen doch im Jahre 1898 allein 1800 Personen den Gipfel. 1899/1900 erfolgte dann die Errichtung der Meteorologischen Station durch den Anbau eines Turmes an das Münchner Haus, dessen Finanzierung der bayerische Staat gemeinsam mit dem Deutsch-Österreichischen Alpenverein durchführte. Bayern war damit in die Reihe jener Staaten eingetreten, die meteorologische Höhenstationen besitzen, und was diese Station bisher der meteorologischen Wissenschaft an wertvollen Diensten geleistet hat, das ist mit wenigen dünnen Worten gar nicht niederzuschreiben. Bezeichnend aber für die wirtschaftliche Not der Nachkriegsjahre und die Engstirnigkeit des damaligen Systems ist es, daß im Jahre 1920 anlässlich der hundertsten Wiederkehr der ersten Ersteigung der Zugspitze folgende Notiz in der Presse zu lesen war: „Leider ist das Fortbestehen dieser für die wetterkundliche Wissenschaft außerordentlich bedeutsamen Anstalt aus geldlichen Rücksichten sehr stark in Frage gestellt“ (!).

Hand in Hand mit den Hüttenbauten ging die Erschließung des Gebietes durch Wegeanlagen. Schwierige Stellen wurden durch Drahtseile erleichtert, künstliche Felsstufen und Treppen erleichterten den Anstieg und ungangbare Wände und Platten wurden durch Eisenstifte und Klammern gangbar gemacht.

Wie sehr die Zugspitze Modeberg wurde, zeigen am besten einige Ersteigungszahlen: 1869 betrug die Zahl der Ersteigungen „erst“ 44, 1873 waren es 52 und 1874 schon 114; 1882 zählte man 258 und 1890 gar 571 Ersteiger. 1897 betraten 1300 Personen den Gipfel und 1898 bereits 1800. 1903 stieg dann die Zahl auf 3049 und 1911 auf 4116. Der Krieg brachte naturgemäß einen Rückschlag, bereits 1919 aber kamen schon wieder 1968 Menschen auf den Gipfel. Vor Erbauung der Zugspitzbahnen war das „Rekordjahr“ wohl das Inflationsjahr 1923, in welchem rund 40.000 Menschen die Zugspitze erstiegen haben.

Daß sich bei diesen fast phantastisch anmutenden Zahlen Unfälle nicht vermeiden lassen, ist weiterhin nicht verwunderlich. Die Berge sind eben keine gepflegten Kurpromenaden,



Hütte auf dem Zugspitzwestgipfel im Jahre 1883.
(Nach einer Zeichnung von Prielmayer.)

in denen Lackschuhe und leichte Sommeranzüge die geeignete Aufmachung sind. Mangelnde Erfahrung, vollständig ungenügende Ausrüstung, leichtestes Schuhwerk und oftmals sträflicher Leichtsinns forderten manches blühende Menschenleben, das erhalten hätte werden können, wenn die Betreffenden die gerade im Wetterstein immer wieder gegebenen Warnungen nur einigermaßen befolgt hätten.

Das erste uns bekannte Todesopfer forderte die Zugspitze 1879: damals stürzte der Bergführer Josef Ostler ab. 1892 verunglückten dann wieder zwei Personen. Von 1895 an aber reißt die Liste der Todesopfer nicht mehr ab: 1913 verunglückten 12 Menschen tödlich, 1914 waren es 4, 1918 11. Von Kriegsende bis 1923 betrug die Zahl der Opfer, welche die Zugspitze forderte, 22 und kaum ein Jahr vergeht, daß wir nicht den einen oder anderen tödlichen Unfall lesen.

So traurig diese Zahlen auch sind — schuld an den Unfällen ist meist der unglaubliche Leichtsinns und die oftmals geradezu rührende Einfalt, mit der viele Menschen eine Zugspitzbesteigung durchführen, beim schlechtesten Wetter von den Hütten weggehen und der Zugspitze, noch dazu nicht auf ihrem leichtesten Wege über das Reintal, zu Leibe rücken.

Als Abschluß der Erschließungsgeschichte der Zugspitze kann wohl die Erbauung der Zugspitzbahnen angesehen werden.

Schon vor dem Kriege war das Projekt einer Bahn auf die Zugspitze erörtert worden. Der Krieg machte dann den ganzen Plänen ein Ende. Doch bald nach Kriegsende wurde das Projekt wieder aufgegriffen und im Februar 1925 erhielt der Ingenieur Cathrein die Konzession zum Bahnbau. Dann aber tauchten Schwierigkeiten unter den Beteiligten auf, denn man hörte einige Zeit von der Zugspitzbahn nur mehr aus den Gerichtssaalberichten.

In der Zwischenzeit aber wurde die Nachbarschaft aktiv, denn Tirol wollte natürlich nicht zurückstehen, wenn Bayern den Bau einer Zugspitzbahn plante. Dem Plan folgte schnell die Tat, und im Juli 1926 wurde die Österreichische Zugspitzbahn eröffnet, die als Seilschwebebahn von Ehrwald auf die Zugspitze führt. Die Bergstation steht eine halbe Stunde unter dem Gipfel und fünf Minuten unter dem Zugspitzgrat im österreichischen Schneckkar. Eine Fahrt mit der Österreichischen Zugspitzbahn ist zweifellos ein Erlebnis.

In Bayern wollte man nun erst recht nicht mehr vom Bau einer Bahn absehen. Anfang 1927 teilte das Bayerische Handelsministerium mit, daß die Konzession Cathreins erloschen sei. Im April 1928 erhielt dann eine Gesellschaft eine neue Konzession und im Sommer 1928 wurde mit dem Bau begonnen, der bis zum Schneefernerhaus auf dem Platt als Zahnradbahn und von hier bis zum Gipfel als Seilbahn ausgeführt wurde. Von der Station Riffelriß bis zum Schneefernerhaus überwindet die Bahn in einem langen Tunnel unter den Riffelwänden hindurch 1000 m Höhenunterschied in einer halben Stunde. Im Juli 1930 wurde die Strecke Garmisch—Schneefernerhaus und im Jänner 1931 die Gipfelseilbahn dem Verkehr übergeben.

Diese bayerische Zugspitzbahn hat, vom Standpunkt des Naturfreundes aus gesehen, bedeutende Veränderungen an der Zugspitze hervorgerufen. Auf dem Platt entstand das Schneefernerhotel, ein riesiges Gebäude, bei dem sich wohl der Architekt alle Mühe gegeben hatte, es mit großen Linien und Flächen mit der ruhigen Weite des Platts in harmonischen Einklang zu bringen, das aber immer störender Fremdkörper auf der Weite des Platts bleiben wird. Auf der Zugspitze selbst fiel der gesamte Mittelgipfel der Gipfelstation zum Opfer und schuf so ein ganz anderes, neues Bild der Zugspitze.

Viele Hunderttausende von Menschen sind seither mit beiden Bahnen auf die Zugspitze gefahren. Auf dem Zugspitzplatt hat sich im Winter, besonders im Frühwinter und im späten Frühjahr, wenn im Tal der Skilaut noch nicht oder nicht mehr möglich ist, ein Skibetrieb von ungeahnten Ausmaßen entwickelt. Am Ostersonntag 1962 waren allein 32.000 Skiläufer auf dem Platt. Es entstanden Skilifte, und auch ein toller Pistenbetrieb entwickelte sich. Mit einer Unbekümmertheit und Sorglosigkeit fahren aber auch viele Skiläufer über das Gatterl nach Ehrwald ab, von denen ein Teil bestimmt nicht ahnt, und nicht erkennt, welche Gefahren diese Abfahrt unter Umständen in sich bergen kann.

Die Beförderungskapazität der beiden Bahnen reicht längst nicht mehr aus. Die Bayerische Zugspitzbahn hat schon vor Jahren Schnelltriebwagen eingesetzt, um ihre Beförderungsleistung steigern zu können. Die Tiroler Zugspitzbahn verlängert zur Zeit ihre Seilbahn von der Gipfelstation im österreichischen Schneekar bis wenige Meter unter das Münchner Haus. Die Bayerische Zugspitzbahn ging noch einen Schritt weiter. Sie errichtet derzeit vom Eibsee aus eine eigene Großkabinenseilbahn auf die Zugspitze, deren Einlaufbauwerk zwischen Münchner Haus und bisheriger Seilbahnstation zu stehen kommt. Eine großflächige Aussichtsterrasse wird Hunderten von Menschen gleichzeitig den Aufenthalt ermöglichen.

Die Bergsteiger sind darüber heute nicht mehr traurig, denn auf dem Zugspitzgipfel ist nichts mehr zu verderben. Bei der Errichtung der ersten Bahn war es allerdings anders, und lautstark und erbost war der Protest der Bergsteigerschaft über die Verschandelung der Zugspitze. Leider, wie bei so vielen ihr nachfolgenden Bergbahnprojekten auch, erfolglos.

Dennoch darf auch die Zugspitze für den Bergsteiger noch nicht ganz abgeschrieben werden. Der Anstieg über das Höllental ist immer noch eine großartige Bergfahrt. Der Anstieg durch das Reintal ist immer noch ein Weg voll Schönheit und stillem Zauber. Die Anstiege über den Jubiläumsglat oder über den Riffelwandgrat sind auch heute noch Fahrten, die dem Tourenbericht eines jeden hochalpinen Bergsteigers zur Zierde gereichen, und schließlich die Anstiege durch das bayerische Schneekar oder über den Nordgrat sind Unternehmungen, die nur ganz erstklassigen Bergsteigern vorbehalten bleiben.

Für jeden Bergsteiger aber wird die Zugspitze durch den Reiz ihrer Anstiegswege und durch die Großartigkeit ihrer Rundschau eine Bergfahrt sein, die ihn das unschöne Getriebe auf dem Gipfel, dem er sich ja nicht lange auszusetzen braucht, wenn auch mit traurigem Herzen in Kauf nehmen läßt. Und wenn man die Zugspitze so sieht, bei der Anfahrt ins Werdenfels, über dem Loisachtal mächtig aufragend, Deutschlands höchsten Gipfel, dann muß man zugeben: Fürwahr, sie ist schon ein schöner Berg.

In der Südostwand der Schüsselkarspitze

VON ADOLF GÜTTNER †

(Mit 2 Bildern, Tafel X)

Elegante Linien zeichnen unsere flüchtigen Skier. Brausender Frühjahrssturm kühlt die erhitzten, von jagenden Schußfahrten glühenden Gesichter. Überall erwacht junges Leben. Ächzend schütteln die Tannen ihre Schneelast ab, und scheu, als wollte sie sich verkriechen ob so vielen Ungestüms, duckt sich unsere Hütte an die Felsen. Was mochte es schon alles erlebt haben, unser kleines Bergheim? Eineinhalb Jahrhunderte trug es auf den von Wind und Wetter gebeizten Balken; seinen gewohnten Winterschlaf stören wir erst seit kurzem. Knarrend schwingt die Türe in ihren Angeln, und gar bald entströmt anheimelnde Wärme dem kleinen Ofchen. Fauchend rattert der Sturm durch das Gehölz und spielt mit den morschen Fensterläden.

Der nahe Frühling liegt uns in den Gliedern. Tatendrang hat uns ergriffen, überdrüssig sind wir des weißen Spiels. Mit Seil und Pickel wollen wir ausziehen. Doch der Winter regiert noch. Freund Martin Meier sitzt an meiner Seite, sinnend umfängt sein Blick das Bild einer Wand, die der Grundstein unserer Bergkameradschaft wurde: Die Schüsselkarspitze-Südwand ist es. Viermal bin ich durch ihre gelbrotten Plattenwülste geklettert, einmal war es auf neuem, geradlinigem Durchstieg. „Südverschneidung“ taufte wir den Weg. Doch das nimmermüde Bergsteigerblut gab sich nicht zufrieden, trieb weiter und lenkte meine Blicke auf die Südostwand. Marmorglatt ist der Fels. Vermessen dünkte uns der Gedanke, der Mauer einen Weg abzurufen.

Zu viert wagten wir am 1. Oktober 1933 erstmals den Ansturm. Bertl Herbst und Hans Ellner waren unsere Gefährten. Umfangreiche Kletterausrüstung hatten wir aus dem Oberreintal über die östliche Wangscharte zum Fuß der Wand geschleppt; dann starteten wir gebannt die Plattenflucht hinauf. Haltlos strichen unsere Blicke an der gewellten Steinwildnis empor, weiter, höher . . . schier in das Unendliche. An riesenhaften Überhängen prallte der Blick zurück, blieb dann an einer Reißreihe haften, die den einzig möglichen Weg zur Höhe wies. Ein 250 Meter hoher Wandgürtel versperrte den Zugang zu den Rissen: Das war die fast unüberwindlich erscheinende Verteidigungszone der Wand, an der Männer wie Hans Dülfer, Toni Schmid und manch anderer gescheitert waren. Diesem Wandabbruch galt unser heutiger Erkundungsvorstoß.

Die Seile verbanden uns, Haken und Karabiner wurden verteilt; dann eröffnete Martin den Kampf mit der Wand. Eine Seillänge grasdurchsetzter Steilschrofen, dann machte die Wand einen Sprung zur Senkrechten. Hammerschläge hallten auf, singend bohrte sich der erste Haken ins Gestein. Einen kurzen, herausdrängenden Kamin durchkletternd, erreichten wir eine Steilrinne, die uns zu einem Standplatz unter weitausladenden Überhängen brachte. Der Neigungsgrad der Wand näherte sich immer mehr der Senkrechten. „Jetzt schon so steil?“ fragten wir uns, hatten wir doch hier noch leicht kletterbares Gelände erwartet. Nach links querten wir zu einer grauen Plattentafel hinaus.

Grasbüschel steckten in ihren Rissen, Griffe und Tritte verbergend. Anschließend folgte ein Überhang, dessen zuverlässige Henkel erst aus brüchigem Gestein freigelegt werden mußten. Nun wurde es Ernst. Hatten uns bis jetzt immer wieder Einrisse das Höherkommen erleichtert, so verloren sie sich jetzt an glatter Mauer. Eindeutig vorgezeichnet lag

der Weiterweg vor uns, dort drüben, diese kleine gelbe Verschneidung mußte uns weiterführen, mitten hinein in weit nach außen drängende Wandfluchten, das Fragezeichen der Wand. Ein alter, rostroter Ringhaken steckte am Ende der Verschneidung im Fels, ein Zeuge mutvollen Menschengestes, der, den Schwierigkeiten trotzend, sich hier den Weg bahnte. Toni Schmid und Ernst Krebs waren es, die bereits vor Jahren hier herauf gestiegen waren und dort droben den Rückzug angetreten hatten. Äußerst schwierig war die Verschneidung, aber der tief im Gestein verankerte Ringhaken gab uns bei dieser schweren Arbeit die nötige Sicherung.

Auf gutem Standplatz waren wir nun wieder vereint. Eine halbe Seillänge über uns drohte ein wahres Ungetüm von Überhang zu uns herab. Wohl zwei Meter ragte das waagrechte Abschlußdach in die Luft hinaus. Mit gemischten Gefühlen starrten wir hinauf . . . Sollte auch uns hier ein Ziel gesetzt sein?

Weit lehnen wir uns zurück, suchen nach einer Umgehungsstelle, doch überall gleitet der Blick über riesenhafte Plattenschüsse, wie sie eben nur in der Schüsselkarspitze-Südwand zu finden sind. Das Gefürchtete wird wahr, nur über den Überhang geht der Weg zur Höhe.

Martin greift an. Wie eine Katze schleicht er empor, packt das gelbe Ungetüm, und mit der ihm eigenen Eleganz schwingt er sich darüber hinweg. Rasch läuft nun das Doppelseil ab, Hammerschlag dröhnt im Gewänd, dann der erlösende Ruf „Nachkommen!“. An einem leidlichen Stand sind wir wieder vereint. Bertl und Hans sind noch dreißig Meter tiefer. Wir spähen nach dem Weiterweg. Eine überhängende Plattenzone bäumt sich über uns, glatt und haltlos, scheinbar unbezwinglich. Stürzenden Wassermassen, zu Stein erstarrt, gleicht der Fels.

Dort, wo die Platten am unangreifbarsten in die Tiefe stürzen, geht der Freund sie an. Haken um Haken treibt er in den Felsleib, doch höchstens zwei Zentimeter tief kann er sie verankern. Spinnenartig, die kleinsten Unebenheiten ausnützend, schiebt er sich höher. Eng den Körper an den Berg geschmiegt. An winzigen Rauhhigkeiten verkrallt, zerrt er mühsam einen Haken aus der Tasche und will nun diesen entscheidenden Stift in einer kleinen Ritze anbringen. Er dehnt und streckt sich: Da . . . ein Ruck, ein Haken bricht aus. Blitzschnell stürzt der Freund; zwei, drei weitere Haken schnellen aus dem Fels, wie ein Schatten rast der Körper auf mich zu. Ich verkrampfe mich am Standplatz, reiße das Seil zurück und erwarte den Sturz. Der letzte Haken, nur einen lächerlichen Zentimeter eingetrieben, hemmt den Fall. „Glück gehabt“, sagt Martin, „wenn der Dekorationshaken auch noch ausgebrochen wäre, dann wäre ein Vierzigmetersturz fällig gewesen.“ Das Spiel beginnt von neuem, rasch steigt er an, schlägt den Haken, hiermit ein Kletterkunststück ersten Ranges leistend. Mit neu gewonnener Sicherheit klimmt er höher, Zug um Zug und verschwindet dann in einem Spalt, der einen guten Standplatz birgt. Die Kameraden sichere ich noch herauf, dann mache ich mich daran, die heute unter dem Namen „Wandl“ berühmte und klettertechnisch schwierigste Seillänge der Südostwand zu überwinden.

Der Körper preßt sich an die Windungen der Felsen, tastend streicht die Hand höher und verkrampft sich an winzigen Unebenheiten. Die Füße drücken sich an Rauhhigkeiten und halten das Gleichgewicht. Langsam komme ich höher und erreiche den Haken. Unwirklich steckt er in einem Plattenwulst, der anscheinend von vornherein jeden Kletterversuch zum Scheitern verdammt. Wieder spreizen die Beine, die Finger begnügen sich mit Griffen, denen man ruhig diese Bezeichnung als prahlerisch übertrieben absprechen kann. Unwahrscheinlich hoch muß ein Bein auf eine winzige Einbuchtung gestellt werden, ohne Griff richtet sich der Körper auf. Blitzschnell erfaßt der geübte Blick die neue Lage, die Rechte schnell vor, erhascht eine Kante, Klimmzug, dann stehe ich beim Freund. Möglichst tief will ich in den Spalt hineinkriechen, doch mein Rucksack steht dieser Bewegung hindernd im Wege. Erst ein kräftiger Tritt Martins, der den Sack an der widerspenstigen Stelle trifft, schafft mir Bewegungsfreiheit.

Nun haben wir Gelegenheit, unsere Umgebung zu betrachten. In ungehemmtem Fall stürzen unter uns 250 Meter senkrecht Felsen zu Tal. Weit unseren Standplatz über-

dachend, dräuen mächtige Überhänge zu uns herab, Plattenschüsse zu allen Seiten, die jeden Kletterversuch zu verhöhnen scheinen. Inmitten mächtigster, wildester Hochgebirgsnatur stehen wir. Klein und winzig gegen diese Gewalten, doch mit dem unerschütterlichen Willen, den Schlüssel zu dieser Wand zu finden. Dort droben, dreißig Meter höher, müssen die Risse sein, aber was für dreißig Meter sind das! Nach kurzem verliert sich unser Spalt, dann sehen wir nur mehr überhängende Mauer.

Von uns kräftig unterstützt, kommt Hans zu unserem Standplatz empor. Auch ihm vermittelte die Wandstelle, die die letzte Möglichkeit im Fels darstellt, einen nachhaltigen Eindruck.

Aus den Tälern kriecht die Dämmerung, umschattet die Jöcher und wallt langsam an den Wänden höher und höher. Die ersten Sterne blinken auf, tanzen gleich Irrlichtern über den sehr fernen Firnzacken der Dreitausender. Die Gestirne ziehen ihren Weg; der unsere ist ein rauher Spalt, der hineinspitzt in schauerlich nach außen drängende Wülste, sich als feine Rampe nach links unter Überhängen durchwindet und dort endet, wo die Rißreihe, den Plattenschild zerschneidend, eindeutig die Spur zum Gipfel weist.

Der Freund spreizt empor und verschwindet hinter weit ausbauchenden Überhängen. Langsam, immer langsamer gleitet das Seil durch meine Hände. Es erzählt mir vom harten Kampf, den der Kamerad dort oben führt. Gleich einem lebenswichtigen Nervenstrang zuckt das Seil zwischen uns. Zwanzig Meter sind bereits durch den Karabiner vor mir geglitten, und noch zeigt kein hurtiges Hämmern die Herstellung einer Zwischensicherung an. Schwer lastet die Ungewißheit auf mir, nichts ist zu hören, nur kleine Seilchwankungen melden, daß der Freund am anderen Seilende einen Kampf um Sein oder Nichtsein führt.

Plötzlich kommt Bewegung in den Hanf. Ruckweise läuft er ab, ein Jubelruf, Martin hat die Rißreihe erreicht, der Schlüssel zur Wand ist gefunden.

Neugierig komme ich nach. Letzte Kraftreserve wird eingesetzt, die Faust verkeilt sich im Riß, verzweifelt angeln die Beine nach Tritten, die nicht vorhanden sind. Dann zerrt man die Hand wieder aus dem Spalt, tiefe Schrammen ritzt der rauhe Fels, man wiederholt dasselbe Spiel einen halben Meter höher. Das ist das Bild dieser Seillänge, die man nur mit der Predigtstuhl-Mittelgipfel-Westwand im Kaiser vergleichen kann, die sie aber noch an Länge übertrifft.

In einer leidlich bequemen Nische kommen wir wieder zusammen. Eine senkrechte Verschneidung ober uns weist klar und eindeutig den Weg zum Gipfel. Nach dreißig Metern knickt die Wand nach innen, gegliederter Fels ist zu erspähen, der Weiterweg ist nur eine Frage der Zeit.

Nacht ist es geworden. Gespensterhaft zucken hinter schwarzen Wolkenballen fahle Lichtbündel des aufgehenden Vollmondes über die Wand. Was suchen wir eigentlich hier heroben? Suchen wir das Ziel oder den Weg zum Ziel? Ist es nur die Freude am Kampf, ist es der Sieg über die eigene Furcht: Wir wissen es nicht. Möge unser Ziel immer nur in greifbarer Nähe bleiben, sich streifen, doch nie ganz erreichen lassen, denn nur dann bleiben wir die, die wir sind!

Ein kalter Wind kam auf, fegte die Wolkenkulissen zur Seite und hell beleuchtete der Mond unsere nächtliche Arbeit. Tief bohrte sich ein langer Eisenstift in das Gestein, das Seil wurde eingehängt und in weitem Bogen schwirrten die Enden durch die Luft, klatschend prallten sie an die Wand und baumelten frei in der Luft über schier bodenloser Tiefe.

Dann schwebten wir hinab. Seillänge um Seillänge. Es war ein eigenartiges, einmaliges Erlebnis. Aus grellen Lichtflecken tauchten wir hinunter in schwarze Riesenschlünde, hinein in Dunkelheit, immer am schwankenden Seil. Gegen Mitternacht waren wir wieder am Einstieg versammelt, der Ring des Erlebens hatte sich geschlossen.

*

Der Winter kam und ging. Mitte April zogen wir, Freund Martin Meier und ich, zur kleinen Hütte am Fuße der Wand. Fünf Tage trommelte der Regen, jagte der Wind

Regenschauer um die Grate. Tatenlos verstrich die Zeit. Dolomiten und Westalpen standen auf dem Plan, kampflos mußten wir die Wand anderen Bewerbern überlassen.

In Mailand erreichte mich die Kunde von ihrer ersten Bezwingung. Nach drei Versuchen glückte es den Kameraden Rudi Peters und Rudi Haringer, am 25. und 26. Juni 1934, die Wand zu durchsteigen. Ihre Leistung ist um so höher einzuschätzen, da sie am zweiten Tag ihrer Besteigung durch Sturm und Regen stark behindert wurden. Ich kannte die Schwierigkeiten dieses Weges und konnte die Kameraden zu ihrer Fahrt beglückwünschen.

Der vollständige Peutereygrat, der zum Monarchen der Alpen emporzieht, hielt mein Sinnen und Trachten gefangen; als mir mit Ludwig Schmaderer und Ferdinand Krobath der Erfolg beschieden war, sprangen meine Wünsche wieder zur Steinmauer im Puitental empor.

Noch einmal wies mich die Wand zurück. Mit zwei jungen Münchner Bergfreunden hatte ich der Mauer die schwersten Stellen abgerungen, ein nächtliches Hochgewitter zwang uns zur Umkehr. Stürzende Wassermassen zerrissen uns den Schlafsack, eine lange Nacht mußten wir am Haken hängend über uns ergehen lassen. In eine Nische gekauert, startete ich in das Wüten der Elemente. Krachend rollte der Donner, sprang zwischen den Wänden, grollte in ohnmächtiger Wut. Grell zuckten Blitze aus der Gewitterwand, rasten unheilbringend durch den Raum, fuhren vernichtend in Grate und Gipfel. Hagelschauer rauschten in den Felsen und leise fallender Schnee begrub unsere Hoffnung.

Ein Monat verging, dann stand ich wieder am Einstieg zur Südostwand. Ein wolkenloser Herbsthimmel blaute über den Bergen. Glockner, Venediger und manch anderer Ostalpengipfel grüßten zu uns herüber. Freund Martin saß neben mir und richtete das „Handwerkszeug“ zurecht. Ernste und lustige Bergerlebnisse, die wir dort drüben auf den vergletscherten Dreitausendern erlebt hatten, tauchten auf und ließen uns die Zeit vergessen. Doch das ersehnte Ziel, die abweisende Plattenmauer, rüttelte uns aus den Träumen. Drei Stunden kämpften wir dann mit den so gut bekannten Überhängen und Rissen, bis wir um 5 Uhr abends unseren damaligen höchsten Stand in der Wand erreicht hatten.

Es war die Nacht vom 27. auf 28. September 1934. Kaum mit den Biwakvorbereitungen fertig, umfingen uns schon die kalten Schatten der hereinbrechenden Nacht. Der Glanz der Sterne wurde stärker und stärker, ein bleicher Lichtmantel hing in den Plattenschüssen der Wand. Freilager, romantischster Teil des Bergsteigerlebens! Vergangenes taucht auf und verschwindet, Erlebnisse, die zutiefst im Innern ruhen, erreichen das Ohr des Freundes. Kameraden ziehen vorüber, die längst schon den ewigen Traum von den Bergen träumen. Freund Haringer, der stets lachende Gefährte steht vor uns: Vor einem Jahr ging er mit uns seine ersten Höhenwege, vor zwei Monaten gaben wir ihm in Chamonix, im Angesicht des großen, weißen Berges das letzte Geleit. Die Nordwand des Grandes Jorasses hatte ihn gefällt. Mit der wachsenden Kälte rückten auch die Stunden vorwärts, langsam dämmerte der Tag herauf. Leicht waren wir eingenickt, und gegen 8 Uhr morgens weckten uns die lustigen Jodler einiger Kameraden, die sich eben am Herzogpfeiler kletterfertig machten. Mit kältestarren Fingern, steif vom unbequemen Sitzen, überwandten wir die nächste schwere Verschneidung, dann standen wir im leichteren Gelände. Flott strebten wir höher. Den von den Erstbegehern als schwerste Wandstelle angesprochenen Überhang umgingen wir drei Meter weiter links, und mit Hilfe eines schwierigen Seilzug-Queranges erreichten wir die sogenannte „nasse Verschneidung“. Flott spreizten wir empor, die vielen bereits vorhandenen Haken ließen unsere Hoffnung auf Zweitbegehung immer mehr sinken. Ohne noch einmal auf größere Schwierigkeiten zu stoßen, erreichten wir gegen 1 Uhr mittags den Gipfel. In dem dort aufliegenden Buch konnten wir feststellen, daß wir die fünften waren, die diesen Weg gingen!

Ein Wunsch war Erfüllung geworden, doch rastlos ist der Geist, treibt weiter, um auf neuen Wegen neue Ziele zu gewinnen. Krachend bäumt sich verkohltes Holz im Ofchen.

Der Wind fährt um unsere Hütte, braust um jene Höhen, die unsere Gedanken umfängen, die unser Reich sind.

Die erste Winterbegehung

Durch den Winterwald des Puitentales stampfen wir zwei schwerbepackten Gestalten aufwärts. Die steilen Wegkehren sind tief verschneit, und der Pfad ist nur schwer zu erkennen. Bei den letzten Bäumen halten wir an. Vor uns ragt der gewaltige Südabsturz der Schlüsselkarspitze empor. In scharfem Gegensatz zu den weißen Hängen des Puitentales steht die gelbgefärbte, fast senkrechte Kalkwand. Nur da, wo wir Absätze und Bänder wissen, sehen wir Schnee. Weiße Kappen sitzen auf den Pfeilern und Leuchten in der warmen Mittagssonne, die den Neuschnee als stäubende Lawinen über die Wände stürzen läßt.

In der Erinnerungshütte auf dem Scharnitzjoch richten wir uns häuslich ein. Die Winterstürme hatten jenen Ort, den auch hochgestellte Persönlichkeiten zu Fuß aufzusuchen pflegen, umgelegt und zertrümmert. Lange stehen wir vor der Ruine und überlegen, ob wir sie als Brennholz verwenden sollen, da dieses in der Hütte fehlt. Doch der Gedanke, zukünftig Menschen „in größter Not“ auf den kahlen Hängen des Scharnitzjochs umherirren zu sehen, hält unsere schwarzen Gemüter davon ab. Wir schnallen die Skier an, fahren zur Wangalm ab und holen Holz. Dann wird gekocht, gegessen und der Biwaksack gepackt. Er schwillt zu einem dickbauchigen Ungeheuer an. Zwei Flanellschlafsäcke und einen Zdarskysack, einen Benzinkocher, Socken, Unterhosen und Pullover, Proviant für vier Tage, einen Stoß Zeitungen und eine Menge sonstiger Kleinigkeiten verschlingt er. Rund 35 Pfund wiegt der aufgeblähte Rucksack, angesichts unseres „überhängenden Vorhabens“ eine mißliche Tatsache.

Am 27. Februar 1936 verlassen wir um 7 Uhr morgens die Erinnerungshütte und streben über steile, lawinengefährliche Hänge zu dem Felskopf hinüber, der den Einstieg in die Südostwand kennzeichnet. Das Thermometer zeigt 15 Grad Kälte. Der unterste, weniger steile Wandgürtel ist tief verschneit. Wir verbinden uns mit zwei 30-Meter-Seilen. Die Teppichbürste, die Rudi Peters seiner Mutter entführt hatte, tritt in Tätigkeit. Wir fegen damit den Pulverschnee von Griffen und Tritten. Langsam kommen wir höher. Nach zwei Stunden haben wir neunzig Meter Wand unter uns. Jetzt aber wird es ernst. Eine senkrechte, gelbe Verschneidung ist zu erspähen, neuschneebezuckert und eiszapfenbehangen. Rostrote Eisenhaken, in kurzen Abständen eingetrieben, erleichtern dem ersten die Arbeit. Klirrend brechen Eisgirlanden und stürzen in die Tiefe.

Dachartig wölbt sich der Fels nach außen; wir stehen unter dem Überhang, der schon manchen sommerlichen Bewerber scheitern sah. Rudi schiebt sich empor. Weit spreizen seine Stativbeine, angeln sich Tritte, die Menschen von normaler Größe unerreichbar bleiben. Am Überhang ist ein Palisadenzaun aus Eis. Einen Eiszapfen nach dem anderen bricht der Freund ab; sie zischen herab und landen auf meinem Schädel. Erfreut sehe ich die Beine des Kameraden oberhalb des Überhanges verschwinden, dann komme ich an die Reihe.

In äußerst schwierigem und überhängendem Fels, mit 35 Pfund auf dem Rücken, bei Kälte und Schnee, kann man nicht elegant klettern. Da schnappt man nach jedem Griff, macht Klimmzüge an wackeligen Blöcken, zieht sich an den Seilen empor, benützt die Knie, kurz, man begeht sämtliche Todsünden der modernen Kletterei.

Eine Hakenleiter führt über die nächste plattige Wandstufe. Wieder einmal hatten wir einen Beweis vor Augen, wie die Zahl der Begehungen die Schwierigkeiten vieler Kletterstellen herabsetzt, kannten wir doch beide diese Wandstellen, als sie noch unberührt waren. Ruhig und sicher überwindet Rudi das Bollwerk. Beim Nachklettern gelingt es mir, einen Großteil der Haken herauszuschlagen. Ein kurzer Quergang soll mich zum Freund hinüberbringen, der, in einem engen Spalt verkeilt, mein Tun „sichernd“ überwacht. Schnee

und Eis klebt in den Fugen der riesenhaften Kalkplatten um uns und läßt ein Weiterklettern unsinnig erscheinen. Am Haken angebunden, stehen wir hier oben und wissen nicht, daß wir einen Tag später an dieser Stelle eine böse Nacht überstehen müssen.

Weiter geht es! Durch einen schmalen Spalt schiebt sich Rudi empor, unter gewaltigen Überhängen steigt er in die Wand hinaus. Die Rampe ist mit Eis bedeckt. Mühsam gräbt er die Griffe und Haken heraus, und bezwingt die Kletterstelle, die auch im Sommer zum Schwierigsten der Wand gehört. Hier hilft nicht rohe Kraft und Draufgängertum. Solche Aufgaben erfordern ruhige Nerven. Zum erstenmal in der Wand seilen wir den Rucksack auf. Ich sehe ihn vor mir herschaukeln und horche auf das Schnaufen und Schimpfen des Gefährten. Unbeschwert folge ich, dabei alle Haken — es waren neun an der Zahl — herausschlagend. Einen stattlichen „Igel“ hatte ich schon am Gürtel hängen. Wie gut wir die Haken noch brauchen konnten, sollten wir erst später erfahren.

Zweihundert Meter raufen wir uns noch empor. Schwieriger und gefährlicher ist unser Weg als alles, was wir vorher in den Bergen unternommen haben. Gegen 16 Uhr erreichen wir das Band, auf dem Peters und Haringer bei der ersten Durchsteigung der Wand biwakiert hatten. Hier wollen auch wir die Nacht verbringen. Notdürftige Sitzplätze hacken wir in den beinharten Firn. Rücken und Hose werden mit Zeitungen ausgepolstert, alle verfügbaren Kleidungsstücke übergezogen, dann schlüpfen wir in den Schlafsack. In solcher Lage, wenn der Eishauch des Winters den Körper zu peinigen beginnt, wird der Benzinkocher zum guten, wärmespendenden Freund.

Später wurde es sogar leidlich warm in unserer Behausung. Dicke schwarze Wolken ziehen herauf. Bringen sie Schnee? Sturm? Langsam bricht der Morgen an. Windstöße peitschen Schneefahnen vor sich her. In kurzer Zeit bedeckt lockerer Neuschnee die Felsen. Nach siebzehnstündigem Biwak treten wir um 9 Uhr den Weiterweg an. Die Querungen nach links zur Gipfelwand fordern unsere ganze Kraft. Die Kletterschuhe gleichen harten Eisklumpen, in denen die kältestarren Beine stecken. Keiner darf hier stürzen. Endlich erreichen wir die Rinne, die zum letzten Hindernis, einem dreißig Meter hohen, äußerst schwierig erkletterbaren Wandabbruch, leitet. Rudi beginnt an einem Plattenwulst anzusteigen, der den Zugang zur Rinne versperrt. Drei Haken treibt er ein, trotzdem kann er nicht höher kommen.

Plötzlich spannen sich die Seile vor mir. Rudi ist gestürzt! Ein Haken schnellt aus dem Fels. Heißer Schreck durchzuckt mich. Wenige Meter unter mir hängt der Freund bewegungslos. Blut strömt vom Kopf, große, rote Streifen im Schnee hinterlassend. Ich habe kaum Hoffnung, daß der Freund noch lebt. Mit den Zähnen fasse ich das Seil, an dem Rudi hängt, schlage einen Haken und binde ihn daran fest. Plötzlich erwacht der Freund wieder. Er kann sich an nichts erinnern, weder an seinen Sturz, noch daran, wo wir uns befinden. Mit einem großen Taschentuch verbinde ich seinen Kopf, der zwei lange Schrammen aufweist. Um die Blutung zu unterbinden, stülpe ich ihm noch eine Fliegerkappe über. Er hat schreckliche Kopfschmerzen. Das Wetter ist schlecht und unsere Lage sehr unangenehm.

Aber wir haben uns durchgebissen und den Gipfel doch noch erreicht. Da wir an der Unfallstelle den Rucksack zurückließen und oben ein wütender Schneesturm herrschte, seilten wir uns die Südostwand wieder hinab. Sechshundert Meter, das heißt fünfundzwanzigmal mußten wir einen Haken schlagen, dreißig Meter Seil durch den Ring ziehen und dann in die Tiefe gleiten. Gleiten — leicht gesagt! Fallen, quälen wäre besser ausgedrückt, denn die Seile sind hart und steif gefroren. Auch darf keiner von den fünfundzwanzig Haken ausbrechen, denn wir sind ja ungesichert, nur eine dünne Reepschnur verbindet uns.

Vierhundert Meter sind wir so hinuntergestiegen. Der Sturm hat uns geschüttelt und der Schnee die Gesichter verklebt. Ganze Seillängen sind wir frei am Strick gebaumelt, bis wir wieder einen Absatz fanden. Am Standplatz vor der Rampe verklemmten sich unsere Seile. Eineinhalb Stunden zerrten wir an ihnen, wir konnten sie aber nicht herunterholen.

Mitten im steilsten Fels binden wir uns für eine lange, grauenvolle Nacht an die Mauerhaken. Vier Meter unter mir ist Rudi in einem Spalt verkeilt, ich sitze auf einem handgroßen Köpfchen. Kälte peinigt uns, die Körper schlottern. Langsam kommt der Morgen und mit ihm die Sonne. Oft schon habe ich in den Bergen nach langer Nacht den Feuerball aufleuchten sehen, noch nie habe ich ihn so freudig begrüßt wie dieses Mal. Wir schneiden die Seile ab und setzen unseren Abstieg fort. Mittags 12 Uhr erreichen wir den Fuß der Wand. Ein dreiundfünfzigstündiges Ringen mit Fels und Eis, mit Sturm und Kälte liegt hinter uns. Die Südostwand der Schlüsselkar Spitze ist zum erstenmal im Winter durchstiegen.

*

Vor 25 Jahren, in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1937, wurde Adolf Göttner mit seinen Kameraden Pert Fankhauser, Hans Hartmann, Günther Hepp, Peter Müllritter, Martin Pfoffer und Karl Wien im Lager 4 am Nanga Parbat von einer Eislawine verschüttet. Zu seinem und seiner Kameraden Gedenken sei vorstehender Aufsatz über die Südostwand der Schlüsselkar Spitze veröffentlicht. Adolf Göttner wurde am 14. August 1914 geboren. Frühzeitig entwickelte er sich zum hervorragenden Bergsteiger. Von seinen Neufahrten sind hervorzuheben: Montblanc, erste vollständige Überschreitung des Peutereygrates, Schlüsselkar Spitze-Südverschneidung, Karl Spitze-Ostwand, Mauk Spitze-Südwand, Jungfernkarkopf-Nordwand. 1935 trug er im Kaukasus den Wimpel der Jungmannschaft der Sektion München des DuOeAV von Erfolg zu Erfolg (Ushba, zweite Überschreitung). 1936 nahm ihn Paul Bauer in den Sikkim-Himalaja mit (Nepal Peak, zweite Besteigung, Sinioldhu und Simvu, erste Besteigung). Die Teilnahme an der Deutschen Nanga-Parbat-Expedition 1937 brachte nicht die Krönung seiner Bergsteigerlaufbahn. Göttners Leben wurde im Schlafe ausgelöscht, im Gefühl, unterwegs zu sein zum höchsten Gipfel seines Lebens. F. Sch.

Skifahrten im Wetterstein

VON LILLI VON WEECH

(Mit 2 Bildern, Tafel VII und VIII)

Um das Kreuzeckgebiet bei Garmisch-Partenkirchen

Blenden wir zurück in die fast vergessene Pionierzeit: Im Jahr 1893 gelangten die Brüder Heinrich aus Garmisch erstmals mit Skiern zum Kreuzeck und 1900 auf den Osterfelderkopf; die Alpspitze sah im Winter 1900 die ersten Skibergsteiger auf ihrem Haupt, nämlich Anton Heinrich und Lewitzky. Damals gab es nur die unterdessen längst abgebrannte Gassenalm als primitives Nachtquartier und eine recht dürftige Hochalm.

Nach der Erbauung und vor allem ganzjährigen Bewirtschaftung des Adolf-Zoeppritz-Hauses wurde es lebhafter um das winterliche Kreuzeck. Nicht allzu viele erinnern sich jener Zeit, als noch lange nicht die Schwebebahn jeden mühelos emportrug. Es war ein patriarchalisches Zusammensein von Stammgästen und jeweils einigen Neuen mit den fröhlichen Betreuerinnen Bertl und Anna, mit Bergführern und Skilehrern der alten Garde. Man kannte noch keine Ausholzungen und Entrümpelungen der Waldhänge dem Skiläufer zu Ehren, der Bernadeweg war weitaus schmaler, ehe ihn der Alpenvereinszweig Garmisch-Partenkirchen verbreitern ließ, der Pfad zur Hochalm hatte damals nicht die Lawinerverbauungen wie jetzt, und mancher tückische Wasserlauf besaß keine Brücke. Und es gab eben wesentlich mehr Bäume, die nicht auswichen! Aber man kannte andererseits keine überbeanspruchten, abasierten Eispisten, und der Hochalmweg war abwärts angenehmer zu befahren als heute, da es von Fußgängern wimmelt. Die langwierige Fahrt zu den Schneefernerzielen schloß sich nicht selten an einen Kreuzeckbesuch an. Zu diesem Zweck pflegte man ins Reintal auf steilem Gelände am Stuiben hinabzuschwingen.

Indessen ist das Kreuzeck längst ein internationaler Begriff geworden für Pisten und Abfahrtskonkurrenzen. Es kamen die Bergbahnen und Lifte. Eine neue Ära brach an von Auf- und Abfahrt am laufenden Band, die Umstellung vieler von Naturschnee auf Pisten und das Heranwachsen einer Jugend, die häufig nur die letzteren kennt. Eine größere Anzahl neuer Unterkünfte und Einkehrmöglichkeiten war im Kreuzeckgebiet entstanden; sie alle aufzuführen, würde den Rahmen dieses Berichtes ebenso übersteigen, wie die vermehrten, hergerichteten und markierten Abfahrten zu nennen. —

Meine früheste und eindrucksvollste Alpspitztour während des ersten Weltkrieges steht mir noch heute vor Augen. Die Gefährtin jener Tage und ich stiegen nicht, wie damals meist üblich, über den Rießensee zum Kreuzeck, sondern von Hammersbach aus, was uns abwechslungsreicher dünkte. Schon die Rast auf der sonnigen Wiese beim Waldeck angesichts der Waxensteine genoß ich wie immer. Es überholte uns der Jakele, der „Bua“, zu dessen Ehren das einschlägige bekannte Lied häufig im Kreuzeckhaus gesungen wurde. Er hatte mit Hilfe seines mitunter launischen Mulis das Haus zu verproviantieren, nach Neuschnee zumal kein bequemes Beginnen.

Von Bertl und Anna wurde uns eine nette Begrüßung zuteil. Anna blieb volle 50 Jahre dem Kreuzeckhaus verbunden in guten und schlechten Zeiten. Sie heiratete den Sohn der alten Wirtsleute Brenner und setzte mit ihm die gute Tradition fort. —

Einer der Urlauber hatte Geburtstag, und so war abends ein übermütiger Umtrieb im Gange mit Musik, Pfänderspielen und Gaudi bei Mondschein im Schnee. Die richtigen Leute dazu waren schon anwesend.

Indessen zogen wir uns bald zurück, da wir am andern Morgen insgeheim etwas Besonderes vorhatten, und versprachen daher, am nächsten Abend bei der Nachfeier „mit-zuwirken“. Doch sollte es anders kommen, als man dachte!

Wir beide wollten das günstige Wetter und die geeigneten Schneeverhältnisse für eine längst fällige Alpspitztour nützen. Kreuzjoch, Längenfelder, Osterfelder und die vier Stuibengipfel waren bereits auf Skiern unser eigen geworden. Überhaupt wurde zu jener Zeit ungern eine Scharte ohne ihren Gipfel gemacht, und einmal tat es mein Begleiter nicht anders, als daß ich mit ihm vom Höllentor auf den rauhreifverbrämten Höllentorkopf kletterte. Angenehmer allerdings fand ich den Ende April fast aperen Südwestgrat zur Alpspitze vom verschneiten Grieskar aus.

Doch nun zu meiner ersten Alpspitztour. Als Ziel hatten wir, großtönender Voransage abhold, Richtung Stuiben mit eventueller Reintalabfahrt kundgegeben. Als das Gros noch schlief, spurten wir bei leichter Neuschneeaufgabe ohne besondere Mühe zum Hochalm-sattel und brachten dann die nette 300-Meter-Abfahrt zum Bernadeinweg hinter uns. Die Partie war längst auf drei Teilnehmer angewachsen: Wie meist, hatte sich der Kreuzeck-hund Lumpi zugesellt und war zur Umkehr nicht zu bewegen gewesen. Lumpi stellte eine struppige Kreuzung zwischen Foxl und Schnauzer dar, ein ungemein „geländegän-giges“, ausdauerndes Tier. Aufwärts hielt er sich an die Spur, abwärts schnitt er klug sämtliche Bögen, auf den Hinterläufen oft abfahrend — also der geborene Skihund! Klar, daß er auch an unserem Proviant teilnahm, der eigentlich nur für zwei berechnet war! Bei der Rast am Sonnenhang schmiegte er sich wedelnd zwischen uns. Wir drei waren den ganzen Tag über völlig allein auf weiter Schneefur — wer mag das heute dort noch erleben an einem schönen, sicheren Tag, da bisweilen mehrere hundert Skiläufer unter-wegs sind!

Auf der „Schulter“ angelangt, nahmen wir zu Fuß den Ostgrat vor. Erst einige Jahre später habe ich dann statt des Ostgrates bei Firn das steile Gipfeldach auf Skiern erstie-gen, heute keine seltene Angelegenheit. An irgendeiner Gratstelle nun machte Lumpi, dem es anscheinend nicht um das höchste Ziel ging, kehrt und sprang zu unseren Skiern zurück. Übermüdet konnte dieser Hund nicht sein, denn er vergnügte sich damit, Boilen den Hang hinabkollern zu lassen und nach ihnen zu haschen! Wir hatten eine windstille, herrliche Rundschau bei milder Kälte, verhielten deshalb lange, wohl zu lange, was sich später etwas rächen sollte.

„Fahr langsam, wenn du aus dem Oberkar in den Bruchharsch kommst“, mahnte ich meine Freundin, denn zweimal hatte sich an dieser Stelle ein Bekannter nach seiner Aus-sage *jeweils beide* Skispitzen gebrochen! Zwar hatte ich eine Reserveskispitze aus Kupfer, wie sie es damals schon zu kaufen gab, dabei, aber besser war's, sie blieb im Rucksack. (In der „metallsüchtigen“ Zeit wurde sie mir später anderswo gestohlen.)

Die sonnseitigen Hänge ließen also unser Tempo vorsichtshalber mäßigen, bis das Schwelgen im Pulver wieder beginnen konnte. Am Bernadeinweg angelangt, wurde es uns bewußt, daß eigentlich die Tage um Neujahr doch recht kurz geraten sind! Der damals noch nicht verbreiterte Steig zum Hochalmweg hin wurde selten befahren, und über-trieben skimäßig ist er heute noch nicht mit seinen steilen Flanken und Ecken. Da uns andererseits die 300 Meter Gegensteigung zum Hochalmsattel bei der vorgerückten Zeit sehr aufhalten würden, beschlossen wir, unbekümmert, wie wir seinerzeit waren, nach Beendigung der normalen flüssigen Alpspitzstrecke einfach weiter talabwärts zu fahren und im Reintalerhof zu übernachten. Wozu gab es dort Telephon?

Über die Gassenalm folgte eine nette Fahrt, meist im lichten Bergwald, den ich so sehr liebe. Leider versäumten wir, an geeigneter Stelle links abzubiegen, und da es gut vor-wärtsging, ließ ich die Karte unbeachtet im Rucksack. Es hieß später die Bretter ausziehen,

um abenteuerlich steile Waldhänge mit Unterholz hinter uns zu bringen. Das kostete natürlich Zeit, doch nicht so viel als langwieriges Suchen nach der richtigen Route. Dem Lumpi schien das Gewürge mehr Spaß zu machen als uns; er wühlte und bahnte stolz den Weg in der Fallinie. Endlich war man im Talgrund angelangt, und auf Skiern ging es den mir bekannten Zieher das Bodenlahntal auswärts. Die Lampe konnte im Rucksack bleiben, denn der Mond verhalf später, den silberglänzenden Vorderen Reintalanger erreichen.

Aus einem Fenster des Hofes schimmerte anheimelnd rötliches Licht. Frau Reindl, später langjährige Wirtin der Meilerhütte, öffnete ebenso erstaunt wie in ihr eigener Freundlichkeit die Tür vor den späten Gästen. Sofort wurde das Kreuzeck angeklüngelt. Droben hieß es lachend: „Um euch zwei haben wir schon gar keine Angst mehr“, und „daß der Lumpi bei euch ist, das konnten wir uns denken!“

Einen mächtigen Hunger hatten wir alle drei, und die Reindlmutter wußte ihn wie immer fürsorglich zu stillen.

An andern Morgen stiegen wir, uns Zeit lassend, über das Rimler Moos zum Kreuzeck — ohne Vorspur bis an die Trögelnhütte, wie das eben damals häufig so war. Das Hauptinteresse für mehrere Tage galt ja in früheren Jahren jenem, was am und über dem Kreuzeck lag, und man blieb auf dieser glückhaften Insel meist so lange, bis die Talfahrt endgültig geboten war.

Um die winterliche Zugspitze

Konnten die erste Winterbesteigung von Schneefernerkopf und Zugspitzwestgipfel am 7. Februar 1881 Heinrich Schwaiger, Ferdinand Klinger und die Brüder Zametzer für sich buchen, so wurden die skimäßigen Ziele der Plattumrahmung zum ersten Male vom Zugspitz-Meteorologen Josef Enzensperger im Winter 1900/01 auf Brettern unternommen, häufig begleitet von seinem Hund „Putz“.

Enzensperger hatte 1900 bei Dienstantritt, und nunmehr für ein Jahr hier oben festgehalten, seine Skier auf die Wetterwarte gebracht. Wenige Stunden nur blieben ihm neben der Wetterbeobachtung für Fahrten auf dem Zugspitzplatt. Während er also oben als Skipionier wirkte, war es Anton Heinrich aus Garmisch, der auf Skiern von unten her erstmals das Platt erreichte, um dann dem einsamen Meteorologen einen Besuch abzustatten und „ihm die Haare zu schneiden“, wie mir sein Bruder, Dr. Heinrich, berichtete. Ob er einen Begleiter hatte, konnte mir letzterer nicht sagen, nur, daß sein älterer Bruder infolge tiefer Spuarbeit drei Tage zum Aufstieg benötigte. Die alte Angerhütte und die Knorrhütte gab es indessen damals schon. —

Daß mir eine Zugspitztour — mit möglichst viel Schnee zudem — frühzeitig Wunschtraum wurde, dazu trugen Freunde meiner Familie in Gesprächen bei. Es waren Adolf Wenz, Erbauer der Zugspitzwetterwarte, Dr. Oberhammer vom Hauptausschuß und andere bergbeflissene Münchner. Doch bekam ich später als junges Mädels lediglich die Erlaubnis, mir mit einer Freundin Garmisch-Partenkirchen anzusehen, was deren Ehrgeiz genügte. Ich aber hatte mir zu einer Besteigung durchs Höllental einen Partner auf dem Tennisplatz gesichert — den leichten Aufstieg von der Knorrhütte übersprang ich großzügig!

Es war Anfang Juni nach einem schneereichen und hartnäckigen Winter, also in einer Zeit, da ich später lieber auf Skiern das Platt besuchte. Drahtseile und Stifte ruhten meist unter dem Firn bzw. beinharten Harsch, Trittsuren gab's nicht. Die Fahrt mochte getrost als Wintertour gelten, was aber meine Begeisterung nur hob. Es war mehr Glück als Verstand dabei, daß ich in meiner Harmlosigkeit an einen wohlausgerüsteten, erfahrenen Bergsteiger geriet. Damals gab's noch keine Verbindung nach Hammersbad; von München mit dem Frühzug nach Garmisch-Partenkirchen, dann zu Fuß, das Ziel Münchner Haus vor Augen, bedeutete ein ganz nettes Tagespensum für mich als Anfängerin.

Leider schlug das prächtige Wetter um, Nebel und Schneetreiben kamen auf, und so geschah es, daß wir nach zeitraubendem Wegsuchen schon hoch oben biwakierten. Laterne, Kocher, Hartspiritus, Tee — an alles hatte mein Begleiter gedacht, und so verging die Nacht mit Essen und Trinken, Plaudern und Singen, Gähnen und Dösen ohne wesentliche Unbill. Als der Morgen graute, riß die Nebeldecke auf, und — wir befanden uns kurz unter dem Ostgipfel, also unweit des Münchner Hauses. Hüttenwart und Meteorologe staunten ob der frühen und einzigen Gäste. Nach erquickendem Schlaf wurde der Abstieg über die Wiener-Neustädter Hütte zum Eibsee angetreten. Frisches Grün und blühende Wiesen säumten den Weg zum Bahnhof Garmisch-Partenkirchen, und gegen Abend war man samt der wieder aufgegriffenen Freundin in München. Was ich in den eineinhalb Tagen an Neuem, Großartigem, pendelnd zwischen Sommer, Bergfrühling und Winter, erleben durfte, überwältigte mich noch lange danach in der Erinnerung.

Sieben Jahre später begab sich meine erste Zugspitztour mit Skibenutzung, und zwar ebenfalls im Spätfrühling. Eine berggewohnte Kameradin war dabei und der Partenkirchner „Skiapotheke“ Peter Büttner, damals eine bekannte Erscheinung im Wetterstein. Durch die enge Partnachklamm, vorbei an staunenden Kurgästen, trugen wir die langen Hölzer und mächtigen Rucksäcke. Keine der Zugspitzhütten war damals zu dieser Jahreszeit bewirtschaftet, und es war lange vor der Bergbahnära. Der Pfad wurde einsam, und nur das Rauschen der Partnach durchdrang die Stille. Zwischen Latschen und Lawinenresten leuchtete rote Schneeheide, und die Blaue Gumppe strahlte zum großen Teil bereits in gewohnter Intensität — Gegensätze zu ernsten, hohen Wandfluchten. Bald begann der unvergleichliche Rhythmus des Skigleitens, und abends wurde die Knorrhütte erreicht. Es ging nachts nicht ganz ohne Frieren ab, wie man's eben namentlich damals bei manchen Hütten erleben konnte. Aber in der frühen Morgensonne lag es dann hell und irgendwie Wärme kündend vor uns: Das gedehnte weiße Platt mit seinen Wellen und charakteristischen Randerhebungen! Man fuhr wie üblich auf den Brettern bis zur Großen Reiß'n, um den Weiterweg zu Fuß anzutreten. Wir brachten dem Wetterwart seine Post, Zeitungen, frisches Brot und saftige Schlächterwurst, worüber er sich erfreut äußerte, während er uns mit Konserven und einem edlen Mosel bewirtete. Nach der gemütlichen Rast im Turmstübchen wurde der nahe Ostgipfel erklommen, und ich konnte feststellen, daß es diesmal, anfangs Mai, weniger Schnee im Höllental gab als seinerzeit bei meinem Aufstieg zu Beginn des Frühsommermonats Juni!

Beschwingt von der hervorragenden Schau — und vom Wein —, traten wir den Abstieg zu den Brettern an, um sie noch auf Schneefernerkopf und Wetterwandeck zu lenken.

Wer kann sich solch weltfernes Erleben einer damaligen winterlichen Zugspitzersteigung heute noch vorstellen? Unsere Jungen sicher nicht, zumal die Zugspitze nun noch durch eine dritte Bergbahn in Eisen und Beton geschlagen wird!

Eine andere, für mich bemerkenswerte Skifahrt zur Zugspitze war die im Winter 1925 anlässlich des ersten und seither einzigen Flugturniers um die Wetterwarte. Das heißt, bis zur Angerhütte wären Schlittschuhe ein besseres Gerät auf blankem Eis gewesen. Dann setzte strapazierender Harsch ein. Ich war allein; erst im Münchner Haus oben erwarteten mich Bekannte. Zwölf Stunden währte der Weg auf die Zugspitze durch das Reintal und nur zwölf Minuten der Flugwettbewerb um die Meteorologische Station! Das kleine, verwegene Darmstädter Bahnbedarfsflugzeug mit 14,5 PS wurde Sieger. Die überaus klare, wetterunheilträchtige Schau lohnte allein schon die Plage des Aufstiegs. Es war ein schöner, böiger Tag zwischen einer Regen- bzw. Gefrierperiode und neuem Wintereinbruch mit Schneefällen, so daß die Rückfahrt von der Knorrhütte sich unerwartet skimäßig gab. Sie folgte einem netten Abend mit wenigen Leuten, darunter einem Flieger, der auf dem Ferner notgelandet war. „Kürzlich mußte ich schwimmen nach einer überraschenden Landung im Mittelmeer — diesmal zur Abwechslung an der Zugspitze Ski laufen“, meinte er. Mit Vergnügen hatte er nach seiner Bauchlandung die ihm angebotenen Bretter zur Weiterbewegung benützt! Während man heute etwas lässig einen Blick in den Himmel tut,

wenn irgendein Unbekannter die Zugspitze kreuzt, wußte man damals genau Bescheid, „wer es war“, so öfters Udet mit seinen kühnen Slaloms in der Luft oder mit dem Segelflug von der Schneefernerscharte gen Ehrwald hinab.

Noch öfters kam ich seinerzeit lediglich aus eigener Kraft zum Platt; es wurden unter anderm Westliche Plattspitze und Nördliche Wetterspitze mit Skihilfe bestiegen. Auf der Scharte zwischen Westlicher Plattspitze und Wetterwandeck rasteten wir mit Vorliebe und konnten gelegentlich kreisende Adler beobachten. Natürlich ließ man sich auch die Route über das Gatterl bisweilen nicht entgehen.

Nach Inbetriebnahme der zwei Bergbahnen erfreute sich die Abfahrt übers Gatterl, die Pestkapelle und die Ehrwalder Alm immer stärkerer Beliebtheit. Leider wird aber in der bei Modetouren nicht seltenen Sorglosigkeit die öfters vorhandene Lawinengefahr zuwenig beachtet, was schon zu Tragödien geführt hat.

Von der Ehrwalder Alm, heute mit drei Stützpunkten versehen, ergeben sich weiterhin lockende und nicht überlaufene Skifahrten in die Mieminger Berge, sichere Verhältnisse vorausgesetzt.

Vom Dreitorspitz- und Kämingebiet

Weihnachten 1900 sah die alte Meilerhütte Hans Leberle, Anton und Otto Heinrich und Otto Schlagintweit als Skibesucher in ihrem bescheidenen Raum. Man mag sich ausmalen, wie einsam sich damals das Dreitorspitzgebiet zur Winterszeit gab! Heute ersteigen die jungen, gewandten Grenzbeamten nicht selten die Leutascher Dreitorspitze bei günstigen Verhältnissen und fahren vom Frauenalpl über den alten Weg, die Steilreiß'n, zum Schachen ab. Zu Ostern wird das Schachenhäus meist vom Bergführer Mathias Dengg bewirtschaftet.

Vom Oberreintal ist zu sagen, daß Dr. Gustav Euringer schon vor vielen Jahren die Oberreintalscharte im Winter erstieg und die Abfahrt unterhalb der Scharte auf Skiern begann. Im Großen Hundstall tummelte sich der als ehemaliger Betreuer der Oberreintalhütte weitbekannte Fischer-Franzl mit Mitgliedern vom „Hochempor“ gelegentlich auf Brettern.

Ins Schachengebiet kam ich zuerst im Jänner 1917 mit dem Partenkirchner „Skiapotheker“ Peter Büttner. Wir übernachteten damals im Forsthaus Grascock, um unsere verschiedenen Vorhaben rechtzeitig hinter uns bringen zu können. Nirgends mehr auf dieser Tour erlebten wir solch tiefverschneiten Wald, glitzernden Rauheif und beißenden Frost als am andern Morgen im tiefen Grund des Ferchenbachs bei der Brücke. Schaudernd wurden die Felle befestigt. Endlich auf der herrlichen, sonnenüberfluteten Terrasse angesichts starrer Wände angelangt, nahmen wir nach einer Rast den kürzesten Weg rechts vom Steilen Kreuz, der zum Schachensträßchen brachte und dieses zur Wettersteinalm. Sie war offen, und nach einer Eßpause zogen wir zum Schachen hinan — was bekanntlich kein Ende nimmt! Es lohnte der großartige Blick vom Schachenvavillon ins Reintal, zum Teufelsgrat und Blassenkamm. Für den ersten Besuch in diesem damals winters so stillen Gebiet genügte uns das Erreichte. Später einmal „tasteten“ wir uns bis zur Meilerhütte vor und zum Söllerpaß; schließlich im Spätfrühling galt es der Leutascher Dreitorspitze. Zurück zur Antrittstour: Über das nahe Schachentor hinweg brachte uns die schöne Fahrt durch das Hochtal In der Nadel an den Abstürzen des Hirschbichlkopfes und der Wettersteinwand entlang wieder zur Wettersteinalm. Von da hatten wir uns noch etwas Apartes vorgenommen, nämlich die Besteigung des Kämitorkopfes durch lichten Wald. Oben warfen wir einen Blick ins „gelobte Land“ des Kämitales, das ich aber erst fünf Jahre später im Winter kennenlernen sollte. Heute schoben wir uns nach einer Steilabfahrt vom Kämitorkopf — bald langsam, bald etwas flotter — nach Elmau und weiter nach Klais hinaus.

Nun zum Kämital. Durch die eiserstarrte Partnachklamm trugen wir die Skier, um sie dann am Ferchenbach anzulegen. Mein Begleiter war Werner Spindler, ein Junge damals,

der noch nichts ahnte von den bemerkenswerten Neutouren im Fels, die er später ausführte. Sein jüngerer Bruder Wolfram stand ihm darin nicht nach.

Die nächste Route von Partenkirchen ins Kämital quert nach Verlassen des Sommerweges das Schachensträßchen und den Bannholzweg, zieht ins Kar und auf die beiden Köpfe. Ich schätze, besonders im Winter, derartige Vorfalkuppen, die gerne als „touristisch unbedeutend“ im Führer stehen! Sie schenken meist einen großartigen Nahblick auf das Hauptmassiv und andererseits die Schau ins weite Land. So ist das hier bei den Kämiköpfen, dem schon erwähnten Kämitorkopf, dem Steilen Berg und Schachentorkopf und schließlich dem Zirbelkopf, der zuletzt zu Fuß betreten wird.

Der Wettersteinkamm endigt im Osten mit der Unteren Wettersteinspitze und läuft in den Vorkuppen Grünkopf und Burgberg aus, die ich wie das schöne Lauter- und Ferchenseegebiet häufig während meiner Mittenwalder Zeit besuchte.

Die Untere Wettersteinspitze erstieg mein Begleiter mit Skibenutzung bis in die markante Rinne hinein, während mich damals eine Sonnenrast auf der weitschauenden Vorkuppe mehr lockte als die anstrengende Wühlarbeit zum Gipfel. Wenn man späterhin nicht den Grünkopf überschreiten mag, nimmt man die Schrägfahrt am nordseitigen Franzosensteig vor. Ich fand sie ebenso unangenehm bei eisigem Harsch wie harmlos bei führigem Firn! Man kommt schließlich im Wald auf einen Querweg, den man nach dieser oder jener Richtung verfolgen mag, bis eine passable Abfahrt zu übersichtlichem Gelände gegeben ist.

Nicht unerwähnt bleiben sollen die reizvollen Mittelgebirgsfahrten von Eckbauer, Hirzeneck und Kranzberg. Ersterer und letzterer sind durch Seilbahnen erreichbar, doch findet man außer Pisten in dem weiten Gelände immer noch eigene Wege, und die nahe Schau zu den Wänden und Zackengraten des Hauptkammes begeistert stets aufs neue, ebenso wie die von den Erhebungen der Klaiser Buckelwiesen.

Skifahrten südlich des Wettersteinscheitels

Das Wettersteingebiet besitzt auf der Südseite keine einzige Alpenvereins-hütte. Jedoch befinden sich auf dem Gelände der Ehrwalder Alm ständig geöffnete Berggasthöfe, die dem langen Übergang Leutasch—Ehrwald zugute kommen. Neuerdings bietet die vergrößerte Hämmermoosalmhütte das ganze Jahr über Unterkunft und Verpflegung. — Die Hütte vom AAVM ist privat.

Es gibt nahe der Leutasch einige, namentlich zur Firnschneezeit lohnende Jöcher und Vorfalkuppen. Da wäre das Scharnitzjoch zu nennen, einerseits über der Wangalm und andererseits über dem Puitental gelegen, so daß sich eine großartige Rundtour ausführen läßt. Schwieriger gestaltet sich die Abfahrt von der früher erwähnten Meilerhütte am Dreitorspitzgatterl durch das Berglental in die Leutasch. Wilhelm Völk, Skipionier mancher Touren in der Umgebung Seefelds und Garmisch-Partenkirchens, hat sie etwa 1921 mit Gefährten im späten Frühjahr unternommen, wie er mir erzählte. Im untersten Teil sollte es schon aper sein, meinte er.

Es sei nun von einer Leutascher Tour berichtet, die mir unvergessen bleibt. Peter Büttner und ich wanderten an einem schönen Nachmittag von Seefeld in die Leutasch, die so um das Jahr 1917 noch ihren Winterschlaf träumte. Heute fährt einige Male im Tag das Postauto zum Gaistalwirt, und bei Weidach hat man einen Skilift erstellt!

Freundliche Bauern nahmen uns seinerzeit zur Nacht auf, und an dem folgenden klaren Märzorgen stiegen wir über die wunderbaren Lärchenmähder und alsdann steiler durch lichte Baumbestände und über freies Gelände zur Wangalm hinan. Immer höhere Gipfel wuchsen im Süden über den Waldbergen von Seefeld, Mösern, Buchen und Oberleutasch empor. Weiter ging's zum Sattel zwischen Teufelskopf und Roßberg, dessen höherer Punkt (2122 m) rasch erreicht wurde. Sichere und sichtige Verhältnisse machten die ganze Tages-

fahrt zur reinen Genußtour. Bei warmer Rast konnten wir uns nicht satt sehen an den hellen Schrofenflanken über uns, an den nahen Mieminger Bergen, am Ausblick auf die zackigen Kaikkögel, Seefelder Dolomiten und Zentralalpen, auf Tal und Mittelgebirge.

Das nächste einsame Hochkar wurde gen Westen durchfahren, um die höhere Kuppe des Schönbergs (2040 m) zu erreichen, und zwar vom Joch nördlich davon. Vom Joch gab es eine führige Schrägfahrt zur alten Rotmoosalmhütte hinab. Eine steile, lange Querung unter den Wänden zum nächsten Joch hatte uns nämlich sportlich nicht zugesagt. Da wir indessen noch nicht genug hatten, ließen wir die Rucksäcke vor der Almhütte und erstiegen dieses Joch zwischen Hochwanner und Predigtstuhl.

Hier bedeutet der vorspringende, niedrige Predigtstuhl eine für Skier nicht zuständige klettermäßige Angelegenheit, während der Ehrfurcht gebietende Hochwanner dann und wann Winterbesuch erhält und zwar meist vom Kotbachsattel her. Dr. Erwin Hoferer mit Begleitung dürfte vor Jahren als erster Skiläufer zum Hochwanner vorgedrungen sein.

Heute wollten wir nicht uferlos weiter westlich schweifen, sondern kehrten dem benachbarten Mitterjöchel den Rücken und gelangten in schöner Fahrt zur Rotmoosalm zurück. An den Hängen des Predigtstuhls, zuerst meist recht steil, dann gemütlicher, ging es zur Leutascher Ache hinab. Unter den Nordabstürzen der Hohen Munde glitten wir im raschen Spätnachmittagsfirn talauswärts. Die felsige Enge der „Ofen“ entließ uns in das sich weitende, liebgewonnene Hochtal der Leutasch.

Das der Leutasch vorgelagerte schöne schneereiche Mittelgebirge gegen Buchen, Mösern, Seefeld, Scharnitz wird teils den Mieminger Bergen, teils der Arnspitzgruppe zugerechnet.

Wenn uns der Lift-Pistenbetrieb am Platt und der Verkehr über das Gatterl gar zu dicht erschienen, flüchtete ich mich mit Gefährten — besonders bei sicherem Firn — gern in das Trauchlet hinab. Da die Querung an der Nordflanke des Hochwannenkopfes unangenehm steil ist, dünkte uns der Aufstieg aus dem Trauchlet gegen den Kotbachsattel geeigneter. Außer Hochwannenkopf und Hoberleinkopf wurde auch einmal spät im Frühling mit Skibenutzung der Hochwanner bestiegen. Vom willkommenen Rastplatz an den Steinernen Hütteln ergibt sich ferner der Übergang beim Mitterjöchel zur schon erwähnten Rotmoosalm.

Mir wurden die gedehnten Wege zwischen Ehrwald und dem Leutaschtal angesichts der großartigen Landschaft nie allzu lang, sei es auf den Brettern oder, sie im Frühling teilweise schulternd, nach den noch ergiebigen Skifreuden am Platt und um die Steinernen Hütteln.

So habe ich in all den Jahrzehnten im Wetterstein das erlebt, was man im Winter und Frühling dort sowohl an unberührtem Gelände und abgeschiedenen Stützpunkten als an Technik und Massenbetrieb erleben mag!

Zwischen Ortler und Col di Lana

VON SEPP JÖCHLER

(Mit 5 Bildern, Tafel XII und XIII)

Die kühnste Seite des höchsten Berges unserer Tiroler Heimat, die Nordwand des Ortlers, ist eine der berühmtesten, aber auch berüchtigtsten Eisfahrten der Ostalpen. Seit der ersten Begehung durch Hans Ertl und Franz Schmid im Jahre 1931 hatte die Wand jahrzehntelang Ruhe. Erst knapp vor uns glückte zwei Innsbrucker Kameraden die zweite Begehung. Nun waren wir an der Reihe und wollten die dritte Begehung dieser Wand versuchen. Im Juli 1956 war es dann so weit.

„Nur wer es über sich bringt, sein Leben und das seiner Gefährten völlig zu mißachten, der wird diesen Aufstieg ernstlich versuchen.“ So steht es in Richters „Erschließung der Ostalpen“.

Diese sonderlichen Worte beschäftigen uns beim Aufstieg zur Tabarettahütte. Hubert, der Initiator dieses Unternehmens, denkt vielleicht am wenigsten über die Wirklichkeit nach, denn er will ja in die Wand, und Franz, der Jüngste von uns dreien, hat zu viel jugendlichen Schwung und Tatendrang, um Angst vor dieser Tour zu haben. Mir selbst ist fast klar, daß es morgen einen gemütlichen Tag geben wird — es regnet nämlich! Dazu verhindert starker Nebel, dem Berg in seine verwegene Seite sehen zu können. Vielleicht beeinflußt uns noch eine überirdische Macht, denn wir kommen auf einmal bei einer Abkürzung vom Wege ab und versuchen jetzt, triefnasse Almrauschstauden durchkämpfend, den richtigen Weg zur Hütte zu finden, was uns nach einigen Mühen gelingt.

Der Wirt will gerade ins Bett. Er mag sich denken: was sind das für Bergsteiger, die eine halbe Stunde vor Mitternacht auf die Hütte kommen, eine halbe Stunde nach Mitternacht in die Nordwand einsteigen und in der Zwischenzeit in einem Bett schlafen wollen. Eigentlich könnten wir uns mit dem Abendessen etwas mehr Zeit lassen, dann wär's auch gleichzeitig unser Frühstück. Ich lege mich befriedigt in die Federn, im Glauben, das Weckergerassel um halb ein Uhr werde sich kaum unterscheiden vom Regengeprassel an den Fensterscheiben. Der Sturm werde dazu heulen, wir könnten uns im Bett umdrehen und denken: wer weiß, für was es gut war! Das Zittern vor dem Gang zu einer großen Wand wird einem erquicklichen Schläfe Platz machen. Aber wie es so oft ist, gerade dann, wenn man sich auf den Regen freut, wird es schön, und so rasselt eben der Wecker. Das Wetter scheint besser zu werden, und so brechen wir auf.

Bald sind wir unten am Ferner und steigen zuerst über immer steiler werdenden Firn hinauf zum Beginn der breiten Rinne, die durch die Nordwand herunterzieht.

Mir ist heute nicht besonders wohl. Ich will zurück, um meinen Freunden nicht hinderlich zu sein, aber sie wollen mich nicht allein absteigen lassen. Das Eis wird immer steiler, es wird Zeit, das Seil anzulegen, und wir machen auf einer Kanzel 400 Meter über dem Einstieg Rast. Ich denke immer noch an eine Umkehr und bin froh, mich niedersetzen zu können.

„Sepp, steh auf“, mahnt Hubert, „geh weiter, ich geb' dir ein gutes Mittel und dir wird gleich besser sein.“ — Wir blicken über die Flanke entlang hinunter zum Tabarettaferner. Die Hütte liegt verlassen und still drüben auf dem Moränenrücken, man sieht sie kaum. Vereinzelt erkennen wir die Lichter im oberen Etschland. Der Himmel ist frei. Die

Nebel haben sich verzogen, es scheint ein klarer Tag zu werden. Nur ein schwarzgelber Wolkenstreifen schwebt wie ein Strich am weiten Horizont. Die Eiskristalle, die über die hohe Wand herabrieseln, rauschen unaufhörlich. Es ist wie schwere Musik, die manchen Menschen ergreift und nachdenklich stimmt. Warum sind wir heute nicht auf dem Normalweg zum Ortler? Warum haben wir nicht einen zahmen, gefahrlosen Berg gewählt, warum sind wir gerade hier und nicht daheim bei Frau und Kind, zumindest auf der Hütte in warmen Betten? Wer kann uns schon eine Antwort darauf geben? Es ist nicht nur der Ehrgeiz allein, der den Bergsteiger hierher treibt. Es muß Liebe sein. Die Liebe zum Berg, zum Sport, vielleicht die Liebe zum Leben. Das Bergsteigen ist hart und kann vom Menschen viel verlangen, aber die Berge geben wieder viel zurück. Ich hatte in frühen Jahren ein Erlebnis, das mich bis zum Lebensende begleiten wird, so unauslöschlich ist es in meinem Inneren. Damals schloß ich Freundschaft mit allen Bergen, ob groß oder klein.

Als mich jetzt Hubert aufmuntert, bin ich entschlossen, mitzumachen. Jetzt scheint alles überwunden zu sein und ich fühle wieder Sicherheit. Das Abenteuer beginnt. Immer steiler wird das Eis, blank und gefährlich, der Pickel schlägt zarte Kerben, vereinzelt singt ein Haken, man merkt die Ausgesetztheit unter den Füßen und spürt das Herz juchzen in der Brust. Ja, es ist etwas Wunderbares, im steilen Eis zu stehen, umgeben von haltlosen Flanken, vertrauend auf die Verlässlichkeit der Kameraden, Schritt für Schritt überlegend und gewinnend. Nicht jeder würde den Mut haben, hier zu sein. Das erfüllt uns mit Stolz und Freude. Und dennoch sind wir normale Menschen, die auf das Leben achten. Es verbinden uns die Gedanken mit dem Tal, wir fühlen förmlich, nicht allein zu sein, obwohl man sich in dieser riesigen fast 1400 Meter hohen Wand wie verloren vorkommt — als kleine Punkte, ein Nichts in dieser großartigen, eindrucksvollen Umgebung. Der Wirt von der Tabarettahütte wird unseren Aufstieg jetzt mit seinem Glas verfolgen. Wir haben seine guten Wünsche mit in die Wand genommen.

Die Schlüsselstelle ist die Umgehung des überhängenden Wandgürtels. Franz geht diese schwierige Stelle an. Es ist eine Beruhigung, ihm zuzusehen, wie er den überhängenden Eisriß überlistet. Hubert und ich verstummen, wir konzentrieren uns ganz auf Franz. Sein keuchender Atem ist hörbar. Eisschollen prasseln über uns hinweg, das Seil läuft langsam über meine Schulter, es stockt, die Haken singen in das spröde Eis, das Seil schlängelt sich wieder aufwärts, der Pickel blitzt in der Sonne, Franz hat es geschafft. Bravo! Das war nicht leicht.

Dann folgt die sehr steile Flanke bis zum Plateau unter dem Gipfel. Sie ist lang und gefährlich. Tiefer Pulverschnee hemmt das Tempo. Es sind keine Schwierigkeiten für uns, aber der Gedanke, daß der Hang als Lawine abgehen könnte, macht uns stumm. Ich denke ständig nach, wie man sich aus einer solchen Situation retten könnte, wenn eine Lawine . . . , dann fällt es mir ein: es kann einfach nicht sein, der Hang wird nicht brechen, die Berge sind heute alle so friedlich . . . ich jedenfalls liebe sie, die Berge! Glücklicherweise erreichen wir den Gipfel.

Am Abend sagt der Wirt: „Us habts es guat gepackt!“ Freudig huschen die Augen über die Flanke. Ich glaube, für uns drei ist es jetzt ein beglückender Anblick. Der Weg über die Nordwand ist steil, aber er war wirklich schön und nicht so schwierig, wie wir ihn auf Grund von Beschreibungen eingeschätzt hatten. Immer, wenn wir nach Südtirol kommen und den Ortler sehen, crinnern wir uns für einige Augenblicke, daß uns damals das große Glück beschieden war, den höchsten Gipfel unserer Tiroler Bergheimat auf dem schwierigsten Wege erreicht zu haben.

*

Drei Jahre später steht unser kleines Zelt wieder hinter Sulden, umgeben von den letzten Wetterzirben. Die Flanke der Königswand leuchtet noch einmal schwach in der Abendsonne, bis plötzlich der Gipfel wie ein Feuerstrahl am Himmel verglimmt. Wir sahen heute so viel Schönes auf der Fahrt durch Südtirol, daß wir alle gleich schlafen.

Der Gletscherbach rauscht, der Fallwind — im Herbst schon ganz frisch — knattert zuweilen am Zelt. In aller Früh schlüpfte ich aus dem Schlafsack, es zieht mich sehnsüchtig hinauf, um zu schauen. Meine Frau und die Kinder — ich hatte damals zwei — merken kaum etwas von meinem Aufbruch. Nach einer halben Stunde tut sich das Wunder erneut vor mir auf: die Sonne streichelt die höchsten Spitzen und Wände. Was das für ein Feuer ist! Ich erlebe, wie schon so oft, einen wunderbaren Tagesbeginn. Das Tal schläft noch, während die Wände zu leben beginnen. Mit einem Fernglas betrachte ich die Königswand. Sie scheint mir heute viel steiler als damals, wo wir um dieselbe Zeit schon beim Einstieg der Nordwand rasteten, die uns beim Sonnenaufgang unheimlich und abweisend erschien. Heute steht sie freundlich drüben, sogar friedlich. Wir beide haben eben schon Freundschaft geschlossen, vor vier Wochen. Über die „Minigerode-Führe“ konnten wir damals den Gipfel erreichen. Jetzt spüre ich gar kein Verlangen, dort drüben zu sein. Ich bin glücklich und zufrieden, diesen königlichen Berg von hier aus betrachten zu können. Der Sehnsuchtsdurst nach dieser Wand ist schon gestillt.

Wie viele Perlen Südtirols konnte ich schon sammeln! Eine Unzahl. Da müßte man eigentlich zufrieden sein. Seit meiner ersten Bergfahrt in Südtirol reihte sich Gipfel an Gipfel. Viele davon sind unvergeßliche Erlebnisse. Wie war es doch einst bei meiner ersten Südtiroler Fahrt?

Mein Bruder Hans begleitete mich zur Regensburger Hütte in den Geißlern. Wir waren voller Auftrieb und Freude und beschlossen am Abend beim Weine, am nächsten Tag die Fermeda-Ostwand zu machen. In der Frühe trommelte es regelmäßig auf das Blechdach und machte manche Hoffnung der Kletterer zunichte. Hans und mir mochte der Regen nichts anhaben, wir wollten unbedingt in die Wand. Hinaus ging es in den Regen, bis wir durch den dichten Nebel die ersten Felswände erkennen konnten. Ich holte den Dolomitenführer aus dem Rucksack und sagte zu Hans: „Weit weg vom Einstieg sind wir nimmer!“ Da Hans die ersten Sätze von der Wandbeschreibung schon geläufig waren, meinte er: „Jetzt sind wir richtig!“ Kaum hatten wir das Seil umgelegt, kamen zwei Freunde daher, Rudi und Hermann.

„Wo geahs ös hin?“

„Fermeda-Ostwand!“

„Ös Spinner, bei dem Wetter!“

„Wir haben ja a Beschreibung.“

„A so! Dann gehn wir a.“

„Bärig!“

Ich las zum wiederholten Male im Führer: „... über großes Blockwerk — zum ersten Abbruch — ein kurzer, schwieriger Kamin...“ Hans sagte, daß es stimme. Mit einiger Phantasie paßte die Beschreibung wirklich. So kamen wir auch zu einem „auffallenden Felszahn und zu einer Wand, über der brüchige Klippen überhängen“. Es regnete noch immer, und dichter Nebel hing an den Felsen. Die steile, seichte Verschneidung, die das „Märchenbuch“ beschrieb — so bezeichneten unsere Freunde meinen Führer —, war einfach nicht zu finden. Einer meinte, es ginge besser, wenn ich kletterte und er lese.

Nach einigen Seillängen, die alle gleich naß waren, standen wir auf dem Gipfel. Der Regen ließ etwas nach, die Nebel verzogen sich, da kam es wie aus einem Munde: „Da drüben ist ja die Fermeda-Ostwand?“ Und zu mir gewendet: „Du Esel du!“ Tatsächlich standen wir auf der Cises-Odla. Ich wollte die Sache wieder gutmachen, überredete die anderen, und fünf Stunden später saßen wir wirklich auf der Fermeda. Leider goß es wieder in Strömen und kein Mensch wußte in dem Nebel, wo wir auf einer leichten Route absteigen konnten. Hermann hatte einen grandiosen Einfall: er möchte das Buch haben, er lese mir vor und ich solle danach absteigen. Nach zwei Seillängen war mir klar, daß bei aller Kletterkunst solche Schwierigkeiten nicht mehr zu meistern sind und gab das Kommando zum Aufziehen. Ich riß dem Hermann das Buch aus der Hand, las darin eine Weile, dann konnte ich ihm ganz ungeschoren beibringen, daß er der noch größere

Esel wäre, weil er mir den Abstieg von der Kleinen Zinne vorgelesen hätte. Ich sollte sie später noch ausgiebig kennenlernen, die Drei Zinnen.

Sie sind ein Sinnbild der Erhabenheit und Schönheit. Wäre es vermessen, wenn man sich nicht auch mit der Nordwand der Großen angefreundet hätte? Vielleicht ist mir diese Wand gerade deshalb so in Erinnerung, weil uns ein furchtbarer Wettersturz ahnen ließ, wie sehr wir auf die Gunst desjenigen angewiesen sind, der die Berge erschaffen hat.

Damals schlugen die Blitze ununterbrochen in der Nähe ein. Es krachte, daß man nicht mehr zu hoffen wagte, mit dem Leben davonzukommen. Bäche von Wasser rauschten über uns hinweg. Wir hingen in einer Seillänge oberhalb des 30-m-Querganges in freier Kletterei. Kein Haken sicherte uns beide, da das Wetter so plötzlich gekommen war, daß für die Sicherung keine Zeit mehr blieb. Plötzlich kam ein Blitz entlang eines Wasserstrahles gerade auf mich zu. Mir riß der elektrische Schlag die linke Hand nach hinten und ich sah nur noch, wie der Blitz dem Seil nach hinunterzüngelte. Ernst, der fast aus seinem Stand geschleudert wurde, klammerte sich wie ein Mauersieger an den senkrechten Fels. Ich wußte es damals schon deutlich: man muß die Berge lieben!

Wie viele stolze Südtiroler Gipfel habe ich eigenartigerweise mit einem Wettersturz in Erinnerung: den Cimone della Pala, den Langkofel, den Monte Pelmo, die Tofana . . .

Walter und Rudl hatten uns mit ihrem Auto zum Tofana-Pfeiler gebracht und wollten uns wieder nach Hause bringen. Die Schwierigkeiten waren aber doch größer als wir erwartet hatten, und so mußten wir in der Wand ein Freilager beziehen. Wir jodelten von unserem Biwakplatz hinunter, zum Zeichen, daß bei uns alles in Ordnung sei, trotzdem führen sie nicht ohne uns nach Hause. Ich empfand dies als ein Zeichen großartiger Freundschaft, die man kaum jemals zurückgeben kann. Die beiden waren nämlich Familienväter und hatten zu Hause nicht gesagt, daß sie am Sonntagabend nicht heimkämen — und dies alles wegen uns, weil wir nicht in einem Tage durch die Wand kamen!

Unser Biwakplatz war einmalig. Ausgesetztster könnte man nicht „wohnen“. Fast zwei Drittel des Pfeilers lagen schon hinter uns. Es war ein harter Tag gewesen. Den einzigen Haken, den wir in dieser schweren Wand vorfanden, hätte ich am liebsten vergolden lassen, denn daran hing unser Leben. Hermann schuftete schon über eine Stunde an einer überhängenden Stelle. Es schien ihm, dem fast alles gelang, ein Weiterkommen rätselhaft. Ich lag 20 Meter darunter auf einem Band und sicherte ihn. Ich lag deshalb, weil der Platz hiezu wie geschaffen war, und ich hätte auch sonst vom langen Hinaufschauen die Genickstarre bekommen. Dann muß ich eingeschlafen sein. Wie lange? Ich hörte etwas, sah einen Schatten vorbeihuschen, dann riß mich das Seil, das um meine Schulter lief, mit einem Ruck aus der liegenden Stellung — ich stand. Draußen in der Luft, einige Meter entfernt, hing Hermann, wie eine Dreifaltigkeitstaube. Ein paar Pendler, Hermann erfaßte den Fels, stieg wortlos an mir vorbei und verbiß sich wieder im Überhang. Er schämte sich, und ich mich noch mehr, weil ich nicht bei der Sache war. Nach Überwindung dieser „gesalzenen“ Seillänge war die Nacht auch da. Biwakvorbereitungen gab es keine, da wir uns schlauerweise nicht darauf eingestellt hatten. Was tut man in einer langen, schlaflosen Nacht, in Seilschlingen hängend? Singen und wieder singen! Wir stahlen Melodien aus neuen und alten Schlagern und machten selbst die Texte dazu, eine Strophe Hermann, die nächste wieder ich. Das „... ziwui ziwui ziwuia“ von unserer „555. Strophe“ des Höttinger Vögelfangerliedes klang schon etwas verzagter, denn es schneite lautlos und friedlich, als sollten wir nicht merken, welche Schwierigkeiten uns am nächsten Tage erwarten würden . . .

Meine Sehnsucht nach den Bergen kam nicht von ungefähr. Mein Vater, der in den Dolomiten aufgewachsen war, kannte die meisten Berge seiner Heimat, auch die schwierigen. Er hatte sie mit weit bescheidenerer Ausrüstung und nach langen Fußmärschen bestiegen. Unser erster gemeinsamer Dolomitengipfel war der Col di Lana, der heiß umkämpfte Berg des ersten Weltkrieges. Mein Vater war seit der Sprengung des Gipfels nicht mehr hierhergekommen, vier Jahrzehnte lagen dazwischen. Unterhalb des gespreng-

ten Gipfels fand er seine ehemalige Stellung. Er wandte den Blick von mir ab und wischte sich seine nassen Augen. Ich sah, daß er weinte. Waren es die Erinnerungen an seine Jugend, die ihn übermannt hatten, oder war es der Schmerz über die verlorene Heimat, für die er vergeblich gekämpft hatte?

*

Ein Auerhahn streicht unweit von mir vorbei und schreckt mich aus meinen Gedanken auf, die Erinnerungen in mir wach werden ließen an einstige Fahrten und unvergeßliche Gefährten.

*

Ich muß wieder hinunter zum Zelt, zu meinen Lieben. Ich möchte ihnen ein königliches Frühstück bereiten am Fuße der Königswand.

In den Karnischen Alpen

VON KARL KOLAR

(Mit 2 Bildern, Tafel XIV und XV)

Die Karnischen Alpen, die den scharf begrenzten Gebirgszug im Süden des Gailtales in Kärnten umfassen, erstrecken sich von Sillian im Westen bis in die Gegend von Villach im Osten. Es wird kaum ein anderes Gebiet der Ostalpen geben, das sich durch eine ebenso abwechslungsreiche Gliederung der Bergformen auszeichnet wie dieses Grenzgebirge zwischen Österreich und Italien. Aber nicht nur in politischer, sondern auch in klimatischer und ethnologischer Hinsicht hat die Karnische Kette große Bedeutung. Hier liegt die Grenze zwischen der mitteleuropäischen und der mediterranen Fauna und Flora. Hier ist die Sprachscheide, an der Hauptvölker Europas aneinanderstoßen. Deutsche, romanische und slowenische Volksgruppen treffen sich hier. In der Bauweise der Häuser kann man die ethnologische Zugehörigkeit der Bewohner der Siedlungen erkennen. Die italienischen Gebäude mit dem flachen Dach, der Campanile von Pontebba stehen in deutlichem Gegensatz zu den hohen Giebeln der deutschen Häuser und den Spitztürmen der Kirchen im Lesach- und Gailtal.

Im Gartnerkofel (2195 m) im Osten der Gruppe finden wir einen Berg, der durch die seltene blaue Blume, die *Wulfenia carinthiaca*, weltbekannt wurde. Die *Wulfenia* gehört zu den interessantesten Pflanzen der Alpen, sie wird außer an wenigen Stellen in Albanien und Syrien nur noch im Himalaja gefunden.

In den riesigen Kalkklippen um den Wolayersee, der Kellerwand (2769 m), der Hohen Warte (2780 m), des höchsten Gipfels der Karnischen Kette, und des Biegegebirges, finden wir den schönsten Teil dieser weltabgeschiedenen Landschaft.

Der Giramondopaß führt uns weiter nach Westen zum einsamen Monte Avanza (2481 m) und zum Kletterberg Ciadenis (2439 m). Der Hochweißstein (2693 m), der Monte Peralba der Italiener, ist ein gewaltiger Felsklotz, der durch seine umfassende Aussicht berühmt ist.

St. Lorenzen ist der schönstgelegene Ort des Lesachtales. Wenn man, so wie wir bei einer Führungstour der Sektion Edelweiß es taten, nach Bergfahrten in den Lienzer Dolomiten über den Zochenpaß nach Süden wandert, kommt man in das Tal der Gail. Unser Weg nach St. Lorenzen führt uns am gotischen St.-Radegund-Kirchlein mit dem Christophorusfresko, von dem es heißt, daß man an dem Tag, an dem man es sieht, nicht stirbt, vorbei. Die Kette der Karnischen Alpen liegt mächtig vor uns. Breit den Horizont nach Süden abschließend, sehen wir die Zacken der Raudenspitze, des Hochweißsteins und des Ciadenis.

Von St. Lorenzen, in dessen Nähe wir durch einen Soldatenfriedhof an die Kämpfe 1915—1917 erinnert werden, haben wir einen umfassenden Blick ins Frohntal und sehen unseren Aufstiegsweg zum Hochweißsteinhaus des ÖAV. Wir haben uns im Ort neu verproviantiert und auch erkundigt, ob das Schutzhaus noch bewirtschaftet ist. Es ist die dritte Woche im September — viele Hütten sind bereits geschlossen.

Zeitig am Morgen verlassen wir die Siedlung, steigen zur Gail ab und auf Waldwegen an der Südseite des Tales zur Höhe empor. Die letzten Höfe bleiben hinter uns. Wir bestaunen die eigenartigen Heutrockengestelle, die „Harpfen“, die aus zwei hohen, senk-

rechten Stangen, die mit Querstangen verbunden sind, bestehen. Nach stundenlangem Wandern, an der Ingridalm unter den düsteren Nordwänden der Raudenspitze vorbei, erreichen wir das Hochweißsteinhaus. Diese gepflegte Schutzhütte der Sektion Austria liegt in unmittelbarer Nähe der Staatsgrenze. Wir sind zu dieser späten Jahreszeit die einzigen Gäste. Das Wetter ist schön. Ein Tag nach dem anderen voll Sonne, Wärme und Licht!

Am nächsten Tag wollen wir zur berühmten Aussichtskanzel, zum *Hochweißstein*. Früh steigen wir über Johanns Eben, vor der das Schutzhaus liegt, auf bezeichnetem Steig zum Hochalpljoch auf, über das die österreichisch-italienische Grenze verläuft. Wir sehen keinen Menschen, leer und einsam liegen die Berge, die Täler und Jöcher im strahlenden Sonnenlicht. An Festungsbauten auf italienischem Gebiet, die verlassen mit leeren Fensterhöhlen drohen, vorbei steigen wir den leichten Felsensteig zum Hochweißsteingipfel hinauf. Die Rundschau wird immer umfassender und schöner. Wir überblicken die Berge der Karnischen Kette, sehen im Osten das Biegengebirge und die Hohe Warte. Der Großglockner mit den Hohen Tauern und die Lienzer Dolomiten grüßen von Norden, die Sextener Dolomiten, der Antelao und der Pelmo begrenzen das Panorama im Süden.

Da, wieder eine Erinnerung an den Krieg. Eine Kaverne führt unterhalb des Gipfels in den Berg, schwere Betonmauern umschließen die Höhlenöffnung. Der Hochweißstein war zu Beginn der Kämpfe 1915 unbesetzt geblieben. Nur eine kleine österreichische Wache war an der ostseitigen Schulter des Berges stationiert. Erst als die Italiener diese Feldwache überfielen, kam der Kampf um den Berg in Gang. Der Hochweißstein konnte jedoch bis Kriegsende in österreichischem Besitz gehalten werden. Bei den Kämpfen opferte Fabio Monti, ein italienischer Bergführer, am 8. August 1916 sein Leben, als er vergeblich versuchte, die Österreicher durch einen Überfall zu vertreiben. An Fabio Monti erinnert eine Marmortafel bei der Kaverne am Hochweißstein und eine Gedenkschrift auf dem Kriegerfriedhof in St. Lorenzen. Eine schöne Geste der Achtung vor der Tapferkeit des Feindes! Die Opferbereitschaft Fabio Montis kann mit dem Heldenmut Sepp Innerkoflers, des Sextener Bergführers, verglichen werden, der am Paternkofel für seine Heimat starb.

Der Monte Ciadensis ist nur Kletterern zugänglich. Vom Hochweißstein sieht man seine sehr steile Westflanke, sieht seinen viertürmigen Grat, an den sich ein fünfter Turm, die Spitze, anschließt. Als zweiten Gipfel des Tages ersteigen wir diese unheimlich glatt und schwer aussehende Westwand des *Ciadensis*. In der Nähe verliert diese Kalkwand aber viel von ihren Schrecken; in rauen, griffigen Rinnen, auf schuttbedeckten, abfallenden Bändern klettern wir aufwärts. Nur die Ausgesetztheit, der haltlose Blick in die Tiefe zu den grünen Matten des Bladnerjoches, das Pfeifen der losgetretenen Steine, die ohne Aufschlaglaut wie in Watte versinken, bringen uns die Gefahr zum Bewußtsein, die ein Sturz herbeiführen würde.

Wie böse Augen sehen drei Kavernenöffnungen vom Gipfel des Ciadensis nach Norden. Sie stammen aus Mussolinis Zeiten. Schon 1916 versuchten die Italiener, den Gipfel des Ciadensis zu durchbohren, um St. Lorenzen unter direkten Beschuß nehmen zu können.

Lothar Patéra erstieg als erster Tourist den SW-Grat des Hochweißsteins, der schöne, mäßig schwierige Kletterei bietet. Über den Zustieg von Norden wurde der Berg schon von alters her erstiegen. Als erster erkletterte Heinrich Prunner am 17. September 1896 den Gipfel des Ciadensis. Ein italienischer Gemsjäger, der vorher diesen Versuch gewagt hatte, war tödlich abgestürzt.

Vom Hochweißsteinhaus kommt man auf zwei Wegen zur Pichlhütte am Wolayersee. Man kann vom Öfnerjoch, knapp ober dem Hochweißsteinhaus, auf österreichischem Gebiet bleibend, über die Raudenspitze und die Obergailalm in sehr langer Wanderung zum Giramondopaß und zur Wolayeralm gelangen. Oder man kann, wesentlich kürzer und ebenso schön, über italienisches Staatsgebiet gehen. Vom Öfnerjoch führt der Weg über die Fleonsalmen unter der wilden Nordwand des Monte Avanza zur Casera Sissanis.

Wieder aufsteigend, kommt man zum kleinen Bordagliasee und erreicht den Giramondopaß.

Wir gehen den italienischen Weg. Da wir keine vidierten Pässe besitzen, haben wir gezögert, die Grenze so lange Zeit — einen halben Tag — zu überschreiten. Aber wir bereuen es nicht, den südlichen Weg gegangen zu sein. Nicht nur, daß wir keinen Grenzer sahen, wir trafen auch sonst außer einem einsamen Förster, der in Begleitung seines Hundes am Bordagliasee wanderte, keinen Menschen.

Das Fleonstal zwischen Avanza, Raudenspitze, Steinwand und Kreuzen ist ein Blumenparadies schönster Alpenkräuter. Der Gegensatz zwischen Kalkgebirge und Schieferboden bestimmt den Gegensatz der Pflanzendecke dieser Täler. Herrlicher Lärchenwald, Alpenrosengebüsch und Zwergwacholder begleiten uns. Breite, sonnige Weideflächen werden von Legföhrenbeständen begrenzt, und große Felsblöcke tragen in ihren Ritzen Silberwurz, Steinbrech, Kreuzblütler und Fingerkräuter.

Vom *Giramondopaß*, wo man wieder Österreich betritt, steigt man zur Wolayeralm ab. Wir befinden uns in dem ungeheuren Felszirkus des Biegengebirges. Die senkrechten, unersteiglich scheinenden Kalkwände des Wolayerkopfes, der Cima di Sasso Nero, des Monte Canale und des Seekopfes umschließen die Obere Wolayeralm in einem unbeschreiblich schönen und wilden Panorama.

Wir sind schon viele Stunden unterwegs. Außer einer kurzen Rast beim Brunnen der Unteren Fleonsalm und einem Bad im Bordagliasee sind wir pausenlos gegangen. Die schweren Rucksäcke drücken, die heiße südliche Sonne dörrt uns aus, die Zunge klebt am Gaumen, und der salzige Schweiß verkrustet das Gesicht. Ich habe viele Farbphotographien gemacht. Die bunte Pracht der Alpenblumen, das Blau der Enziane, das Rotbraun des Herbstes habe ich festzuhalten versucht. Wir lieben die Schönheit und die Einsamkeit der Berge. Und was wir lieben, möchten wir gerne besitzen, wollen wir nach Hause mitnehmen, um es wieder sehen und erleben zu können. Das Wunder, das uns diese Wünsche erfüllt, ist die Photographie, das farbige Dia oder das Schwarzweißbild.

Ist auch der südliche Weg wesentlich kürzer als der Weg über die Raudenspitze, so ist doch der Tag bald zu Ende, wenn man die Pichlhütte erreicht hat. Dieses Alpenvereinshaus liegt im Herzen der Karnischen Kette. Der Wolayersee, ein kalter, dunkler Gebirgssee, dürfte aus einer Doline entstanden sein. Er hat seinen — unterirdischen — Hauptabfluß nach Norden, ein Umstand, dem wir es verdanken, daß der See bei der Grenzziehung in Österreich verblieb. Wie ein Auge Gottes liegt er zwischen den Bergen, inmitten der Steilwände des Seekopfes und der Seewarte, des Frauenhügels und des Rauchkofels blickt er gegen den Himmel.

Wir sind im Lieblingsgebiet des Hofrates Ing. Eduard Pichl, des Alpenvereinsvorsitzenden der dreißiger Jahre, der erst vor einigen Jahren, hochbetagt, im Salzkammergut starb. Pichl verdanken wir es, daß die zerschossene Wolayersehütte, die jetzt seinen Namen trägt, wieder aufgebaut wurde. Mit Mitgliedern der Jungmannschaft der Sektion Austria führte er in diesem Berggebiet viele Neubegehungen durch. Die „Austriasharte“, ein Übergang zwischen Cima di Sasso Nero und Wolayerkopf, verdankt Pichl den Namen. Er und sein Vorgänger Lothar Patéra waren die eifrigsten Erschließer und Pfadsucher der Karnischen Alpen.

Schwere Kämpfe tobten in dieser gottgesegneten Landschaft. Auch heute noch, nach 45 Jahren, finden wir Granatköpfe, Stacheldrahtreste, verfallene Schützengräben und Bunker. Breitet auch die Natur den Mantel der Vegetation über die Wunden, die ihr die Menschen geschlagen haben, so vergehen doch Jahrzehnte, bis der Schaden geheilt ist.

Der schönste Aussichtsgipfel ist der leicht ersteigbare Rauchkofel. Grandios das Panorama der Kellerwand, der Hohen Warte und der Seewarte. Der edelweißreiche Mooskofel mit dem schwer ersteigbaren Mooskofelturm, der Tiefblick ins Wolayeral und die Kette der Hohen Tauern entzücken uns im Norden.

Am nächsten Tag steigen wir über den mäßig schwierigen Weg Koban-Prunner durch die Nordwand der *Hohen Warte* auf den schönsten Gipfel dieser Bergwelt, den die Italiener den *Monte Coglians* nennen. Pichl nennt diese Führe eine prächtige Felstour. Gewaltig ist das Erlebnis der düsteren Nordwand, in die man vom Valentintörl aus über Platten und eine Verschneidung einsteigt. Ein Drahtseil erleichtert eine etwas unangenehme Kletterstelle, man erreicht das breite, steil abfallende Schuttband in der Wandmitte. In der Beschreibung lesen wir von einem Schneekar. Durch den langen, heißen Spätsommer ist jedoch kein Schnee vorhanden. Farbtupfen am westlichen Ende des Schuttbandes, das uns schräg aufwärts geführt hat, leiten zum Einstieg in den oberen Teil der Wand. Eine Verschneidung, ein Kamin, einige verrostete Drahtseile, die nicht ganz zuverlässig scheinen, bringen uns steil auf den Westgrat des Berges. Weit wird der Blick! Wir klettern über die luftige Gratschneide, wir balancieren über Spalten im Grat und übersteigen Felsblöcke. Dann sind wir auf dem Gipfel.

Der besondere Reiz der Aussicht liegt in den bezaubernden Talblicken. Man sieht das Valentintal bis nach Kötschach, das Wolayertal bis zum Gailtal. Man sieht weit nach Süden in den Canal di Gorto und in die Täler bei Sappada, Collina und Sigiletto. Von dem grünen Friaul bis zum Tagliamento, von der Ebene von Udine bis zu den wilden, chaotischen Gipfeln der Dolomiten reicht unser Blick. Und unmittelbar unter uns die senkrechten Wände der Seewarte, das zerrissene Bild der Kellerwand, das Riff des Mooskofels.

Der Wiener Paul Grohmann, der Dolomiten-Grohmann, wie er genannt wurde, war der Erstersteiger der Hohen Warte, die nach langem Streit der Wissenschaftler als der höchste Gipfel der Karnischen Hauptkette erkannt wurde. Am 30. September 1865 gelang ihm die Ersteigung von der Südseite aus. Der Bauer Kofler aus Sittmoos fand 1895 einen Durchstieg durch die Nordwand, der sich zum größten Teil mit dem von uns begangenen Weg deckt.

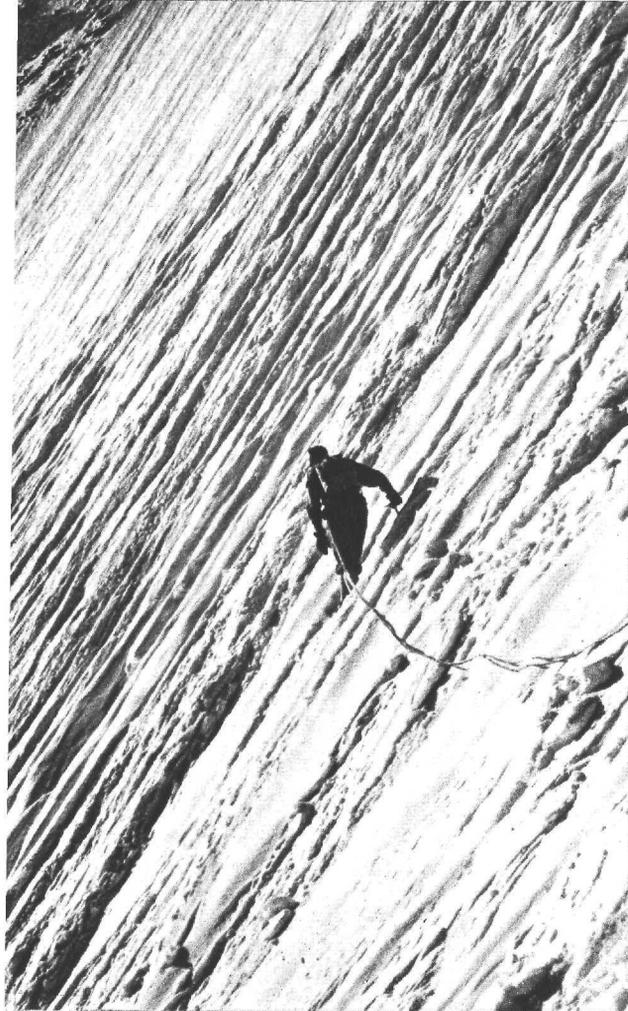
Die Italiener, in deren Händen sich der Monte Coglians seit dem Beginn der Kämpfe im Jahre 1915 befand, bauten den Gipfel zu einer Festung aus, errichteten einen Kriegsteig über die Südflanke und bestrichen mit ihren hinaufgeschafften Gebirgsgeschützen die Stellungen der tiefer postierten Österreicher, denen sie sozusagen in die Suppe sehen konnten.

Wir steigen diesen Kriegsteig nach Süden ab, um über Collina und das Wolayertörl zur Pichlhütte zurückzukehren. Wieder treffen wir auf kein polizeiliches Hindernis; friedliche Bergsteiger sehen staatspolitisch ungefährlich aus. Im letzten Haus von Collina, dem kleinen Schutzhaus „Plan di Val di Bos“, kehren wir ein und erhalten den billigen und guten italienischen Wein, den wir nach der anstrengenden Tour genießen.

Der Aufstieg zum Wolayertörl ist noch lang. Faszinierend ist der Blick in die Südseite der Seewarte. Sigi Trutschnigg, der Hüttenwirt der Pichlhütte, der sich uns angeschlossen hat, erzählt von Bergunfällen, die sich in diesen wilden Wänden zugetragen haben. Er erzählt von dem äußerst schweren Felsturm, der „Cala Maria“, einem Vorbau der Seewarte, der tragische Opfer von jungen Kletterern erfordert hat. Er erzählt von Wetterstürzen, die die Seewarte zur tödlichen Falle für Vater und Tochter werden ließen. Wir betrachten mit Ehrfurcht und Erschütterung die Stätten von menschlichem Leid und Tod, die aber auch höchstes Lebensgefühl und Freude über den Berg geschenkt haben.

Am Abend, die Kellerwand ist rotglühend im Dunkel der Nacht versunken, feiert Sigi, der Hüttenpächter, das Ende der Saison. Wir wenigen Gäste betrachten das Schauspiel der Leuchtraketen, die Sigi über dem Wolayersee abschießt. Das Krachen des Abschusses wird im wiederkehrenden Echo von den Felsen zurückgeworfen, das Glitzern der farbigen Leuchtkugeln spiegelt sich tausendfältig im dunklen See, der, sonst ewig schweigend, das Dröhnen wiedergibt.

Der Urlaub geht zu Ende. Wir müssen uns von der Wunderwelt der Berge um den Wolayersee trennen. Über das Valentintörl mit dem Ewigschneefeld, das zu Unrecht Gletscher genannt wird, führt uns der Weg nach Osten. Unter den Riesenmauern der



In der Matterhorn-Nordwand

(Aufn.: R. Kauschke)



Oben: Mount Ghent – Unten: Mount-Ghent-Westgrat vom Silverthron

Hohen Warte und der Kellerwand, unter den wetterbleichen Gipfeln des Kollinkofels und der Kellerspitzen steigen wir zur Unteren Valentinalm und weiter nach Kötschach-Mauthen ab. Nach den Tagen in der Einsamkeit der Berge erleben wir das Treiben in diesem schönen Sommerfrischort mit neuen wachen Sinnen. Am Kirchturm in Kötschach sehen wir hoch oben im Gemäuer die feindliche großkalibrige Granate, die an die Beschießungen der Jahre 1915 bis 1917 erinnert. Wir besuchen den Friedhof, der außer vielen Soldatengräbern auch das Grab Dr. Lothar Patéras birgt, der vor dreißig Jahren — Anno 1931 — in Kötschach gestorben ist.

Wir gedenken seiner und aller anderen Erschließer dieser wunderschönen Bergwelt. Sie sind vor uns die Wege gegangen, die wir kennengelernt haben. Sie haben mit Hilfe des Alpenvereins bei den Hütten- und Wegebauten, durch ihre Veröffentlichungen in den alpinen Handbüchern auch uns Epigonen reichstes Erleben und tiefes Bergglück geschenkt. Dafür werden wir ihnen immer dankbar sein!

*„Saatkörner ruhen hier, vom Frost erstickt,
Eh sie des Frühlings ersten Trost erblicket.
Ihr, die Ihr erntet einst im goldnen Licht
Des vollen Sommerglücker, vergeßt sie nicht!“*
(Kriegsgräberinschrift in Wolfsbach)

Literaturnachweis:

- J. Aichinger, Die Julischen und Karnischen Alpen im Kriege. Zeitschrift d. DuOeAV, 1918.
Fritz Frech, Aus den Karnischen Alpen. Zeitschrift d. DuOeAV, 1890.
Herbert Paschinger, Die Karnischen Alpen. Jahrbuch d. ÖAV, 1949.
Lothar Patéra, Die südlichen und westlichen Talgefilde der Lienzer Dolomiten. Wien, 1926.
Eduard Pichl, Die Bergwelt um den Wolayersee und um den Hochweißstein, Zeitschrift d. DuOeAV, 1925, 1926, 1927.
Eduard Pichl, Führer durch die Karnische Hauptkette. Wien, 1929.

Zur Geschichte der Rofenhöfe, der höchsten Höfe Österreichs

VON HANNES DILLMAIER

(Mit 2 Bildern, Tafel XVI)

Im hinteren Ötztal, oberhalb von Vent, der letzten Pfarrgemeinde des Tales, liegen in einer Höhe von 2014 Metern die höchstbesiedelten Viehhöfe Tirols, die Rofenhöfe.¹ An den Talhang gedrängt ein kleines Kirchlein, einige verwitterte Holzställe, Scheunen. Zum behäbig massiven Wohnbau gesellt sich ein erst in den letzten Jahren neu erbautes Gast- und Übernachtungshaus, das die jahrhundertealten Baulichkeiten überragt. — So präsentiert sich dem Wanderer, der von Vent talein steigt, der heutige Rofenhof. Inmitten eines weiten Hochtales, dessen Wiesen von Generationen in unermüdlicher, zäher Arbeit von Steinen gesäubert wurden. Hier steilen die Hänge bergan zu den Karen der Wildspitze. Auf der gegenüberliegenden Seite zieht ein mit schütterten Lärchen bewachsenes Hochkar hinauf zur Taleitspitze. Dazwischen rauscht in tief eingeschnittenem Felsbett die Rofner Ache.

Schon 1280 ist der Rofenhof urkundlich nachzuweisen. Seine Eigentumsgrenzen wurden seinerzeit von dem Grafen von Tirol mit Sitz in Meran festgelegt, wie ja auch das ganze Ötztal nicht von Norden, vom Inntal her, sondern vom Süden über die Ötztaler Hochpässe besiedelt wurde.

In einer Höhe von 2014 m sommers und winters zu bestehen, dürfte nicht leicht sein. Ackerland ist nicht vorhanden, der Anbau von Getreide wegen der Höhenlage und der damit verbundenen sehr niedrigen Jahreswärme nicht möglich. Die Talwiesen können, gut gedüngt, zweimal im Jahr gemäht werden, bei den Bergmähdern, die auf 2700 Meter bis zum Fuß der Wildspitze heranreichen, ist dies aber nur einmal im Jahr möglich. Das Heuen ist naturgemäß äußerst beschwerlich. Nicht selten werden die Mäher bei ihrer Arbeit von heftigen Schneefällen überrascht. Viel Erfahrung wegen des Wetters und großer Gewandtheit bedarf es, die kargliche Ernte mit Stricken und „Furgl“ zu Bündeln zusammengeschnürt zur nächsten Heuhütte zu bringen, dort zu schobern, bis im kommenden Winter der Transport mittels Schlitten zum Hof erfolgt.

Außer ihren Milcherzeugnissen müssen die Rofner alle übrigen Bedürfnisse auf ihrem Rücken oder dem der Haflinger vom Tal heraufschaffen. Auch Holznot bedrückt die Siedlung. Nur noch die Schattseite des Taleitkamms ist spärlich mit Föhren bewachsen. Doch es wird wegen der Lawinengefahr kein Stamm mehr gefällt. Der gesamte Bedarf an Holz muß heute aus den kilometerweit entfernt liegenden Waldbeständen zwischen Vent und Zwieselstein gedeckt werden.

Fortschrittlich, wie die Rofner nun einmal sind, wurde in den Jahren 1959/60 eines der beiden alten Wohnhäuser abgerissen und ein schönes Berghaus gebaut. Neuzeitig einggerichtete Zimmer mit Fließwasser, Sonnenbalkons sowie die seit Jahren bekannte vorzügliche Küche sind die Voraussetzungen für einen ruhigen, erholsamen Aufenthalt inmitten herrlicher Bergwelt.

¹ Vgl. O. Stolz: „Die Schwaighöfe in Tirol.“ Wiss. Ver. DuOeAV, Nr. 5, Innsbruck 1930.

Verständlicherweise gehörte Rofen verwaltungsmäßig bis ins 19. Jahrhundert, über den 3000 Meter hohen südlichen Hauptkamm der Ötztaler Alpen hinweg, ebenso wie Vent zum Etschtal. Tal aus erstreckt sich das „Gemärk“ von Vent und damit der Einflußbereich des Südtiroler Vinschgaues etwa drei Kilometer gegen Zwieselstein.

Die Zugehörigkeit von Rofen-Vent zum Vinschgau war dadurch bedingt, daß man über das Hoch- und Niederjoch und deren wenig geneigte Ferner mit den Weidetieren hin- und hergehen konnte. Im südseitig gelegenen Schnalstal war die Besiedelung frühzeitig emporgestiegen. Über die Jöcher hinweg hatten sich die Schnalser Bergbauern die Weiden auf der Nordseite der Jöcher angeeignet, ehe die Ötztaler Bauern dorthin kamen. Diese uralten Weiderechte bestehen noch heute. Alljährlich zur Sommerszeit werden Tausende von Schafen vom Schnalstal über das Niederjoch in die grasreichen Gründe des Vernagtbeckens, der „Hintergrasln“, getrieben, um im Herbst auf dem gleichen Weg wieder zurückgeholt zu werden. Diese Weidegebiete sind Grundeigentum der Rofenbergalmgemeinschaft mit dem Sitz in Unser Frau im Schnalstal (ausgesprochen im Landesgesetzblatt für Tirol 1924, Nr. 3).

Erst der Rationalismus, der zu Ende des 18. Jahrhunderts die Verwaltungspolitik erfaßte, hat gegen den Willen der Bewohner die Zugehörigkeit Rofen-Vent zum Vinschgau entsprechend der natürlichen Wasserscheide verändert. Die Bauern aus Rofen und Vent haben es nie als Nachteil empfunden, vom Vinschgau aus verwaltet zu werden. Im Gegenteil, sie gingen viel lieber den etwas beschwerlichen, aber kürzeren Weg über das ihnen vertraute Joch als durch das langgestreckte Ötztal. In der seinerzeitigen amtlichen Begründung der Verwaltungsreform hieß es, die Rofner und Venter seien im Winter überhaupt nicht zu erreichen und müßten daher in dieser Zeit den Schutz der Gesetze entbehren. 1826 wurde Rofen-Vent endgültig dem Landgericht Silz und damit dem Kreis Oberinntal zugewiesen. Heute gehören sie zur Gemeinde Sölden, Bezirksamt Imst. Durch den Frieden von St. Germain 1919 mußte Tirol südlich der Ötztaler Alpen an Italien abgetreten werden, damit wurde die heutige Staatsgrenze geschaffen.

Interessant ist zu hören, daß die Besitzer des Rofenhofes von alters her eine eigenartige verwaltungsrechtliche Sonderstellung einnahmen. Die Historie spricht von einem Privileg, das der Landesfürst von Tirol, Kaiser Max, im Jahre 1496 verliehen haben soll, nach dem der Rofenhof und seine Besitzer direkt der Gerichtsbarkeit des Schlosses Tirol zu Meran unterstellt wurden, Vent dagegen den Richtern des Vinschgaues. Mit diesem Privileg war auch die Freistellung von den allgemeinen Landessteuern verbunden, die erst mit dem Jahre 1849 ihr Ende fand. Nun hat sich die Legende erhalten, die Rofner hätten jenes Privileg samt dem Recht, Verfolgten Freistatt zu gewähren, erstmals von dem seinerzeitigen Landesfürsten Herzog Friedrich von Österreich-Tirol verliehen bekommen, als dieser im Jahre 1415 wegen seines Verhaltens beim Konzil zu Konstanz in die Reichsacht erklärt wurde und sich als „Herzog mit der leeren Tasche“ auf verschiedenen einsamen Berghöfen versteckt gehalten hat.

Kenner des Ötztales, besonders des Rofenhofes, beschäftigten sich immer wieder mit den Privilegien. Wie aus Archivberichten zu ersehen, waren authentische Urkunden nicht mehr in Händen der Rofenhofbesitzer.²

Die Originale der Privilegien späterer Landesfürsten sollen um 1850 von den Rofnern an einen Rechtsanwalt ausgeliehen und von diesem nicht wieder zurückgegeben worden sein (vgl. Archivberichte aus Tirol, Bd. 1, S 50).

Um die geschilderten Historien, auch die Folklore der „Geierwally“ spielt herein, geistern immer wieder die Urkunden und Privilegien. Ob die Rofner noch heute im Besitz

² O. Stolz: Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol, Seite 136 ff. Das Privileg von 1496, abgedruckt von Ladurner im Archiv für Geschichte Tyrols, Bd. 5 (1869), S. 111, aus Staatsarchiv Innsbruck, Kopialbuch lit., S. 1496, fol. 377. Schlernschriften, Bd. 40, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1937.

der Urkunden sind? Schon in den zwanziger Jahren war mein Interesse geweckt worden. Hatten die Rofner noch Urkunden oder hatten die Archivberichte recht? Warum schwiegen die Rofner?

Das Jahr 1958 brachte mir eine freundschaftliche Annäherung an die Familie Klotz. Aber auf meine schüchterne Frage nach Urkunden, die vielleicht noch vorhanden wären, erhielt ich von der schlagfertigen Rofnerin eine „Pfundswatschen“. Es tat ihr zwar hinterher leid, aber gschehn war gschehn. Ich schwieg, mich in der Hoffnung wiegend, es müßten Ereignisse eben ihre Schatten vorauswerfen.

In der folgenden Zeit wurde mein Verhältnis zu den Rofnern vertieft. Ich saß mit ihnen am blankgescheuerten Kucheltisch, sah in ihre spitzbübisch lächelnden Gesichter. Das Gespräch drehte sich um die Urkunden. Josef Klotz der Jüngere war ziemlich zugeknöpft; Johann Klotz, der ältere Bruder, zeigte sich meiner Wißbegier gegenüber aufgeschlossener, was langsam auch auf Josef abfärbte. Die Rofnerin hantierte mit Koch- und Schöpflöffel auf dem Herd — ich war auf der Hut. Die beiden Söhne von Josef Klotz hielten sich vollkommen separat, nur die Tochter Hanna verfolgte aufmerksam unseren Disput.

Plötzlich erhob sich Johann der Ältere, legte, als er wieder in die Kuche kam, graue handgeschriebene Papiere auf den Tisch. Es waren die Originale der Baupläne, Bauverträge aus dem Jahre 1899, die der Großvater Valentin Klotz als Unternehmer mit der Sektion Würzburg des DAV über die zu erbauende Vernagthütte abgeschlossen hatte (die sektionseigenen Unterlagen sind in den Bombennächten 1945 in Würzburg verbrannt). Josef bot mir die Unterlagen zum Geschenk an, ich lehnte dies rundweg ab mit dem Bemerkten, diese Dokumente wären doch für die Familiengeschichte wichtig. Er solle sie mir überlassen, damit Photokopien davon angefertigt werden könnten. Darob herrschte Schweigen, während ich mir die Pläne und Ausführungsbestimmungen ansah. Ein Knistern lag fühlbar in der Luft. Ich blätterte und blätterte, war hellwach, wagte kaum aufzuschauen, noch weniger zu sprechen.

Wieder war es Johann, der mir über den Tisch ein in braunes Packpapier eingeschlagenes Bündel reichte. In höchster Spannung löste ich die Verschnürung — und traute meinen Augen nicht: Eine alte, vergriffene Mappe, mit Vignetten verziert, darin einzelne vergilbte Pergamentblätter mit verschnörkelten Handschriften. Der Leser darf mir glauben, ich fühlte mich überfahren. Alle Augen ruhten auf mir, als ich laut zu lesen begann. Dabei wurde mir die Gewißheit, welch seltenen Schatz es hier zu bergen galt. Josef meinte dazu: „Du kannscht dös aber guat verdeitschen“. Ich war noch ganz vertieft in Jahreszahlen, Unterschriften, als mir Johann zu meiner größten Überraschung erklärte, ich könne die kaiserlichen Urkunden mitnehmen, Photokopien machen. Hanna, die Tochter, war ganz entschieden dagegen: „Wir kriegen sie nicht mehr.“ Verständlich, wenn man weiß, auf welch plumpe Art schon viel geschichtliches Gut verlorengegangen ist.

Johann Klotz erwähnte noch beiläufig, 1826 (?) habe der Urgroßvater Urkunden abgegeben, als die Rofenhöfe dem Landgericht Silz unterstellt wurden. Ein handgroßes Siegel, mit dem er noch als Kind spielte, sei vom Vater verkauft worden.

An dieser Stelle möchte ich der Familie Klotz für das große Vertrauen, das sie mir entgegenbrachte, herzlich danken. Die Urkunden sind alle zurückgegeben.

Nachdem Photokopien angefertigt worden waren, nahm der Philologe Michael Renner die Auswertung der Schriften vor. Dabei haben Experten anhand der Unterschriften herausgefunden, daß es sich um die Originale der Urkunden handelt.

Der Inhalt der Urkunden

1. Die älteste Urkunde berichtet von verliehenen Freiheiten und Privilegien, so das ewige Erbbaurecht, Grundzinslehen — Steuerfreiheit. In Sachen Gerichtsbarkeit direkte Un-

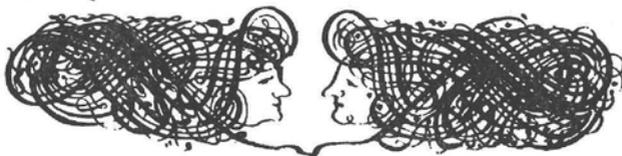
- terstellung dem Burggrafenamt Meran. Unterzeichnet von Ludwig Markgrafen zu Brandenburg und Landsfürsten zu Tyrol am St.-Pauls-Tag 1358.
2. Aus der Urbars Bereitung fol.: 1387 a tergo, geht hervor: Die Inhaber des Rofenhofes und die Fenderen haben jedes Jahr am St.-Martins-Tag an das Kelleramt Meran anzuliefern 200 Käßler und empfangen dafür 3 Stäär Roggen. Gegeben anno 1434.
 3. Eine weitere Urkunde bestätigt die bereits genannten Privilegien durch Ferdinand Carl Erzherzog zu Osterreich vom 16. August 1647.
 4. Erneuerung der Privilegien durch Kaiser Leopoldi am 23. Juni 1666.
 5. Erneuert von Kaiser Carl VI. am 15. Mai 1713.
 6. Letztmalig verliehen durch das Landesfürstliche Kellen-Amt zu Tyrol am 24. Juni 1769.

Diese Urkunde dürfte am aufschlußreichsten sein, weil sie die verschiedenen Sonderrechte und die Grenzen der Ländereien des Rofenhofes ausführlich beschreibt. Deshalb sei ein Auszug im Originaltext gebracht.



Der Rechte von Gottes Gnaden
 Erwählter Röm. Kaiser zu allen Zeiten
 Richter des Reichs in Germanien, Ditya-
 nien beider Sicilien, Jerusalem und
 Indien: auch zu Ungarn und Krumb
 Slavonien, Dalmatien, Sclavonien, König
 zu Böhmen zu Osterreich, Herzog zu Stirn-
 und Kärnten, zu Carinthien, Krain und
 zu Friaul, Herzog zu Tirol, Fürst zu
 Sardinien Tyrol und zu Cortz.

Werkmen öfentlich mit diesem Brief
 und ihm künft allerhöchlichen, das Uns Unsere
 gezeugte Peter und Damius Knecht, Zulehlar, Kune-
 rer, A. Wucher und Simon Kainer, Inhabere des so-
 genannten Rofenhof am Bach des Zeballs in aller-
 unversäglichen Zuernehmen gegeben, wasgestalten so-
 hane Rofenhof noch von Weil. Ludwigo Marggrafen
 zu Brandenburg, und grafen zu Tyrol mit verschiede-
 nen Privilegien und Freyheiten bequaden: und solche
 Letzens auch von Weil. Unsers in Von zu Seid-grädig
 und Hochgeachteten Herrn und Raters Kain und
 Eder glorwürdigster gedechtnus unerm. Drey und
 zwanzigsten Junij Anno Sechshen Hundert sechs-
 und Sechzig bestättiget worden wären, Uns darinnen
 herv allerhochsamtlich binende, Weil als ununverbröche



Auszug aus der Urkunde von 1769

Ich Anton Martin Voglmayr von Thier- und Hochenburg Freyherr zu Fercklechen, der Röm: Kay: und König: Apost: Maj: OOer Regierung Rath, Craishaubtmann in Viertel Burggrafnamt und Vintschgau, auch Keller zu Tyrol an Meran, Bekenne hiemit ofentlich in disen Verleich brif, und thuen kundt mäniglichen . . .

. . . Dem wohlgeachten Jungen gesellen Georgen Gstrein, am halben Rofen Hof in Vendt, in Ezthall wohnende, und zum fahl seien Erben, zu Ebigen Erb Paurecht und benannten Grundtziß-Lechen Hingelassen und verliehen habe, Nemblichen aus der Paurecht- und gerechtigkeit des lechenbaren und bestreithen gueth zum Rofen genandt in Ezthall durch aus die Helfte. So zuehat zwey Behausungen, mit deren zue- und Ingebauen, Stadt, Stallung, gärten, Wüßen und Mäderen alles an- und beyeinander in einem Einfang . . .

. . . allermaßen solche von Ludwig Margrafen zu Brandenburg und Landts Fürsten zu Tyrol an Sanct Pauls Tag anno 1358 auf den Hauptschloß Tyrol gnädigst abgeben dann von seiner Durchleicht Ferdinandt Carl Erzherzogen zu Österreich, den 16. August: 1647: Item von ihro Kay: Maj: Leopoldi den 23 ten Juny 1666 und von ihro Kay: Maj: Carl den 6 ten, den 15. May 1713 allergnädigst confirmiret worden /disen Rofenhof beygethann, nichts hievon ausgenommen, Hieryber hat keine andere obrigkeit als ein jeheweilliger Burg-graf oder Hauptmann zu Tyrol die Jurisdiction gestalten die Inhabere allein mit allen jurisdictional acten unterworfen seind. Sohin gehört, wie oben gemelt der ganze Rofenberg in hievoriger Rofenhofs Baurecht und Freyheiten, auch Jurisdiction, welcher anstoß Morgents an Vernag Bach, Mittags der geröde nach an die zwerch wandt gegen Varnag, und hinaus Ins Joch, Sambmayr genant, abendts n das Schnalßer Joch, so Ezthall und Schnalß entscheidet, und Mitternachts oben hindurch an Land-Taufers und Kanner thal, vorbehaltlich deren beßeren Coherenzen von Rofen Hof, und Rofen perg . . .

. . . unnd gibt mann von Hof und Perg dem loblich Landesfürstlichen Kellen-amt an Meran, alß der ordentlichen Grundtherrschaft, Grundt- und Herrn Zinß, alle Jahr auf Martini zwayhundert Käßler, Dargegen haben die Inhabere in berethen Kellen amt, bey richtigen Zinß Liferung zu empfangen Drey Stäär Roggen, Er Empfacher Gstrein zu ybernehmen, und angehorde zuentrichten hat von allen die Helfte, besag alles Haupt- und Stockh Urbars Bereitung fol: 1387 a tergo.

Namen der Inhaber des Rofenhofes

(Rätoromanisch heißt Bergsturz „Rovina“)

In den Urkunden vor 1641 ist immer die Rede von den Inhaberen und Erben oder „in den Rofen“ und seine Erben. Eigennamen tauchen erst auf ab

1641: Geörg Gstrein, Caspar Rainer, Ulrich und Zacharias Gamppers,

1647: Geörgen Rainer, Caspar Rainers Sohn, Geörgen Gamppen Söhne Ulrich und Zacharias,

1666: Peter und Hanns Gstrein, Balthasar Gampper, A. Grueber, Simon Rainer.

1740 war der Hof zu zwei Teilen im Besitz des Ignaz Gstrein und seines Veters Josef Gstrein. Damit hören wir, daß Bauern aus dem Schnalstal namens Gamper und Steiner für die Nutzung des Rofenberges als Viehweide zinspflichtig waren.

1769: Georg und Vater Josef Gstrein.

1810: Georg Gstrein, Sebastian Klotz, Vinzenz Fiegl.

1962: Johann und Josef Klotz, dessen Sohn Bruno Klotz.

Das Gletschervorfeld - keine Wüste

VON MAREN JOCHIMSEN

Schuttströme, Geröllhalden, Bergstürze: ein vertrautes, wenn auch vom Bergsteiger nicht gerade geschätztes Bild; eintönig, ermüdend, wüst. — Das Gletschervorfeld, so nennt man das Land, das die zurückweichenden Eisströme seit dem 18. Jahrhundert freigegeben haben, gleicht ebenfalls der Wüste. Wenn in den grünbraunen Grasheiden der kurze Sommer mit den klaren, leuchtenden Farben der Bergblumen einzieht oder der Ferner nach einem sommerlichen Neuschneefall in blendender Helle strahlt, dann wirkt das eintönige Grau des Gletschervorfeldes besonders trostlos. Es scheint die Mühe nicht wert zu sein, einmal langsam durch das Gewirr von Sand, Steinen und Blöcken zu gehen und dem unscheinbaren Leben in diesem Neuland nachzuspüren. Den Bergwanderer locken die großen Wunder der Natur, die großen Ziele. In der eisigen Einsamkeit des fernen Gipfels wächst in einem geschützten Winkel ein Gletscherhahnenfuß oder einer der kleinen, leuchtend-blauen Hochgebirgsenziane. An senkrechter Wand, an den Fels geklebt scheinbar, die lebende Pflanzenkugel eines Moossteinbrechs oder ein zartrosa Blütenpolster des Gletschermannsschildes. Aber was bestaunen wir eigentlich? Ist es wirklich nur das Ebenmaß des Wuchses, die Schönheit der satten Farben? Oder bewundern wir nicht vielmehr die unerklärbare Kraft der Pflanze, in diesen Höhen, die wir Menschen doch immer wieder gern verlassen, zu leben? Diese aus Wunderbare grenzende Fähigkeit, mit den Wurzeln in schmalen Spalten verankert, nicht nur Schnee, Sturm und Kälte zu ertragen, sich aus feinsten Ritzen die karge Nahrung zu holen, sondern in dem knapp bemessenen Zeitraum von drei bis vier Monaten neue Blättchen zu treiben, zu blühen und zu fruchten, das Leben weiterzutragen. — Unter den gleichen Bedingungen, oft aber unter noch härteren, steht das Leben im Vorfeld, wo der Gletscherbach ständig seinen Lauf wechselt oder über die Ufer tritt und das umliegende Land überschwemmt.

Der Mensch spürt von diesen Nöten meist nur dann etwas, wenn es ihn selbst Mühe und Kräfte kostet, in diese Bereiche vorzudringen. Ein großer Teil der Gletscher in den Ostalpen ist jedoch ohne große Anstrengungen zu erreichen. Vielerorts fährt man heute schon weit hinauf zu ehemals einsamen Almen, der Wald lichtet sich, die letzten wettergezausten Zirben bleiben zurück, das Rot der Alpenrosen leuchtet auf ... und droben lockt bereits das Ziel: der Gipfel. Zeit und Raum sind so zusammengedrängt, die Eindrücke wechseln so schnell, daß wir kaum mehr in Versuchung geraten, unsere Sinne auch den kleinen, unscheinbaren Dingen am Rande des Weges aufzutun. So denken wir nicht daran, daß wir auch in der trostlosen Schutteinöde, in der unbeachteten, ja lästigen Wüstenei zwischen letzten Wiesen und ewigem Eis einem wahrhaften Naturwunder begegnen können und gehen ahnungslos an dem Geschehen im Gletschervorfeld vorüber.

Nicht alle Gletschervorfelder gleichen einander in Aussehen und Form. Meistens liegen sie auf dem Grunde alter, in früheren Zeiten der Erdgeschichte entstandener Hochtalböden oder, wenn sich das Eis über eine Felsstufe zurückgezogen hat, auf nacktem, anstehendem Gestein. Es gibt alle Übergänge von einem ebenen Vorfeld bis zu einem stark geneigten, oder es wird durch eine derartige Stufe in zwei völlig verschiedene Teile getrennt. Menge, großemäßige und mineralische Zusammensetzung des Schuttes sind ebenfalls recht unein-

heitlich. Steile, hoch über das Firnfeld aufragende Berge liefern viel Schutt, der je nach Härte und Lagerung des Gesteins in grobe Blöcke, Platten oder zu feinem Grus zerfällt und im Gletscher und auf seiner Oberfläche zu Tal wandert. Fällt im Winter mehr Schnee als die Sonne im Sommer aufzehren kann, dann wächst die Eismasse, und der Gletscher rückt vor. Dabei schiebt er den Schutt an seiner Stirn zu einem Wall zusammen. Überall in den Alpen sind solche *Moränen* als Zeugen ehemaliger Eishochstände erhalten. Je stärker der Vorstoß und je größer das Schuttangebot, desto höher der Wall. So wird verständlich, daß die Moränen von 1920, 1890 und 1850 — um diese handelt es sich nämlich im Bereich des Vorfeldes — nicht an allen Gletschern gleichmäßig ausgebildet sind. Daneben gibt es jedoch auch bei uns Gletschervorfelder, die den Sandern, jenen weiten, überschwemmten Sandflächen vor den nordischen Eisströmen, ähneln. Ebenes Gelände, hoher Schmelzwasserabfluß und wenig Schutt sind die Voraussetzungen für diese Erscheinungsform. Doch es lassen sich da keine scharf abgegrenzten Typen aufstellen; man soll und kann die Natur niemals in ein starres Schema pressen. Bald überwiegen sanderartig ausgeweitete Schmelzwasserrinnen, bald gleicht das Vorfeld einer Blockhalde mit dazwischen liegenden kleinen Geröllebenen, alles in ungleichförmigem Wechsel.

Seit urdenklichen Zeiten ist das Eis dem Menschen Grenze alles Lebendigen, Sinnbild der Todesstarre. Daher — so glaubt man — könnten auch in der unmittelbaren Nähe der Gletscher keine Pflanzen gedeihen. Und doch ist das Gletschervorfeld ein Lebensraum, freilich ganz eigener Art. Daran wird kaum jemand, der in den Ostalpen bereits viele Bergfahrten unternommen hat, zweifeln. Überall dieselben eintönigen Schuttfelder, das gleiche Grau, hier eine Schattierung dunkler, dort etwas heller. Von Pflanzen kaum eine Spur. Selbst die umliegenden Berghänge sind nur dürrftig bewachsen. Wir müssen jedoch bedenken, daß wir uns bereits auf ungefähr 2500 m befinden. In den Westalpen herrschen etwas andere Verhältnisse. Die Berge erreichen größere Höhen, es regnet und schneit weit häufiger und ausgiebiger, und infolgedessen werden die Gletscher mächtiger als bei uns. Manche schieben sich bis tief in die Talregionen hinab. So reichte zum Beispiel die Zunge des Oberen Grindelwaldgletschers im Aarmassiv noch im Jahre 1920 bis auf 1300 m und endete mitten in einem jungen Grauerlenbestand. Einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterläßt der Glacier des Bossons bei Chamonix (Montblanc). Einer dunklen Kulisse gleich umrahmt alter Fichtenhochwald das schimmernde Eis. — Nicht der Gletscher und die von ihm ausstrahlende Kälte tragen also die Schuld an der spärlichen Besiedlung des Vorfeldes. Je weiter wir den Berg hinansteigen, desto gleichförmiger und artenärmer wird das Pflanzenkleid. Mischwälder werden von reinen Fichtenbeständen abgelöst, die obere Grenze des geschlossenen Zirben-Lärchen-Waldes wird an günstigen Stellen von Einzelbäumen überschritten, höher als die letzten verküppelten Latschen steigen niedrige Zwergsträucher, Alpenrose und Zwergwacholder, Rausch- und Preiselbeerstauden. Dann folgt der gleichmäßig Mulden und Rücken überziehende Heiderasen, löst sich weiter oben in einzelne Flecken auf und verschwindet schließlich ganz als Folge der sich verschlechternden klimatischen Bedingungen mit zunehmender Meereshöhe. Kein Wunder also, wenn ein von Grasheiden umgebenes Gletschervorfeld eine ärmere Pflanzendecke aufweist als das mitten in einem subalpinen Fichtenwald gelegene. Für den Gang der Vegetationsentwicklung im Vorfeld ist es nämlich sehr wesentlich, aus welchen Vegetationsstufen die neuen Siedler zuwandern können. Hier machen wir eine merkwürdige Beobachtung: In ihren jüngsten Teilen zeigen die tiefer gelegenen Vorfelder keineswegs eine reichere Auswahl an Pflanzen, denn nicht alle anspruchslosen Arten vermögen sofort in dem Moränenschutt Fuß zu fassen. Sie müssen sozusagen von Haus aus gewohnt sein, sich unter derart ungünstigen Bedingungen zu behaupten. In den unteren Vegetationsstufen gibt es kaum Standorte, die denen im Gletschervorfeld gleichen. Von den Pflanzen der alpinen und nivalen Stufe besitzt jedoch eine ganze Reihe ausgeprägte Pioniereigenschaften, d. h. sie stellen keine großen Ansprüche an den Boden, sind genügsam in ihrem Bedarf an Wasser und Nährsalzen und zeigen mancherlei Anpassungen an die extremen klimatischen Ver-

hältnisse des Hochgebirges. Sie allein eignen sich für die Besiedlung des alpinen Neulandes. Würden wir nur einmal etwas genauer hinschauen, so entdeckten wir gewiß manchen Bekannten von früheren Bergfahrten. Mehrere Steinbrecharten, die sonst gewöhnlich in Felspalten wachsen, und sogar manch seltene Pflanze, um derentwillen Botaniker anderswo halsbrecherische Klettereien wagen, um sie von einem ausgesetzten Sporn oder von einem schmalen Band in der senkrechten Wand herabzuholen.

Ganz selten finden sich unter den Nivalpflanzen auch einjährige Arten. Gelingt es doch selbst den Zwei- und Mehrjährigen in der kurzen Vegetationszeit nicht immer, ihre bereits im Vorjahr angelegten Knospen zur Blüh- und Fruchtreife zu bringen. Aber die Natur weiß sich in jedem Fall zu helfen. So spielt denn bei vielen Pionierpflanzen die vegetative Vermehrung eine große Rolle. Sie macht sie relativ unabhängig davon, ob der Sommer kalt und regnerisch war und die Samen deshalb nicht reifen konnten. Manche Arten bilden Ausläufer gleich unseren Gartenerdbeeren. Wie Arme greifen die verlängerten Stengel des Alpensäuerlings (*Oxyria digyna*) durch Ritzen und Fugen im lockeren Blockwerk. Stoßen sie auf ein Häufchen Erde, das der Wind in einer schmalen Spalte zusammengeweht oder das frühsummerliche Schmelzwasser auf eine winzige Steinplatte herabgeschwemmt haben, dann ergreifen sie sofort von ihm Besitz. Schon lange war eine kleine Tochterpflanze gebildet worden und wartete, getragen und geschoben, am Ende des dünnen Astes auf ihre Selbständigkeit. Nun kann sie ihr eigenes Leben beginnen. — Ganz ähnlich macht es der Alpenpetersbart (*Sieversia reptans*). Seine Ausläufer überspinnen wie rotes Garn das grobe Schuttwerk, und wenn im späten Sommer die feinen, fedrig gedrehten Fruchtschöpfe silbern im Gegenlicht stehen, vermag man es kaum zu fassen, daß dieser armselige Boden solchen Zauber hervorbringen konnte. Manche Arten sichern ihre Fortpflanzung durch unterirdische Triebe, die so lange von der Mutterpflanze ernährt werden, bis ihre eigenen Wurzeln genügend erstarkt sind und ein selbständiges Dasein ermöglichen. Das Alpenleinkraut (*Linaria alpina*) hingegen bildet zwischen seinen Stengeln Brutknospen aus, Miniaturpflanzen sozusagen, die entweder die Mutterpflanze selbst erneuern oder auch von ihr unabhängig auswachsen. — Die Erhaltung der Art ist aber nicht die einzige Schwierigkeit, mit der die Pflanzen dort droben zu kämpfen haben. Sie müssen gegen Wind und Wetter gerüstet sein, die stärkere Sonnenstrahlung in der Höhe setzt ihnen weit mehr zu als den Artgenossen drunten im Tal, und häufig gefährden Steinschlag, Muren und Erdrutsche ihr Leben. Gegen solche Bedrohungen weiß sich die Natur zu helfen: sie stattet die alpinen Schuttpflanzen mit einer besonderen Wuchsform aus. Die Kugel- und Halbkugelpolster bilden nach außen einen geschlossenen Wall, dem der Wind nur wenig anhaben kann. Im Inneren sammelt sich, vor Ausblasung geschützt, der kostbare Humus, und die Kälte vermag kaum einzudringen, so dicht stehen die einzelnen Pflänzchen, einander gleichsam wärmend. Die Rosettenblätter schmiegen sich eng an den Boden, um die Erdwärme auszunützen und dem Wind keinen Angriffspunkt zu bieten. An einigen Arten fallen die fleischigen Blätter auf, wie wir sie bei Sukkulenten der Trockengebiete kennen. Dort ist es ihre Aufgabe, das zum Leben notwendige Wasser für die regenlose Jahreszeit zu speichern. Im Hochgebirge scheinen sie jedoch noch eine weitere Funktion zu erfüllen. Die obersten Blattschichten sollen als Filter für die ultravioletten Strahlen dienen, deren Anteil am Sonnenlicht im Hochgebirge sehr viel größer ist als im Tiefland und die an den Pflanzen, wenn auch nicht gerade Schädigungen, so doch immerhin Veränderungen hervorrufen könnten. Sehr gefährlich, und das gilt besonders für die Pioniere im Gletschervorfeld, sind Erdbewegungen. Ein Steinschlag kann im Augenblick alles Leben auslöschen, wenn er die zentralen Teile der Pflanze trifft. Bei vielen Arten hält sich der kräftige Stamm tief im Schutt versteckt, und nur die oberirdischen Teile hängen wie gekämmte Schöpfe über die Geröllhalde herab. Wenn eine Mure oder Schwemmsand die Pflanze verschüttet hat, muß sie sich wieder durch das Erdreich emporarbeiten; daher zeigen ausgegrabene Exemplare oft einen ausgesprochenen Stockwerkbau (s. *Poa alpina vivipara*). Sackungen und Rutschungen im Boden können die Wurzeln bis zum Zerreißen spannen, und auch eine kräftige Wurzel hält diesen Belastungen

nicht stand, wenn sie nicht gleichzeitig eine hohe Dehnungsfähigkeit besitzt. Häufig kann man Erdschollen beobachten, die nur noch durch Wurzelwerk miteinander verbunden, ja gleichsam daran aufgehängt sind. — Uns will es fast unmöglich scheinen, daß auch nur eine einzige Pflanze all diesen verschiedenartigen Anforderungen gewachsen sein kann. Das Leben in der Region der Gletscher ist hart, doch kaum irgendwo erfinderischer, um sich zu erhalten.

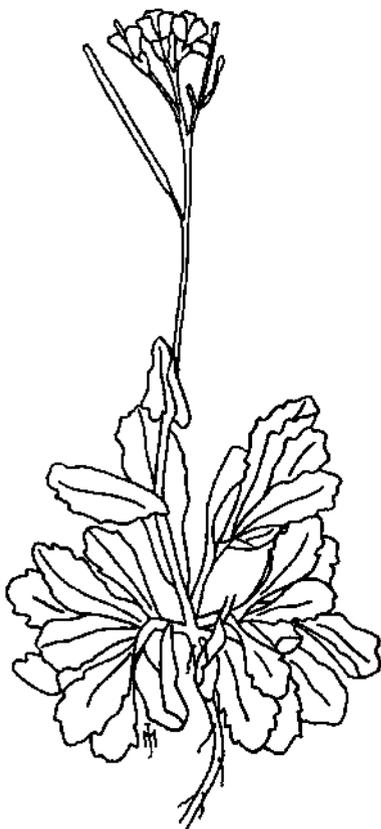
Bis zu einem gewissen Grad treffen die geschilderten Bedingungen auch für die Pflanzen in den Gletschervorfeldern zu. Der Schutt liegt anfangs noch so locker, daß es eine ganze Weile dauert, ehe er sich vollkommen beruhigt hat. Der Wind verbläst die spärliche Bodenkrume zwischen den Steinen. Von den Moränen fallen immer wieder Blöcke herunter, neu entstandene Schmelzwasserrinnale suchen ihren Weg. Nun kommt es ganz darauf an, welche Pflanzen in der weiteren Umgebung des Gletschervorfeldes wachsen und die Möglichkeit haben, sich hier anzusiedeln. Der Wind trägt Samen herbei, im Winter tanzen die Fruchtstände des Steinbrechs über die hartgefrorene Schneefläche und bleiben in einem geschützten Winkel liegen. Vielleicht keimen sie im nächsten Jahr zu neuen Pflanzen aus. Weidende Schafe, Murmeltiere und Wiesel mit ihren Bauten stören und zerstören die dürftige Grasnarbe an den Berghängen. Dann rollen losgerissene Pflanzenteile oder bei einem kleinen Erdabriß ganze Rasenwalzen in das Vorfeld hinab. Die von den späteiszeitlichen Gletschern abgehobelten und geschliffenen Talwände tragen nur eine dünne Bodendecke und sind daher besonders gefährdet. Manchmal mag es scheinen, als seien sie von einem unbekanntem Riesentier angenagt worden. Weist die Rasendecke erst einmal ein kleines Loch auf, so geht die Zerstörung unaufhaltsam weiter. Immer wieder wird ein Stück der Grasnarbe abgerissen, der Regen schwemmt den kostbaren Boden fort, und Muren ähnlich laufen zungenförmige Streifen aus Schutt, Erdreich und Pflanzenresten den Hang herunter. Allein das Gletschervorfeld zieht daraus seinen Nutzen, denn hauptsächlich auf diesen Bahnen wandern die neuen Siedler ein. Ein großer Vorteil, weil es sich meistens um bereits ausgewachsene Pflanzen handelt, die das anfällige Jugendstadium bereits überwunden haben und deshalb die erste kritische Zeit im Neuland leichter überstehen. Außerdem sind sie nicht nur auf den mageren Schutt im Vorfeld angewiesen, da wenigstens ein Teil der wertvollen Bodenkrume aus den Grasheiden immer zwischen ihren Wurzeln haftet und auch unabhängig davon vom Regenwasser herabgespült wird. So bilden diese eigentlich ortsfremden Vegetationsinseln Keimbett und Ausgangspunkt der aufkommenden Besiedlung. Meistens wachsen sie sogar selbst wieder an und beginnen ein neues Dasein. Von hier aus tasten sich die Pionierpflanzen weiter vor. In gleicher Weise verläuft die Entwicklung von den älteren, bereits besiedelten Teilen des Vorfeldes aus. Die Wirkung ist allerdings bedeutend schwächer, weil ein sternförmig nach allen Seiten ausstrahlendes Entwicklungszentrum eine weitaus größere Besiedlungskraft besitzt als eine lineare Vegetationsgrenze. So erfolgt also die Besiedlung des Gletschervorfeldes von allen Seiten. Selbst in der Obermoräne des Ferners finden sich Pflanzenreste, Fruchtstände und Samenkapseln. Wieweit sie jedoch lebensfähig sind, hat noch niemand untersucht. Zuerst breiten sich die Pionierpflanzen — es sind nicht überall die gleichen Arten — über den jungen Schutt aus, und ihre Aufgabe besteht darin, den Boden für die nachfolgenden Siedler vorzubereiten. Zwischen Grashalmen und Rosettenblättern sammeln sich feiner Staub und abgestorbene Pflanzenteile, die zusammen einen recht nahrhaften Boden ergeben, in dem die anspruchsvolleren Pflänzchen ihre Zuflucht finden. Je mehr Vegetationsstufen im Einzugsbereich des Gletschervorfeldes liegen, desto bunter wird das Bild mit zunehmender Vegetationsdichte. Nirgendwo auf der Erde finden wir einen Ort, dessen Umweltbedingungen mit denen eines anderen haargenau übereinstimmen. Die Natur wiederholt sich nie. Daher ist es gar nicht verwunderlich, wenn selbst Vorfelder in einander unmittelbar benachbarten Tälern nicht das gleiche Pflanzenkleid tragen. Dafür gibt es viele Ursachen: Die klein-klimatischen Bedingungen können anders geartet sein, das Gestein kann eine andere Zusammensetzung haben. Die Pflanzen stellen sich sofort auf jede Veränderung ein. Sie räumen ihren Platz

einer anderen Art, die diesen Verhältnissen besser angepaßt ist, der Botaniker sagt, sie weichen der Konkurrenz. Das ist ein etwas abfälliges Urteil. Wer aber dem Leben in jenen kalten Höhen lange genug zugeschaut hat, weiß um das vollendete Zusammenspiel zwischen Pflanzen, Wuchsort und Umwelt.

Die Menschen können nichts hinnehmen, ohne es vorher genau untersucht zu haben. Und so mußte es denn auch jemanden geben, der dem Geheimnis der „Landwerdung“ des Gletschervorfeldes nachforschte, der die Arten aufschrieb, die sich als erste einfänden und die Gesellschaften, zu denen sie sich später zusammenschließen, und der schließlich die Beziehungen zwischen den Pflanzen und ihrem Standort zu ergründen suchte.

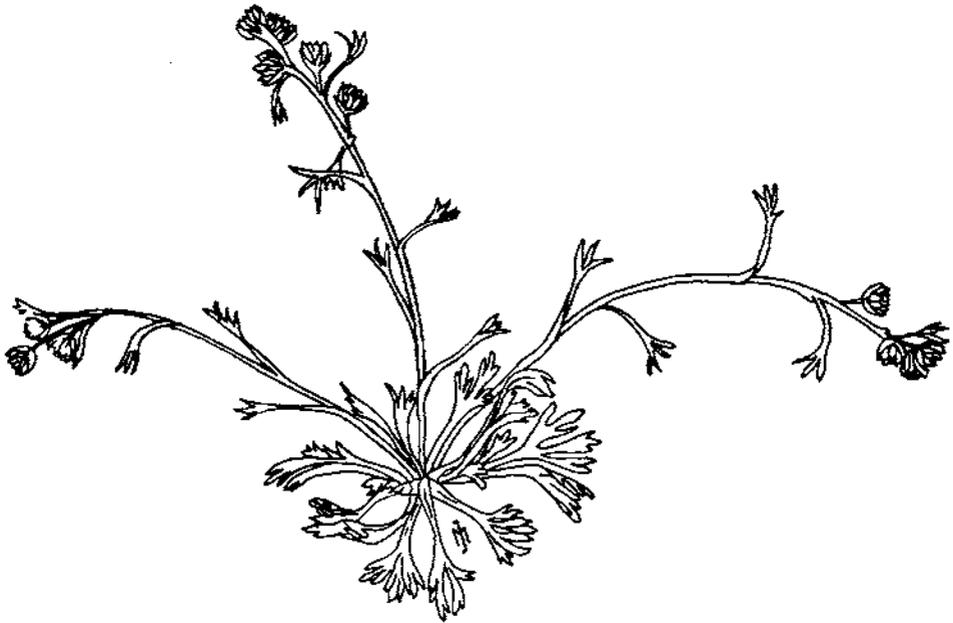
Fast jeden Sommer bietet sich das gleiche Bild. Vor der Gletscherstirn liegt ein wüster Haufen von Schutt und Eis, sogenannte Wintermoränen oder Toteis, das sich vom bewegten Gletscher getrennt hat. Langsam sinken die oft kegelartigen Gebilde in sich zusammen, und am Ende der warmen Jahreszeit zeugt nur mehr ein Streifen grubig-kuppigen Geländes von der ehemaligen Lage des Eisrandes. Wind und Schmelzwasser sorgen für die Einebnung; aber es dauert eine Weile, ehe der Boden endgültig zur Ruhe kommt. Bis zu diesem Augenblick mußten alle Besiedlungsversuche der Pionierpflanzen scheitern. Sobald jedoch keine allzu starken Bewegungen mehr auftreten, ergreifen sie vom Neuland Besitz. Zuerst werden die feinkörnigen, sandigen Plätze auf den annähernd ebenen Flächen besiedelt. Die feinschuttigen Hänge sind demgegenüber im Nachteil, denn es braucht sehr lange, bis alles Rutschen und Rieseln ein Ende hat und sich die Pflanzen aus dem Schutz größerer Steine in den offenen Schutt wagen. Je mehr Blöcke am Aufbau des Moränenhanges beteiligt sind, desto schneller tritt der Zustand völliger Ruhe ein. Eine ganze Reihe von Arten freilich scheut nicht einmal schwache Bodenbewegungen. So kommt es, daß sich selbst in den ältesten Abschnitten des Gletschervorfeldes — mit einem Alter von mindestens hundert Jahren — immer noch außerordentlich dürrig besiedelte Teile finden. Nicht das absolute Alter des Bodens ist ausschlaggebend für den Grad der Vegetationsentwicklung, sondern sein morphologischer und physikalischer Zustand. Unter besonders günstigen Bedingungen gedeihen junge *Saxifraga aizoides* (Quellsteinbrech) und Pohliapflänzchen (Laubmoos) bereits in unmittelbarer Nähe des Eises. Entscheidend für den Beginn der Besiedlung ist in jedem Fall das Ausmaß der Bodenbewegung, vorausgesetzt, die Menge des vorhandenen Feinmaterials genügt den ohnehin geringen Ansprüchen der Pflanzen auf Wurzelraum und Ernährung. Je nachdem ob wir uns in geneigtem oder ebenem Gelände befinden, hemmt oder fördert der feine beziehungsweise grobe Schutt die Vegetationsentwicklung.

Mit wachsender Entfernung vom Gletscher macht sich in dem anfangs unsortierten Schutt eine Sonderung in verschiedene Standorte bemerkbar. Schmelzwassergerinne schnei-



Alpengänsekresse (*Arabis alpina*)

den sich ein und gliedern die Schuttfläche in Rücken und Senken. So werden feuchte und trockene Stellen voneinander getrennt. Selbst wenn das Wasser unmittelbar an einem Riedel vorbeifließt, bleibt dieser doch in seinen oberen Teilen trocken, weil die Feuchtigkeit im groben Schutt nicht aufsteigen kann. Damit ist aber noch keineswegs entschieden, welchen Charakter der Standort endgültig annimmt. Wieder gibt die Korngröße des Bodens den Ausschlag. Reiner Feinsand und Blockschutt sind dem gemischten Material gegenüber im Nachteil, weil dieses die Niederschläge länger zu halten vermag. Die kleinen feinsandigen Inseln zwischen den Steinen werden schnell durchfeuchtet, und gerade die Steine schützen andererseits den Boden vor der Austrocknung durch den Wind. Der bloße Feinsand ist dagegen völlig der Verdunstungskraft der Luft preisgegeben und bedarf großer



Edelraute (*Artemisia Mutellina*)

Wassermengen, um dauernd feucht zu bleiben. Im Vergleich dazu vermag das ausschließlich blockige oder steinige Material natürlich überhaupt keinen Niederschlag zu halten. — Mulden und Senken leiden selten an Wassermangel. Dafür räumt häufig ein Bach allen Feinsand aus, und die Pflanzen sind wieder eines Siedlungsraumes beraubt. Andererseits wird bei mäßigem Gefälle und geringer Schleppkraft des Gewässers der mitgeführte Feinsand frühzeitig abgelagert. Die Rinne füllt sich auf, der Bach tritt über seine Ufer und überschwemmt das umliegende Land; überall rieselt das Wasser. In der Folge entstehen ganze Schwemmfächer und Schwemmebenen, deren Standortbedingungen von den ursprünglichen im Moränenschutt wesentlich abweichen. — Murgang, Steinschlag und Überweidung stehen in ihrer Wirkung auf die Vegetationsentwicklung weit hinter dem Wasserfaktor zurück. Die hauptsächlich gestaltenden Kräfte sind Aufschüttung, Überrieselung und Austrocknung. Sie überformen die Schuttfläche, geben ihr ein völlig neues Gepräge und schaffen durch ihren ständigen Wechsel von Überflutung und Trockenlegung eine große Zahl verschiedener Standorte, von denen die große, graue Eintönigkeit des jungen Gletschervorfeldes nichts ahnen läßt.

Gewiß, es braucht seine Zeit, bis wir gelernt haben, den Einfluß äußerer Faktoren abzuschätzen und das Wesen eines Standortes mit einem Blick zu erfassen. Doch dann fällt es

uns wie Schuppen von den Augen. Die Vegetationsentwicklung im Gletschervorfeld kennt keine in den Pflanzen selbst liegenden Gesetze, sondern sie ist vielmehr mit der Differenzierung des Schuttes bis ins kleinste verknüpft. Unmittelbar vor der Gletscherstirn wird die unsortierte Moräne noch gleichmäßig von den versickernden Schmelzwässern durchfeuchtet; daher zeigt die ohnehin spärliche Besiedlung keine Unterschiede. Sobald sich aber unter dem Einfluß der bereits genannten Faktoren die verschiedenen Standorte voneinander abzuzeichnen beginnen, folgen die Pflanzen getreulich diesem Vorbild, d. h. sie suchen sich die ihren Ansprüchen am besten entsprechenden Standorte. Selbst unter den Pionieren gibt es nämlich nur wenige Arten, die Überrieselung und ausgesprochene Trockenheit gleichermaßen ertragen können. Die Korallenflechte (*Stereocaulon alpinum*), das Graumoos (*Racomitrium canescens*) und das Haarmützenmoos (*Polytrichum piliferum*) ziehen sich auf die trockenen Kuppen der Riedel zurück, während der Quellsteinbrech (*Saxifraga aizoides*) nur am Rande eines fließenden Gewässers üppig gedeiht. Allein *Pohlia gracilis*, ein feines, zartes Laubmoos, ist fähig, den zerstörenden Kräften des fließenden Wassers standzuhalten. Überall auf den feinsandigen Schwemmländern sieht man ihre Polster, wie sie im Luv des Stromes durch die Korrosion von Wasser und mitgeführtem Sand angenagt werden, aber sich, dessenungeachtet, im Lee laufend erneuern. Auf grobschuttigen Rücken blüht mit weißen, weithin leuchtenden Kronen das einblütige Hornkraut (*Cerastium uniflorum*). Meist findet sich in seiner Gesellschaft der Moossteinbrech (*Saxifraga bryoides*), dessen überaus zarte Stiele und Blütengebilde jedem Windhauch nachgeben müssen. — Die feinschuttigen Ebenen, die ehemals vom Gletscherbach überflutet wurden, jetzt aber außerhalb seines Einflusses liegen, weisen eine besonders schlechte Wasserversorgung auf. Trotzdem sind sie keineswegs unbesiedelt, und ihre Vegetation hat einen eigentümlichen Reiz. Die silbern schimmernden, fein zerschlitzten Blätter der Edelraute (*Artemisia Mutellina*) breiten einen grauseidigen Teppich über den Schutt, bestickt mit goldgelben Blütenknöpfchen. Der Moränenklee (*Trifolium pallescens*) dagegen kann sich keiner Schönheit rühmen. Die schmutzig weißgrauen, rosig angehauchten Köpfchen aus Schmetterlingsblüten liegen wie die kleinen, unscheinbaren Blätter an den Boden gedrückt. Seine Wurzel sucht jedoch ihresgleichen. Wie ein Pfahl bohrt sie sich in den Boden, um das Wasser aufzuspüren und es in ihrem Inneren zu speichern. Die kleine Pflanze verbraucht den größten Teil ihrer Kraft zum Aufbau dieses Organs, um den Fortbestand ihres Lebens zu sichern. Die Insekten werden den Nektar auch ohne das Aushängeschild einer buntfarbigen Blüte finden. — Das Alpenrispengras (*Poa alpina*), das sich an allen Standorten durchzusetzen weiß, sorgt dafür, daß über dem langsam zerfallenden Schutt eine geschlossene Rasendecke entsteht. Bei seiner „lebendgebärenden“ Form (*Poa alpina vivipara*) hat sich bereits auf der Mutterpflanze aus jeder einzelnen Frucht ein neues Pflänzchen entwickelt, dessen winzige, grüne Halme vorwitzig aus dem Ährchen heraus schauen. — Kleine Löwenmäulchen in den sattesten Farben, leuchtend blauviolett die Krone mit knallig orangem Schlund, so hebt sich die Kolonie des Alpenleinkrautes (*Linaria alpina*) deutlich vom hellen Geröll ab. — Auch die kräftig gelben Blütenstände des Wundklee (*Anthyllis vulneraria alpestris*) bringen Leben

Alpenwundklee (*Anthyllis vulneraria alpestris*)

in das eintönige Schuttgrau. — Neben diesen Auffallendsten nehmen sich die vielen anderen, dem flüchtigen Blick unbemerkt Bleibenden zunächst wohl unscheinbar aus. Doch nimm dir einmal Zeit, bück dich tief oder knie gar nieder und beschau es dir ganz aus der Nähe, dies schlichte steinfarbene Kraut und Gras! Und du wirst mit einemmal im stillen Abbitte tun ob deiner Überheblichkeit und dich freuen und staunen über das wunderbare Maß der Formen, die fein getönten, stillen Farben. Und vielleicht stimmt es dich auch ein wenig nachdenklich: Ob ein Mensch in so rauher, unbarmherziger Umwelt wohl so sein innerstes Wesen zu bewahren vermöchte?

Mit der Zeit schließen sich die Pflanzen zu Gesellschaften zusammen. Den Gegebenheiten des Standortes gemäß übernimmt jene Art die Führung, die am besten an diese Verhältnisse angepaßt ist. Ihre Ansprüche werden weitgehend erfüllt, und daher vermag sie sich üppiger als ihre Konkurrentinnen zu entwickeln. So sind manche Quellwasserrinnen im groben Blockwerk nur von *Bryum Schleicheri* besiedelt, weil sich gegen die Wuchskraft dieses Quellmooses andere Pflanzen nur schwer behaupten können. Wenn sich die äußeren Einflüsse ändern, müssen die Dominanten ihre Vorrangstellung an eine andere Art abtreten. Solange das Gelände nicht seine endgültige Form angenommen hat, findet ein ständiger Wechsel statt. Trotzdem wird die Vegetation immer dichter und zugleich reifer, d. h. beständiger in ihrer Zusammensetzung, und schließlich können selbst plötzliche Veränderungen der Umgebung das Gefüge der Pflanzendecke kaum noch beeinträchtigen. Sie ist in sich und mit ihrer Umwelt vollkommen im Gleichgewicht. Alle der endgültigen Pflanzengesellschaft fremden Arten, vor allem die Pioniere — ihre Aufgabe ist nun erfüllt — haben den Rückzug zu weniger dicht besiedelten Wuchsorten angetreten. Jetzt ist es allein eine Frage der Zeit, wann die Vegetation der ältesten Teile des Gletschervorfeldes keine Unterschiede zu den umliegenden Grasheiden oder Magerwiesen mehr aufweist.

Im Hochgebirge ist das Leben an seiner Grenze. Alles Schwache, Untaugliche geht zugrunde, und selbst das Starke muß sich täglich neu bewähren. Allen Widernissen zum Trotz behauptet sich die Pflanze, nicht mit roher Gewalt, sondern aus innerer Kraft, mit Anmut und Schönheit. Könnte es für uns Menschen ein würdigeres Vorbild geben?

E. Th. Compton zum Gedenken

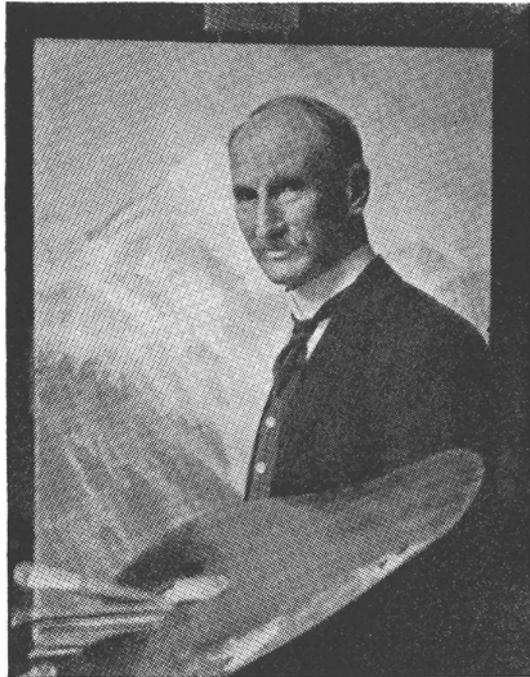
VON GABRIELE SCHERL

Schon seit frühesten Anfängen hat die Landschaftsdarstellung in der abendländischen Kunst einen breiten Raum eingenommen; natürlich konnten die Künstler, gleich welcher Epoche, auch an der Bergwelt nicht achtlos vorübergehen. So finden sich die ersten noch namenlosen Berggestalten auf romanischen Wandbildern, in der gotischen Tafelmalerei und auf den bereits örtlich genau bestimmbar Handzeichnungen der Dürerzeit, auch in den monumentalen Gemälden des Barocks und in den filigranartigen Illustrationen des Rokokos erscheint immer wieder eine gebirgige Szenerie als beherrschender Hintergrund oder erhabene Kulisse, die das Geschehen rahmt.

Das eigentliche Motiv dieser Bilder aber ist religiösen, genre- oder porträthafter Inhalts, die Berge werden zur Staffage, mehr oder weniger ein Füllsel, um die Szene zu dramatisieren. Nicht die Begeisterung des Bergsteigers oder Wanderers hatte den Künstlern die Hand geführt, vielmehr der Kunstverstand, die Vorstellungswelt, welche zur Komposition des Gemäldes einen alpinen Hintergrund heranzog.

Erst mit der Erschließung der Natur und der Bergwelt, die im ausgehenden 18. Jahrhundert ihre zaghaften ersten Schritte tut, ändern sich diese Verhältnisse. Nach Rousseau und Albrecht von Haller bemüht man sich, die alpine Landschaft zu „erfahren“, die einzelnen Gruppen und Höhenzüge, die Gipfel und Täler werden individueller gesehen, man geht ins Detail, und auch die Künstler, die sich die Berge zum Sujet erwählen, stellen sie nunmehr porträthafter dar. Es kann nicht mehr gleichbleiben, welcher Gipfel, welche Schneekuppe, welche Felswand den Horizont abschließt — man will wissen, ob dies der Tödi, der Rigi oder die Bernina ist.

Mit Joseph Anton Koch tritt die Malerei der Landschaft in ein neues Stadium: Es gibt nun den ausgesprochenen „Alpenmaler“, der die Bergwelt selbst erwandert und erlebt, der ihre künstlerische Wiedergabe zu einem entscheidenden Teil seines Lebenswerkes macht.



Doch auch bei Koch und seinen Zeitgenossen ist es vor allem die Mythologisierung, die Betonung des Abenteuerlichen, Schauerlichen und Grandiosen, die den Pinsel führt und meist dramatische, pathetische und romantisch empfundene Szenerien entstehen läßt.

Erst als um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Blütezeit des Bergsteigens einsetzte, begannen auch zahlreiche Maler und Zeichner die alpine Landschaft selbst zu erwandern und in ihren Werken naturgetreu darzustellen. Der Realismus in der Kunst feierte Triumphe, gleichsam photographisch genau wollte man nun darstellen; die Passion des aktiven Bergsteigers fand ihre Spiegelung in Gemälden und Graphiken von höchster Vollkommenheit, die den Berg unverwechselbar, gleichsam als Porträt, als Profil, wiedergaben. Der wohl begabteste, erfolgreichste und auch bergsteigerisch gesehen interessanteste Maler dieser Zeit war der Engländer Edward Theodore Compton, dessen umfangreiches Werk bis heute nicht annähernd katalogisiert werden konnte. Er wurde zum Vorläufer und auch eigentlichen Begründer aller modernen Alpenmalerei, die nach ihm zwar vielseitig weitergeführt wurde, aber bis in unsere Tage nicht mehr einen Höhepunkt, ähnlich wie bei Compton, erreichen konnte.

E. Th. Compton wurde am 29. Juli des Jahres 1849 in dem Londoner Vorort Stoke Newington als Sohn einer tief religiösen Quäkerfamilie geboren. Früh zeigte sich schon seine außergewöhnliche Naturliebe, sein Talent, das Gesehene auch künstlerisch wiederzugeben. Schon um 1863 erregte er Aufsehen durch seine autodidaktischen Bilder der englischen Seengebiete und der Berge von North Wales. 1867 zog seine Familie nach Darmstadt, wo Compton bald Gelegenheit fand, im Odenwald und in der Eifel zu malen.

Der entscheidende Eindruck war für ihn eine Reise nach dem Süden, auf der er zum erstenmal, 1868, mit unerklärlicher Unruhe den Bergen entgegenfuhr. Während einer Fahrt über den Thuner See lüfteten sich die Nebel und in einzigartiger Schönheit leuchtete die Jungfrau herab. Das Dreigestirn Eiger, Mönch, Jungfrau begeisterte den jungen Mann so stark, daß er sich klar wurde, an Ort und Stelle mit dem Malen zu beginnen. Compton hat selbst von einer „Offenbarung“ geschrieben, die ihm dieses Bild der großen Berge des Berner Oberlandes wurde, „viermal so hoch, als ich es mir vorgestellt hatte“. Für ihn hatte es sich damit entschieden: Er würde Bergsteiger und vor allem Bergmaler werden!

Compton blieb dann drei Jahre in München, wo er auch Skizzen im Isartal und im bayerischen Alpenvorland anfertigte. 1869 hatte er während einer Ausstellung im Glaspalast seine künftige Gattin, die Münchenerin Gusti von Romako, kennengelernt, und schon drei Jahre später sehen wir das Paar auf der Hochzeitsreise durch die schönsten Gegenden der Alpen, die Schweiz, Italien, Kärnten und Tirol. Noch vor der Verheiratung hatte der Maler eine Studienfahrt in die Dolomiten unternommen. In das Jahr 1872 fällt auch die Einrichtung eines Hauses in Feldafing am Starnberger See, wo die Familie Compton nunmehr einen ständigen Wohnsitz fand, von dem aus der Künstler seine Alpenreisen unternahm.

Außer den Fahrten in die Bergwelt der Schweiz und Österreichs, die er als Bergsteiger bestens kannte, wissen wir von Aufenthalten in der Tatra, in Spanien, auf Korsika, in Nordafrika, Schottland und Norwegen.

Seine außergewöhnliche Produktivität ließ ihn nicht rasten und ruhen. Die Zahl seiner Gemälde und Zeichnungen geht in die Hunderte! Er war der erste Maler, der aus der Sicht des aktiven Alpinisten die Schönheit und Eigenart des Hochgebirges darzustellen wußte, die Schärfe der Beobachtung ging cinher mit meisterhaftem Können und einer großen Liebe zur Natur und zum Berg.

1879 malte er die berühmte Ölarbeit „Höllental“, ein Jahr später das „Matterhorn“; zwischen 1882 und 1885 liegen verschiedene Bilder norwegischer Gebirgslandschaften und Fjorde, 1886 Gemälde von Korsika, 1887 das Presanellabild.

Besonders bekannt wurden auch seine zahlreichen Darstellungen aus den Dolomiten, aus der Glocknergruppe, der „Blick von der Rottalhütte an der Jungfrau“ und der „Ortler mit Payerhütte“; dieses Bild wurde leider beim Brand des Karersee-hotels vernichtet. Auch



Oben: Baltoro Kangri, Broad Peak, Gasherbrum 4, 3 und 2, Hidden Peak – Unten: Blick vom Hochlager 4 auf den Sherpi Kangri

(Aufn.: Österr. Karakorum-Expedition 1961)



Aufstieg zum Hochlager im Darrah-i-Sāhrah. Im Hintergrund der 6060 m hohe Koh-i-Marhech
(Aufn.: Traunsteiner Hindukusch-Expedition 1961)

die Westalpen hat Compton besucht und in vielen ausgezeichneten Werken verherrlicht, außer dem schon erwähnten „Matterhorn“ entstanden vielgerühmte Ansichten des Monte Rosa, Lyskamm usw., die sich durch besonders treffende Schilderung der Gletscher- und Eisregionen hervorhoben. Um die Vielseitigkeit und Unermüdllichkeit des Malers und Bergsteigers zu unterstreichen, seine ungeheure Schaffenskraft, seine schier grenzenlose Leistungsfähigkeit, mögen noch ein paar weitere Titel bekannterer Werke angefügt sein: Schloß Chillon, Dent du Midi, Wengernalp mit Mönch und Jungfrau, Rosengarten, Königssee, Via Mala usw. Aber Compton genoß nicht nur bei beschaulichen Alpenwanderern wie extremen Bergsteigern einen guten Ruf als Maler, er galt auch als kenntnisreicher Landschaftler der Gegenden um Capri, der Insel Korsika und vor allem der nordschonen Bergwelt von Lappland bis zum Nordkap.

Auch in Mallorca und den Balearen wirkte er; die großen Kunstaussstellungen um die Jahrhundertwende brachten seine hervorragendsten Werke. 1906 standen die Kunstfreunde Münchens auf der Glaspalastausstellung vor seinem Bild „Aiguille d'Argentière“, das er in wundervoll abgestimmtem Farbenreichtum gemalt hatte. Das Bild wurde denn auch vom damaligen Prinzregenten Luitpold angekauft.

Neben diesen berühmten Arbeiten stehen unzählige Skizzen und Aquarelle, von denen sich viele im Besitz des OAV befinden, der sie in dankenswerter Weise auf der großen Ausstellung „Die Alpen“ 1960 in Salzburg zur Schau stellte. Das beigegebene großformatige Bild der „Verstanklahörner und Piz Linard“, das Compton auf seinen vielen Silvrettatouren skizziert und wahrscheinlich, wie die meisten Werke, zu Hause in Feldafing vollendet hat, erweist in schöner Deutlichkeit die Einfühlungsgabe des Künstlers. Wie kaum ein Maler vor und nach ihm, verstand er es, die Struktur des Felsens, die Leuchtkraft des Urgesteins, die schillernde Transparenz des Eises wiederzugeben.

Wohl nur ein Bergsteiger kann ermessen, unter welch erschwerenden Umständen die ersten Umrisse dieser Bilder geschaffen wurden. Wenn Compton nach vielstündigem Marsch mit seinen Gefährten einen Rastplatz oder den Gipfel erreicht hatte, wenn die anderen sich, vom drückenden Rucksack erlöst, eine beschauliche Gipfelstunde gönnten, war er es, der in uner müdlicher Begeisterung fieberhaft an seinen Skizzen arbeiten mußte, um den Eindruck der Bergwelt frisch und naturgetreu festzuhalten.

Wenn man bedenkt, daß der Künstler die weitaus größte Zahl seiner Bilder auf schwer zugänglichen Gipfeln, Graten oder Scharten entwarf, etwa auf Drei- und Viertausendern, die ohnehin vom Bergsteiger Compton allerhand Ausdauer und Leistungsbereitschaft verlangt haben mögen, kann man sich die Schwierigkeiten und den Wert seiner Arbeit vorstellen.

Aber Compton vereinte mit der künstlerischen Begabung als erster Künstler auch in hohem Maße bergsteigerische Qualitäten. Neben seinem noblen Charakter, seiner menschlichen Reife rühmen deshalb auch die Seilgefährten immer wieder sein alpinistisches Können. In Fels wie Eis war er gleichermaßen zu Hause, Mut, Umsicht und Verantwortungsgefühl standen ihm ebenso hoch wie solides Wissen um die Technik und geistige Bewältigung des Bergsteigens. Seine Kameraden, zu denen er in unwandelbarer Treue auch in schwierigsten Situationen hielt, waren vor allem Dr. Blodig und Purtscheller, die zur damaligen Zeit als die besten deutschen Bergsteiger galten. Sie priesen neben seinem Können als Fels- und Eisgeher auch seine Ausdauer und seinen Humor, seine Geduld im Ertragen jedwelder Mühen und Gefahren. Hilfsbereitschaft und Herzengüte zeichneten ihn ebenso aus wie große Bescheidenheit. Als Compton, noch als Siebzjähriger, 1919 auf dem Gipfel des Großglockners stand, wollte er von Gratulationen nichts wissen, sondern zeichnete still und beschaulich nochmals den Sonnenuntergang in seiner ganzen Farbenfülle, die ihn so oft bezaubert und fasziniert hatte.

Auch sein privates Leben und Wirken war von seltener Ausgeglichenheit und Harmonie bestimmt. Eine überaus glückliche Gemeinschaft verband ihn mit der Gattin, die durch ihre verständnisvolle Art, ihr hingebungsvolles Wesen und die selbstverständliche Anteilnahme

an seinem Schaffen erst die Atmosphäre schuf, welche sein Genie zur vollen Entfaltung brachte. Die beiden Kinder, Edward Harrison (geb. 1881 in Feldafing) und Dora, die er schon früh in die Berge geführt hatte, traten ebenfalls in die Fußstapfen des Vaters. Edward Harrison wurde ein guter Voralpenmaler, der auch durch Bilder der Gegend um Trient und englische Landschaften zu Ehren kam, die Tochter übte sich neben der Bergmalerei vor allem in der Kunst des Blumenstilllebens.

Außer der Arbeit an den großen Gemälden und Zeichnungen hat Compton aber vor allem einen ausgezeichneten Ruf als Illustrator. Ab 1883 war er häufig für das Jahrbuch des DuOeAV tätig, das er mit zahlreichen Aquarellen und Tuschzeichnungen schmückte. Mit einer Art photographischer Präzision bringen sie dem Beschauer die Wirklichkeit der Berge nahe; hier lebt der Fels greifbar und kräftig, das Eis versprüht seine zauberische Farbenpracht. Es würde zu weit führen, alle einzelnen Illustrationen zu vermerken. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Compton mit seinen Bildern die Berichte der besten und erfolgreichsten Alpinisten lebendig vor dem Auge des Lesers erscheinen ließ.

So finden sich im Band von 1908 der Zeitschrift des DuOeAV mehrere Bilder zu einem Aufsatz Karl Blodigs „Aus der Firnwelt des Montblanc“ sowie weitere, die eine Abhandlung über die „Karnische Hauptkette“ betreffen. In einem besonders schönen Jahrgang — 1909 — hat Compton dann zu Hans Pfanns „Eine Ersteigung des Täschhorns über den Teufelsgrat“ und zum zweiten Teil des Essays von Dr. Blodig zahlreiche Bilder beigesteuert. Dr. Blodig beschreibt hier eine Reihe von Touren, die er um 1906 mit Compton und anderen Gefährten unternahm; die wichtigsten Stationen dieser Bergfahrt sind u. a. Dôme du Miage, Aiguille des Glaciers, Rocher de Montblanc usf. Bis etwa 1912 hat Compton als maßgeblicher Illustrator der Zeitschrift mitgewirkt. Als dann die Photographie immer mächtiger in den Vordergrund rückte, war der Künstler, wohl auch wegen seines nunmehr vorgeschrittenen Alters, nicht mehr so häufig an der Ausstattung der Zeitschrift beteiligt.

Darüber hinaus aber kennen wir eine Reihe hervorragender Werke der alpinen Literatur, in denen Compton seine Begabung unter Beweis stellen konnte. Viele klassische Bände haben durch seine Bildbeigaben erst ihr rechtes Gesicht erhalten. So finden sich seine Zeichnungen und Gemälde in Gsell-Fels' „Schweiz“ (1875), im Gedenkband für Emil Zsigmondy „Im Hochgebirg“, Robert von Lendenfelds „Aus den Alpen“ und „Die Hochgebirge der Erde“, Christomanos „Sulden-Trafoi“ und Hans Meyers „Afrikanische Gletscherfahrten“.

Aus Dankbarkeit für seine zahlreichen Studien aus dem Kärntner Bergreich plante der AV-Zweig Kärnten-Oberland am Fuße des Reißkofels eine E.-Th.-Compton-Hütte, die später von der Sektion Austria fertiggestellt werden sollte.

Der Ruf dieses unvergleichlichen Alpenschilderers drang weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus. Man feierte ihn, verlieh ihm Preise und stellte seine großen Bergbilder häufig aus. Nicht nur der Münchner Glaspalast führte seinen Besuchern in den Jahren 1901 bis 1911 immer wieder neue Bildwerke vor, auch die Internationale Kunstausstellung in Berlin (1896) und die von Rom (1911) waren mit Gemälden von Compton beschenkt.

Ihm selbst aber dürften das Lob und die Anerkennung seiner Berggefährten weit mehr gegolten haben als offizielle Ehrungen. So sei nun ein Zitat aus der Feder des langjährigen Tourengefährten Dr. Karl Blodig gebracht: „Compton schritt wie eine hehre Lichtgestalt durch mein Leben. Tausenden hat er die Schönheit der Bergwelt nahegebracht, sie zum Besuch der von ihm geschauten und wiedergegebenen Landschaften magisch gezwungen, die Schöpfungen seiner geweihten Hand begeistern jeden Naturfreund, doppelt glücklich aber preisen sich diejenigen, die in seine leuchtenden, sonnenklaren Augen blicken, freundliche Worte von seinen Lippen vernehmen konnten. Solange aber Menschen auf die lichten Höhen hinaufwandern . . . und die Pracht des Hochgebirges bewundern werden, so lange wird der Name Compton mit Dankbarkeit und Verehrung genannt werden.“

Am 22. März des Jahres 1921 verschied der Künstler in seinem Feldafinger Heim. Mit ihm hatte die Bergsteigerschaft und Künstlerwelt einen ihrer profiliertesten Männer verloren.

Wie kein anderer hatte er es verstanden, dem Bergsteiger und Naturfreund die Schönheit und Größe der Bergwelt nahezubringen. Alle Metamorphosen der alpinen Landschaft, das morgendliche Flimmern im Eis, die Urgewalt der Gletscherbrüche und Felsregionen, die Blendkraft der Mittagssonne, die das Urgestein zu metallisch-glänzender Politur werden ließ — bis zum ausgehenden Tag im Abendlicht, alle diese Erscheinungsbilder malte Compton mit gleichbleibender Meisterschaft. Die Liebe des Bergsteigers zu seinem Metier führte auch dem Künstler die Hand, das eigene Erleben wurde zur Richtschnur, zum Gradmesser seiner Gestaltungskraft.

Seine Werke sind weit entfernt von der heroisch-pathetischen Sicht der Romantiker, obwohl auch sie die Romantik des Bergsteigens fühlbar werden lassen, sie sind ebensoweit entfernt, moderne Abstraktionen zu bringen, die zwar künstlerisch wertvoll, aber für den Alpinisten nichtssagend sein mögen; in den Gemälden E. Th. Comptons findet der Bergfreund die alpine Landschaft so, wie er sie selbst erlebt, er findet auch das ewige Warum alles Bergsteigens gespiegelt. Diese Transponierung ins Geistige aber stellt neben der topographischen Wirklichkeit, die uns ebensogut eine Photographie vermitteln könnte, vielleicht den höchsten Wert der Bilder Comptons dar.

Newere Literatur zum Werk und Leben E. Th. Comptons:

1. Die Alpen. Kat. d. Ausstellung i. d. Residenzgalerie Salzburg 1960. Veranstaltet v. ÖAV und der Residenzgal. S. 10 u. 19—22.
2. Karl Blodig: Erinnerungen an E. T. Compton, Bergsteiger, 9. Jg. 1938/39 S. 678 ff.
3. Ferd. Keyfel: E. Th. Compton, der Maler der Berge. Bergsteiger, 16. Jg. 1949 S. 257 ff.
4. Gabr. Scherl: E. Th. Compton z. 40. Todestag. Bergsteiger, 28. Jg. 1960/61 S. 325—328.
5. Fritz Schmitt: Edw. Th. Compton. In: Mitt. d. DAV, 13. Jg., Nr. 3, März 1961 S. 44—47.

Im Winter durch die Matterhorn-Nordwand

VON LEO SCHLÖMMER

(Mit 3 Bildern, Tafel XVII)

Das Matterhorn, dieser Bergriese von nahezu 4500 Metern, beherrscht die ganze Gegend von Zermatt bis Cervinia. An schönen Sommertagen sind es viele Bergsteiger, die mit oder ohne Bergführer das stolze „Horn“ erklimmen.

Blicken wir zurück . . . Nach vielen Versuchen stand der Engländer Whymper am 14. Juli 1865 als erster auf diesem schönsten Gipfel der Schweizer Alpen. Aber diesem großen Sieg folgte, wie man weiß, eine schreckliche Katastrophe: Beim Abstieg stürzten vier der sieben Bergsteiger der Seilschaft Whymper in die Nordwand und fanden den Tod. Zwei Tage später gelangte Carrel über den italienischen Grat zum Gipfel. Auf diesen so schwer errungenen Erfolg folgte die Bezwingung der beiden anderen Grate und der vier Flanken.

Die Nordwand ist die schönste und liegt zwischen Zmutt- und Hörnligrat. Sie schaut wild und ernst aus. Aus den riesigen Brüchen des Matterhorngletschers steilt sie 1400 Meter empor. Unter den großen Nordwänden der Alpen ist sie als erste ernsthaft versucht und später auch als erste bezwungen worden. Es gab viele Versuche bis zu den ersten Augusttagen des Jahres 1931, wo es plötzlich hieß: die Matterhorn-Nordwand ist eben von zwei Mündnern, Franz und Toni Schmid, gemacht worden. Am 31. Juli überkletterten sie den Bergschrund, bewältigten das Einstiegseisfeld, die große Verschneidung und biwakierten bei 4150 Meter. Am nächsten Tag, am 1. August, erreichten sie gegen 14 Uhr bei Schneesturm den Gipfel. Seither wurde die Matterhorn-Nordwand nicht sehr häufig durchstiegen; sie ist bis heute keine Modetour geworden. In dreißig Jahren seit der Erstbegehung nur rund zwanzig Begehungen! Und wieso?

Die Kletterei ist unangenehm. Gegen dieses brüchige, extrem steile und vereiste Gelände kann der Bergsteiger nicht mit Trittschlingen und Bohrhaken ankämpfen. Man muß auch im Fels mit Steigeisen klettern, daß die Funken sprühen! Die Standhaken sind oft nur moralischer Halt, man kann sie mit der Hand wieder herausziehen. Will man zur Sicherung einen Haken eintreiben, dann zersprengt man das ganze Gestein, und man läßt es wieder bleiben. Ein Sturz des Seilersten wäre an jeder Stelle der Wand eine Katastrophe.

Bekanntlich gibt es ja drei große Unternehmungen in den Alpen, die vor allem an Gefährlichkeit über alle anderen Bergfahrten hinausragen, auch wenn in den letzten Jahren überhängende Dolomitenmauern gemeistert wurden: Die Eiger-Nordwand, der Jorasses-Pfeiler im Montblancgebiet und die Nordwand des Matterhorns. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, auch der Dru-Südwestpfeiler im Montblancgebiet gehört in diese Kategorie.

Im Sommer ist die Matterhorn-Nordwand die leichteste unter diesen paar „Großen“.

Und im Winter? Kletterei im vereisten und verschneiten Fels auf eine Höhe von 4447 Meter, fast 500 Meter höher als der Eigergipfel, dazu noch Temperaturen bis minus 30 Grad! „Neuland“ also. Im Winter gibt es sogar noch in den übererschlossenen Alpen Probleme zu lösen. Die große Gebirgswelt der Anden, des Karakorum, Hindukusch und Himalaja ist praktisch für die meisten Bergsteiger finanziell unerschwinglich und daher

auch unerreichbar. Daß auch die dritte der „drei berühmtesten Nordwände der Alpen“ (nach Heckmair) im Blickfeld stand, war zu erwarten.

Der erste Versuch, diese Wand erstmals im Winter zu bezwingen, scheiterte schon im März 1961. Walter Bonatti, der italienische Bergführer und einer der besten Bergsteiger der Welt, drang mit einem Kameraden bis zur großen Verschneidung vor. Von dort Rückzug über die Einstiegsflanke. Warum und wieso weiß ich nicht. Vermutlich aber wegen unsicheren Wetters und schlechter Wandverhältnisse.

Ein neuer Winter zog in das Zermatter Tal. Bereits am 19. Dezember 1961 unternahmen die beiden Schweizer Bergführer Hilti von Allmen und Paul Etter einen ernsthaften Angriff, der jedoch schon in der Einstiegsflanke ein Ende fand. Einer der beiden litt unter heftigen Magenbeschwerden.

Der nächste „tollkühne Versuch“, so konnte man in den Tageszeitungen lesen, ließ nicht lange auf sich warten. Vom 7. bis 9. Jänner 1962 bemühten sich Toni Kinshofer aus Bad Wiessee, Pierre Mazeaud aus Paris, Erich Krempke, Wien/Zermatt, und Toni Hiebeler aus München um einen Erfolg. Von „Tollkühnheit“ war aber nicht die Rede, der Versuch war nur sehr zaghaft. Die Viererseilschaft erreichte nach zwei Biwaks in der Wand nicht einmal die Verschneidung im unteren Drittel der Nordwand. Wegen unsicheren Wetters mußte der gefährliche Rückzug angetreten werden. Viel Unsinn war anlässlich dieses Versuches in der Tagespresse zu lesen, unter anderem: „Die Seilschaft Hiebeler“ (Hiebeler war nie Seilschaftsführer, sondern Toni Kinshofer, ebenfalls damals in der winterlichen Eigerwand), dann „mit geheizten Windjacken und Schuhen durch die Matterhorn-Nordwand“ (so etwas gibt es aber bei bestem Willen nicht). Diese Schlagzeilen könnte ich noch lange fortführen. Man sieht, die Publicity will aus den großen alpinen Unternehmungen unbedingt Sensationen machen. Der Alpinismus ist aber dazu wenig geeignet; manche Journalisten helfen sich, indem sie um jeden Preis „Sensationen“ erfinden.

Eine Woche darauf versuchten die Brüder Huber und Sedlmayer aus der Steiermark ebenfalls ihr Glück in der winterlichen Nordwand. Die drei relativ unbekanntenen Burschen aus der Steiermark zeigten ein solides Können und kamen langsam aber sicher höher. Nach zwei Tagen Kletterei erreichte die Dreierseilschaft unseren ersten Biwakplatz in der großen Verschneidung auf zirka 3950 Meter Höhe. Wegen Schlechtwettereinbruches mußte aber dann der Versuch abgebrochen werden. Die Seilschaft konnte sich noch zur Solvayhütte retten. Erfrierungen waren leider unvermeidlich. Erst dieser Versuch hat gezeigt, daß die Wand im Winter zu machen ist.

Hörnlihütte, am 2. Februar 1962

Die Hörnlihütte, zirka 3000 Meter, ist der Ausgangspunkt für alle Matterhornbesteigungen.

In der Hütte hat es eine Temperatur von 15 bis 20 Grad minus. Erich, Toni und ich kochen auf unserem Benzinkocher Tee und gekörnte Brühe. Noch zwei Seilschaften sind auf der Hütte und warten schon seit Tagen auf günstiges Wetter: die beiden Schweizer Hilti von Allmen und Paul Etter, die deutsche Seilschaft Bittner-Kauschke-Siegert.

Wenn wir vor die Hütte gehen — es ist der Abend des 2. Februar — schlägt uns beißende Kälte ins Gesicht. Aber was noch schlimmer ist, das ist der ständige Wind, der monoton die Hütte rüttelt. Schneefahnen wehen von den Graten mit mehr als achtzig Stundenkilometern, das ganze „Horn“ raucht und gleicht einem Vulkan. Zermatt, 2000 Meter unter uns, liegt bereits im Schatten der kommenden Nacht. Die Lichter glänzen bereits, während hier heroben noch die Sonne durch die Schneefahnen spielt. Morgen wird ein schöner Tag, die Wettervorhersage ist beruhigend.

Hiebeler tritt aus der Hütte zu mir und sagt, er wolle aus verschiedenen Gründen auf das große Unternehmen verzichten. Ich bin nun mit Erich Krempke allein, eine österreichische Zweierseilschaft also.

Um 2 Uhr ist in der kleinen Hütte Tagwache, drei Seilschaften aus drei verschiedenen Nationen kriechen aus den Daunensäcken. Die Stunde „X“ ist gekommen! Während die Benzinkocher ihr eintöniges Lied summen, ziehen wir uns mit viel Sorgfalt an. Zwischen-durch packen wir unsere schweren Rucksäcke. Zuerst ziehe ich ein Paar Perlonsocketts, dann Frottiersocken und zwei Paar dicke Wollstutzen an, darüber die LOWA-Fünfschichtenschuhe, der Innenschuh ist herausnehmbar und aus Filz. Ohne diese Schuhe könnte man wohl nicht in so eine winterliche Wand gehen, ohne schwere Erfrierungen davonzutragen. Hohe Perlongamaschen bedecken die Stutzen. Drei Paar lange Unterhosen, die Lodenberghose, drei dicke Wollhemden, zwei dicke Pullover, nach dem sogenannten „Schichtensystem“ angezogen, und einen atmungsfähigen roten Anorak. Auf dem Kopf habe ich die dicke Sturmhaube, darüber den Steinschlaghelm mit Stirnlampe. An den Händen trage ich ein Paar Seidenhandschuhe, darüber dicke gewalkte Wollhandschuhe und darüber doppelt starke Perlonüberhandschuhe.

Die Ausrüstung, die wir im Rucksack bzw. in der Wand mit uns führen mußten: 1 Seil (9 mm), 100 m, 4 Ropschnüre à 4 m, 25 sortierte Haken für Fels und Eis, 30 Bohrhaken mit Bohrer für eventuellen Rückzug, 2 Eisbeile, 1 Eishammer, 1 Felshammer, 2 Eisdolche, 2 Paar Steigeisen, Reservebatterien für Stirnlampen und Transistorradio, 2 Daunengewesten, 1 Daunenufussack, 2 Perlonbiwaksäcke, 4 Paar Reservewollhandschuhe, 1 Benzinkocher mit Kochgeschirr, 1 Liter Benzin für vier bis fünf Tage, 4 Pakete Sturmstreichhölzer, 8 Dosen Sanddorn (konzentrierter Fruchtsaft), Ovomaltine, Traubenzucker, 1 Dose gekörnte Brühe, Schokolade, 2 Pakete Zwieback, 1 Tube Marmelade, getrocknetes Obst, Verbandsmaterial und Spritzen, 2 Photoapparate, 2 Schwarzweißfilme und 5 Farbfilme.

Unser nächtliches Frühstück: Sanddorn, Tee, Käse, Brot und Wurst. Während des Essens wärmen wir uns immer wieder an den drei Kerzen, die wir im Raum haben, so kalt ist es.

Der Schnee knirscht und der Nordwind bläst, und über uns sieben kleinen Menschen wölbt sich der Sternenhimmel, und der große Schatten unmittelbar über uns, das ist die Nordwand. Der fünfte Versuch beginnt, diese Wand erstmals im Winter zu bezwingen . . .

Es ist noch stockdunkle Nacht, als wir die Randkluff überschreiten. Zuerst die Schweizer, dann wir, hinter uns die Deutschen. Gleichmäßig atmend, geht es mit Hilfe unserer Stirnlampen den steilen Eishang hinauf. Wir reden nur das Notwendigste. Unten ist der Schnee noch hart, wie man es sich wünscht, weiter oben aber wird es schauerhaft: Pulverschnee auf einer Unterlage von blankem Eis! Allmählich verblassen die Sterne, und die Kälte wird fast unerträglich. Oberhalb dieses Eisfeldes queren wir nach rechts gegen die Verschneidung, die den Schlüssel zum mittleren Drittel der Nordwand darstellt.

Beim Klettern merken wir die tiefe Temperatur nicht so arg, aber beim Stehen auf den winzigen und abschüssigen Standplätzen. Die Wand ist nicht senkrecht wie eine Kalkwand, aber die Kletterei ist ebenso ausgesetzt. Ewig hofft man auf einen kleinen Absatz, aber wenn man sich ihm nähert, verschwindet er. Es gibt keinen Sicherungsplatz auf diesen steilen brüchigen Platten, die nur durch den Frost zusammengehalten werden. Sie blitzen von Eisglasur und sind untereinander verbunden durch dunkles Schmelzwassereis, das sich unter einer äußeren Schönheit von Pulverschnee verbirgt. Die Haken, die ich zu meiner Sicherung, für Erich und die nachfolgenden Deutschen schlage, halten nicht viel und sind nur moralischer Halt. Das Eis ist so hart durch die große Kälte, daß es mir nicht gelungen ist, Eisschrauben anzubringen.

Biwak auf 3950 Meter Höhe im oberen Drittel der großen Verschneidung. 70 Meter über uns die Schweizer und 40 Meter unter uns die Deutschen. Ein einziger Bohrhaken sichert uns während der langen Nacht. Die Deutschen haben es schlecht, sie müssen diese

Nacht stehend verbringen und können nicht einmal kochen, und das bei einer Temperatur von nahezu 30 Grad minus! Das sind harte Burschen, die drei Deutschen; sie nehmen das schlechte Biwak als selbstverständlich hin!

Die Nacht haben wir so halbwegs hinter uns gebracht. Am Morgen des 4. Februar stehen wir vor der traurigen Tatsache, daß sich das Wetter verschlechtert hat. Hie und da blauer Himmel, dann streichen wieder Schneeschauer um die Grate. Von neuem beginnt der Kampf gegen Kälte, vereisten und verschneiten Fels. Die Wettermeldung ist beunruhigend; wir hören einen französischen Sender. Wenn der Wind das Matterhorn vom Nebel befreit, wenn blauer Himmel ist, dann sind die Flugzeuge hier und fliegen ganz nahe an uns heran. Wir merken, daß bereits die ganze Welt an unserem Unternehmen Anteil nimmt. Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen ist das kein Wunder!

In einer brutalen, 40 Meter hohen Verschneidung treibe ich vier Haken ein, in einem verschneiten Quergang finde ich einen alten, ein Wunder in diesem senkrechten Irrgarten! Daß der Gipfel näherrückt, ist sympathisch: Wir fühlen, wie Zmutt- und Hörnligrat, rechts und links von uns, zueinander streben.

Gegen 17 Uhr des zweiten Tages befinden wir uns bereits unmittelbar in der Gipfelwand, zirka 200 Meter unter dem Gipfel des Matterhorns. Wir binden uns an drei Haken und erwarten in 4300 Meter Höhe die zweite Nacht in dieser Wand. Die Temperatur ist auf über 30 Grad minus gesunken, heftiger Schneesturm kommt auf, wir merken den totalen Wetterumsturz. Daß es kein Zurück mehr gibt, ist uns allen klar. Werner Bittner, Rainer Kauschke und Peter Siegert finden etwa 60 m halblinks ober uns einen kleinen Platz. Unser Benzinkocher will nicht funktionieren, daher werfen wir das ganze Kochgeschirr in die Tiefe. Um uns an den Händen etwas zu erwärmen, verbrennen wir unser Benzin. Der Sturm hat die Sticht Flamme auf unseren Biwaksack geschleudert, beinahe wäre das Perlon in Flammen aufgegangen. Wir essen kalten Sanddorn mit Zwieback und fluchen.

Die ganze Nacht über wütet der Schneesturm, man muß sich gut an den eingeschlagenen Haken halten, und der Biwaksack rattert wie ein Maschinengewehr die ganze Nacht. Aber wir haben da oben auch Romantik: Unser kleiner Transistor bringt zu allem Tanzmusik, die tollsten Schlager — und die scheußlichsten Wetterberichte! Meine Gedanken drehen zurück zu den letzten zwei Tagen in der Wand, wo bisher alles glatt verlaufen ist. Soll etwa alles umsonst gewesen sein? Nur einmal, ich befand mich zirka 20 Meter senkrecht über Erich, da hielt plötzlich ein angefrorener Stein meine Belastung nicht aus. Gerade konnte ich noch das Gleichgewicht halten! Dieser Stein hat dann Erich getroffen, eine Platzwunde auf der Stirne war das Resultat. Erich hat aber auf die Zähne gebissen. Wir werden schon durchkommen, man muß nur die Nerven behalten! Solche Sachen sind auch eine Nerven- und Geduldsprobe. Erich hat die Ruhe weg, er ist auch jetzt nicht nervös; so einen Partner wünsche ich mir immer, so muß es sein und nicht anders!

Montag, 5. Februar, 8 Uhr. In Zermatt stürmt es, und die Leute trauen sich nicht vor das Hotel — das haben wir später erfahren —, und wir sind 200 Meter unter dem Gipfel des „Hornes“, 4300 Meter. Der Weg zum Leben ist der Weg über den Gipfel, weiter über den verschneiten Hörnligrat abwärts zur Solvayhütte. Kaum 20 Meter sehen wir in dieser weißen Hölle, jedoch das Gelände ist nicht mehr so schwer. Wir vereinbaren, uns zu einer Fünfer-Seilschaft zusammenzuschließen. Je höher wir gegen den Grat kommen, desto weniger versteht man sein eigenes Wort in diesem Orkan. Wir schauen wüst aus, die Augen mit Eis verkittet, an Mund und Nase Eiszapfen. Die schwarzen Flecken im Gesicht, diese Erfrierungen, die wir zwei Tage später in Zermatt feststellen, erhielten wir hier.

Während dieser Stunden glaubten wir trotzdem an unseren Erfolg, und tatsächlich erreichten wir, gleichzeitig kletternd, so gegen Mittag den Gipfel. Fast am Bauch liegend, überqueren wir den Gipfelgrat. Vom Gipfelkreuz stehen halbmeterlange Eiskaskaden gegen Italien. Wir halten uns nicht eine Minute auf da oben, wir müssen hinunter zur Solvayhütte.

Der Abstieg ist ein Abenteuer für sich. Alles verschneit! Oft müssen wir abseilen, gut sichern, denn bis zu zwei Meter ist hier der Preßschnee angeweht. Nach zirka sechs Stunden erreichen wir die Unterstandshütte. Paul Etter reicht uns heißen Tee entgegen; die Schweizer haben den Gipfel schon gestern abend erreicht. Hilti von Allmen kann keinen Tee mehr reichen, seine sämtlichen Finger sind dunkelblau angeschwollen. Erfrierungen dritten Grades! Ich bin erschüttert.

Mit dem restlichen Benzin aller sieben Mann schmelzen wir Schnee. Er liegt ja in der Hütte. Dieser Unterstand, der wie ein Schwalbennest am Grat klebt, liegt noch immer in einer Höhe von 4000 Meter.

6. Februar. Der Weg ins Tal ist beschwerlich und dauert noch zehn Stunden. Dann können wir endlich zurückblicken auf die unheimliche Silhouette des Matterhorns. Gleichmäßig wie immer wehen die Schneefahnen vom Gipfel und von den Graten. Kalt muß es dort oben sein! Doch wir sind endgültig in der Welt der Sicherheit, gewonnen! Die erste Winterdurchsteigung der Nordwand ist uns geglückt!

Österreichische Karakorum-Expedition 1961

VON ERICH WASCHAK, WOLFGANG AXT
UND IGNAZ OBERMÜLLER

(Mit 4 Bildern, Tafel XVIII und XIX)

Wunschtraum Himalaja!

Wirklichkeit werdende Erfüllung für uns fünf Kameraden der Bergsteigergruppe der Sektion Österreichischer Gebirgsverein, Karl Ambichl, Wolfgang Axt, Raimund Heinzel, Ignaz Obermüller und mich, als am 28. März 1961 die große Fahrt begann.

Wieso Mount Ghent, 7400 m?

Schon 1957 wurden in unserer Bergsteigergruppe Pläne gesponnen, einmal eine Expedition in den Himalaja zu entsenden. Die Schaffung eines eigenen Expeditionsfonds der Sektion war der erste Schritt für ein solches Unternehmen.

Zwei Jahre später waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß wir bei der indischen Botschaft um die Bewilligung für Ersteigungen in der Sasirgruppe (ca. 77° 50', 34° 50') im großen Shyokbogen ansuchten.

Diese wenig erschlossene, selbständige Berggruppe mit drei Siebentausendern und dem höchsten Berg, dem Sasir Kangri, 7642 m, schien uns ein geeignetes und vor allem würdiges Ziel.

Doch leider!

Wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Indien versagte uns die Bewilligung.

Inzwischen waren Monate vergangen, und als wir mit den neuen Zielen: Masherbrum, 7821 m, und Saltoro Kangri, 7742 m, an den Verwaltungsausschuß des ÖAV herantraten, hatte bereits die Sektion Austria für 1960 die Unterstützungszusage erhalten.

Wie sicherlich noch in Erinnerung, gelang dieser Expedition dann ein ganz großer Erfolg, die Erstersteigung des Distaghil Sar, 7885 m, den man fast schon als Achtausender ansprechen kann.

Auch unser als erstes Ziel genannter Berg, der Masherbrum, war in diesem Jahr gefallen. Wiederholt hatten es die Engländer versucht, bis 1960 eine amerikanisch-pakistanische Gruppe den Gipfel dieses Matterhorns des Karakorum betreten konnte.

Mit der Förderung unserer Expedition für 1961 durch den Verwaltungsausschuß in Innsbruck waren für uns in der Heimat alle Wege geebnet. Weniger einfach gestaltete sich die Bewilligung für den Saltoro Kangri durch die pakistanische Regierung. Einmal schon war unser Ansuchen abgelehnt worden. Im Zeitdruck mußten wir schließlich den österreichischen Botschafter in Karachi, Herrn Dr. Fritz Kolb, bitten, bei neuerlicher Verweigerung der Erlaubnis für den Saltoro Kangri uns jene für die Berge um den Kondusgletscher, Mount Ghent, 7400 m, Sherpi Kangri, 7303 m, und K 6, 7280 m, zu erwirken.

Mit Datum vom 1. Februar 1961 traf dann die telegraphische Nachricht aus Karachi ein, daß wir anstatt des Saltoro Kangri die drei obengenannten Berge bewilligt bekommen hätten.

Die gesamte Saltorogruppe ist den bekannten Sieben- und Achttausendern des Baltoro-
gletschers südöstlich vorgelagert. Auf einer Länge von 40 km krönen vier selbständige
Siebentausender diesen Zug westlich des Siachengletschers.

Den Bergen entgegen

Die dreizehn Tage auf dem Schiff von Genua bis Karachi vergingen wie im Fluge.
Bis Aden waren wir vollauf damit beschäftigt, die 6000 Grußkarten zu schreiben. Ihre
Bestellung bereicherte unser Expeditionsbudget um rund 50.000 Schilling.

Um so weniger mußten wir in Karachi selber machen. Die österreichische Botschaft
hatte in mehr als väterlicher Weise bereits für uns gesorgt. Eine Spedition kümmerte sich
um unser Gepäck, wir selber wurden in das schon reservierte Quartier gefahren, ja auch
die Fahrkarten für den Expreszug nach Rawalpindi hatte der Kanzler der Botschaft
ebenfalls schon in der Tasche.

Ein Empfang in der österreichischen Botschaft und mit dem Herrn Botschafter eine
Audienz beim Unterrichtsminister bildeten den Abschluß unseres Aufenthaltes in Karachi.

Sechszwanzig Stunden donnert der Tex-Gam-Expres nach Norden. Er verbindet
Karachi mit den dichtbesiedelten Nordprovinzen. Einzelne, in ihre langen, wallenden
Gewänder gehüllte, von der Sonne versengte Gestalten, um persische Wasserräder im
nimmermüden Kreislauf trotende Büffel, weite sandige Wüstenflächen, Dörfer und kleine
Städte flogen wie im Traum an uns vorbei. Kurz vor Rawalpindi tauchten im Dunst der
Ferne die ersten Berge auf, dann wühlte sich auch schon der Zug in das lärmende und
kreischende Bahnhofsgetümmel dieser zweiten Hauptstadt Pakistans.

Die Blumenstadt Rawalpindi erlebten wir nur am Rande. Ähnlich wie in Karachi
hastete ich auch hier von einem Amt zum andern. Bewilligungen, Erlaubnisscheine und
Meldezettel füllten langsam meine Tasche. Im Militärhauptquartier traf ich zum ersten-
mal auch unseren Begleitoffizier, Captain Aman Ullah Khan, einen zwei Meter großen,
stattlichen Mann aus Peshawar, der dann die nächsten Monate mit uns verbrachte.

Unsere Geduld wurde noch auf eine harte Probe gestellt, als wir durch die schlechten
Flugwetterbedingungen dreimal vergeblich auf den Flugplatz fuhren. Am vierten Tag
aber klappte es und wir flogen.

Vom Nanga Parbat sahen wir leider nichts. Um so eindrucksvoller schaukelte unsere
gebrechliche Dakota durch die riesenhafte Indusschlucht Skardu entgegen.

Im Indus-, Shyok- und Kondustal

Ruhig und gelassen umfließt in weitem Bogen der Indus den Burgfelsen von Skardu.
Der Amtssitz des Political Agent, etwas außerhalb des Ortes, liegt inmitten hoher Pappel-
bäume wie auch unser Gästehaus.

Auf einem großen Lastwagen wurde in zweimaliger Fahrt das Expeditionsgepäck vom
Flugplatz gebracht. Gleich drängten auch die ersten Baltis in den Hof. Jeder wollte sofort
als Träger aufgenommen werden. Viele von ihnen rollten verschmutzte Blätter aus den
Krempe ihrer Hüte. Bestätigungen früherer Expeditionen, bei denen sie schon als Träger
gearbeitet hatten. Es waren gute und weniger gute, aber auch manche lustige Bescheini-
gungen dabei. Eine davon will ich hier wiedergeben:

Er trug für einen,
er rauchte für zwei,
er maulte für drei,
er aß für vier,
drum laß ihn besser hier.

Der Political Agent hatte alle Pferdebesitzer und Träger verständigt. Außerdem besaß er eine Liste über bereits bewährte Leute. So war es für uns nicht schwierig, die beiden Hochträger, 25 Pferde und 12 Träger, die wir brauchten, zu bekommen. Einer der beiden Hochträger, Ghulam Rasul, wurde der für alle Träger verantwortliche Sirdar.

Der Marsch von Skardu bis zum Fuß des Kondugletschers ist ein Weg durch eine Wüstenlandschaft. Kahle Berghänge flankieren die Täler, und die einzigen Vegetationsinseln sind die wenigen Dorfoasen. Dort hat man das Wasser der aus den Nebentälern herabkommenden Bäche mit Hilfe von kleinen Dämmen und Kanälen auf die Felder geleitet. Diese weit auseinander liegenden Dörfer mit ihren gerade blühenden Pfirsich- und Marillenbäumen waren unsere Etappenziele.

Meine Kameraden hatten das gesamte Expeditionsgut in genau gewogene Lasten zusammengestellt. Zwei maunds, das sind 75 kg, trägt jedes Pferd und 30 seers, also 30 kg, jeder Träger. Obwohl die ersten Tragtiere und Träger bereits um 6 Uhr früh vor dem Gästehaus eintrafen, wurde es doch 9 Uhr vormittags, bis auch der letzte Treiber sein störrisches Pferd in Gang gesetzt hatte.

Genau 100 km sind es bis Khapalu, wo die Wege aus dem Shyok-, Kondus- und Hushetal zusammentreffen. Bis dorthin führt auch eine „Jeepstraße“. Flugsand, Geröllhalden und Steilabbrüche machen der pakistanischen Regierung schwer zu schaffen, die Straße in einem auch für Jeeps einigermaßen fahrbaren Zustand zu halten.

Der Innsbrucker Bergführer und erfahrene Himalajamann Ernst Senn war diesen Weg als Leiter einer Kleinexpedition schon gegangen. Er hatte uns erzählt, daß er auf dieser Strecke sechs Kilogramm abgenommen hatte. An ihn mußte ich denken, als wir endlich in Gol eintrafen. Das erste Teilstück war geschafft. Zugleich aber auch das beschwerlichste und längste. Acht Stunden lang hatten wir uns in tropischer Hitze durch 32 km Sand gequält. Dazu war die Luft derartig trocken, daß uns die Schleimhäute der Nase platzten. Später sind wir dann nie mehr so spät aufgebrochen. Ja auf dem Rückmarsch, in der noch ärgeren Sommerhitze, haben wir oft schon vormittag das gewünschte Etappenziel erreicht.

Nach Gol verließen wir den Indus und damit auch die Route, über die man vor dem Kaschmirkonflikt weiter nach Leh und von Srinagar aus nach Skardu und in die Bergtäler des Karakorum gelangte.

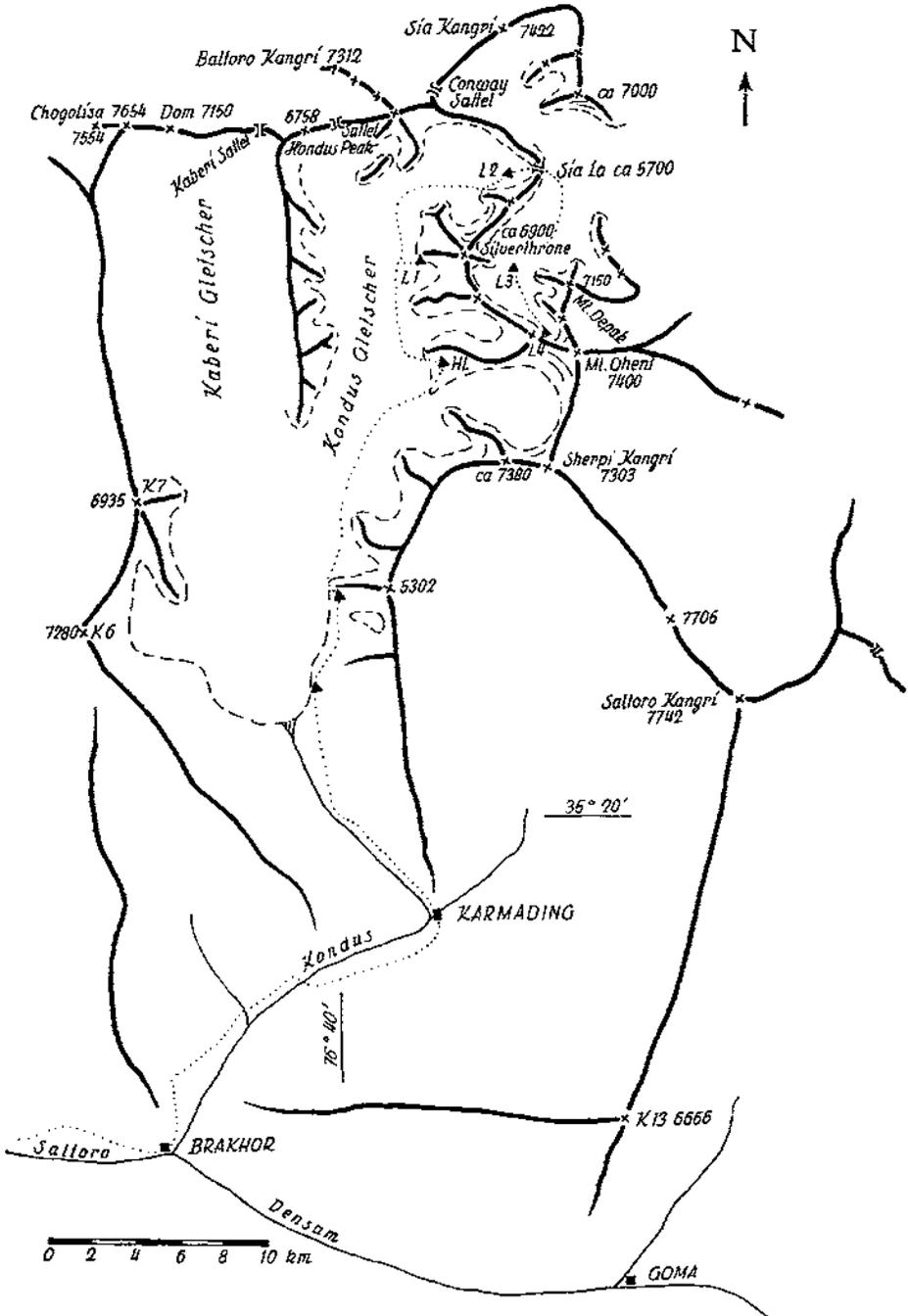
Bwali und Kurpark waren unsere nächsten Tagesziele vor Khapalu. In einem Dorf vor Khapalu wurden wir festlich empfangen. Auf dem Dorfplatz hatten die Einwohner Teppiche über Bettgestelle gebreitet. So, würdig inmitten der vielen Neugierigen sitzend, bewirtete man uns mit Trockenobst, Mandeln und gekochten Eiern. Natürlich erwartete man von uns eine Gegengabe. Mit Zigaretten und Zuckerln für die Kinder hofften wir, das Richtige getroffen zu haben. Ganz wurde ich aber den Verdacht nicht los, daß dieser festliche Empfang weniger uns galt, als vielmehr unserem Sirdar, Ghulam Rasul. Es begleitete uns weiter nach Khapalu eine ganze Schar Männer und Burschen. Sie alle drängten sich um den Sirdar, der, ohne selber das Geringste zu tragen, huldvoll um sich werben ließ.

In Khapalu mußten wir die Pferde zurückschicken und dafür neue Träger aufnehmen. In wilder Schar erdrückten uns fast die vielen Baltis, die alle als Träger mit uns kommen wollten. Rasul schlug uns die auszuwählenden Männer vor, und dabei zeigte es sich, daß alle aus dem gastfreundlichen Dorf von ihm bevorzugt wurden.

Zu den Verpflichtungen jeder Expedition gehört es auch, auf dem An- und Rückmarschweg die Bevölkerung medizinisch zu betreuen. So hielten wir überall, wo wir die Zelte aufschlugen, auch immer unsere Ordinationsstunde. Während sich die anderen Teilnehmer um die Ordnung der Lasten, das Aufstellen der Zelte und das Kochen kümmerten, befaßte ich mich mit den echten und den vielen nur simulierten Krankheiten und Leiden der Träger und der Ortsbewohner. Rasul, der von seinen früheren Expeditionen her einige Brocken Englisch konnte, half mir dabei. Alle wollten sie ein Pulver, eine Pille oder, wenn möglich, gar einen schönen, weißen, großen Verband.

Über schwingende Notbrücken aus übereinandergelegten Stämmen, die an jedem Ufer

nur durch große Steinhäufen niedergehalten wurden, überquerten wir den Shyok und den Kondus. Noch hatte die Schneeschmelze nicht eingesetzt, und beide Flüsse waren harmlose, sanfte Gewässer. Beim Rückmarsch aber standen wir an derselben Stelle vor einem Strom gleich unserer Donau. Wo früher die Stammbrücke über den Shyok gestan-



den war, gurgelte graues, eisiges Schneewasser. Einen ganzen Tag lang brauchten wir, um auf einem wackeligen Floß aus aufgeblasenen Ziegenhäuten wieder nach Khapalu ans andere Ufer zu kommen.

Immerhin trennten uns noch 70 km vom Kondusgletscher. Die uns begleitenden Berge wurden immer höher und wilder. Einen ersten grandiosen Auftakt erlebten wir am Zusammenfluß von Kondus und Hushe.

Graue Nebelschwaden hatten uns die Sicht auf die umgebende Landschaft verwehrt. Da brach die Sonne durch, und aus dem Grau wuchsen steile, kühne Gipfel. Schneebedeckte Sechstausender gegen blühende Pfirsichbäume im Vordergrund.

Das zweite überwältigende Bild durften wir in Karmading erschauen. Ein gewaltiger Finger aus mauerghattem Granit, 1000 Meter hoch, wir nannten ihn den Däumling von Karmading, bewacht dort den Eingang ins Khorkondustal zum Salto und Sherpi Kangri. Und von da an steigert sich dieses Furioso aus Pfeilern, Wänden und Türmen, die den Kondus begleiten, und findet seinen Höhepunkt in den Flanken des K 6.

Auf dem Kondusgletscher

Wie ein bei rauhem Wind gefrorener Strom, breit und behäbig, füllt der Kondusgletscher das ganze Tal. Schotter, Schotter, Eis und wieder Schotter. Vierundzwanzig Träger hatten sich geschaut, auch mit hinauf auf den Gletscher zu kommen. Wir wechselten sie in Karmading aus. Diese Karmadinger sind ganz urwüchsige Burschen. Zottig und wild, hätte man sich fürchten können, ihnen allein bei Nacht zu begegnen. Aber der Schein tög. Es waren die besten Leute, die man überhaupt bekommen kann. Sie sind später barfuß zwei Tage lang durch den Schnee gestapft, um ihren Sahibs zu helfen. In der Erwartung, daß dieser Marsch auf dem Gletscher, einen Schotterberg hinauf, die nächste Geröllhalde wieder hinunter, dieses endlose Auf und Ab, den Baltis aus den tieferen Tälern zu viel werden würde, kam eine stattliche Schar aus Karmading, ohne als Träger aufgenommen zu sein, mit. Überglücklich traten sie dann im ersten Zwischenlager auf dem Gletscher an die Stelle von zwölf Baltis, die zurückgingen.

Aus Vorträgen und Berichten anderer Expeditionen wußten wir um die Schwierigkeiten, die durch die Träger schon aufgetreten waren. Seien es Trägerstreiks, sei es der Verlust bzw. das Abhandenkommen von Expeditionsgut. Ich kann von keiner derartigen Unannehmlichkeit berichten. Wir sind mit den Leuten bestens ausgekommen. Ja sie haben sich mehr, als man es hätte erwarten können, für uns eingesetzt.

Der Anmarschweg von Khapalu bis zum letzten Ort Karmading ist ein fest ausgetretener Pfad. Diese Strecke wird daher auch nach dem Reglement der pakistanischen Behörden noch als „Marsch in der Ebene“ gewertet, und jeder Träger hat 30 seers zu tragen. Von Karmading aufwärts gilt als Regel „Marsch im Hügelgebiet“ und als weitere Steigerung „Marsch auf dem Gletscher“. Für den Marsch im Hügelgebiet sind nur mehr 24 seers Gewicht Vorschrift, während auf dem Gletscher die Expedition die Träger mit Schuhen, Sonnenbrillen und Zelten bzw. Zeltplanen auszurüsten hat. Somit wären wir in Karmading gezwungen gewesen, alle Lasten auf wieder 24 seers umzupacken. Nach vorheriger Aussprache mit dem Begleitoffizier fragten wir die Träger, ob sie ihre 30 seers weitertragen wollten. Wir würden ihnen den entsprechenden Anteil, also genau ein Viertel, mehr bezahlen. Damit waren sie alle einverstanden.

Schon bald nach dem Zwischenlager I begann der Schnee. Die zuerst einzeln verstreuten Flecken wuchsen rasch zu einer immer mehr geschlossenen Schneedecke zusammen. Es wurde unmöglich, einen Weg nur über Schotter und Geröll zu finden.

Während des Marsches und auf den Lagerplätzen blieben die Träger immer in kleineren Gruppen beisammen. Die Leute aus den verschiedenen Dörfern bildeten unter sich eine feste Gemeinschaft.

Sofort, als die Trägerkolonne im Zwischenlager II eintraf, begann eine wilde Jagd der einzelnen Gemeinschaften nach Holz. Bis in eine Höhe von rund 4000 Metern findet man entlang des Kondusgletschers ein latschenartiges Zederngewächs, das oft aus den schier unzugänglichsten Rissen mitten in den steilen Plattenwänden hervorsprießt. Knorrige Strünke von ganz beachtlicher Größe sind darunter. Bald hallte das Tal wider vom Dröhnen stürzender Steine und fallenden Holzes. Die Träger kletterten in den Wänden herum, und wo sie nicht selbst an die Stämme heran konnten, versuchten sie von höheren Plätzen aus, mit großen Steinen das Holz aus den Wänden zu schmettern. Nicht lange, und es loderten lustig die Feuer, die auch durch die ganze Nacht unterhalten wurden.

Einen Tagesmarsch müßten die Träger noch durchhalten, dann könnten wir die künftige Basislagerstelle am Zusammenfluß von Kondus- und Sherpigletscher erreichen. Für 25 Träger hatten wir Schuhe, Brillen und Zeltschutz mit, um mit ihnen das Expeditionsmaterial in Pendelschichten höher auf den Gletscher zu schaffen. Ein solches Vorhaben hätte aber lange Zeit in Anspruch genommen. Wir waren aber schon viel zu ungeduldig, weiter vorzustoßen, besonders seit wir zum erstenmal unser Ziel, den Mount Ghent, gesehen hatten. Als weiße spitze Pyramide grüßte er uns über den Granittürmen der kleineren Seitenberge des Sherpigletschers. Mit Hilfe von Captain Aman und Sirdar Rasul brachten wir die Träger dazu, freiwillig gegen ein geringes Bakschisch und Zigaretten auch noch diese letzte Anmarschetappe zu einem guten Ende zu bringen. Ich muß heute noch den Einsatzwillen unserer Baltis bewundern. Viele hatten die Füße nur notdürftig mit Fetzen umwickelt, manche waren sogar barfuß. So mühten sie sich, oft bis zu den Hüften im Schnee versinkend, ab, voranzukommen. Wirklich dankbar, zählte ich sie aus. Alle Karmadinger versicherten, sofort auch für den Rückmarsch wieder zu kommen, dann eilten sie talwärts.

Im Basislager

Wir waren allein. Es blieb uns nicht lange Zeit zu besinnlichen Überlegungen. Vor Einbruch der Nacht mußten wir halbwegs einige Stellen auf der Moräne so weit ebnen, daß wir die Zelte aufstellen konnten. Aus den kunterbunt durcheinanderliegenden Lasten sortierten wir nur das aus, was wir für diese Nacht brauchten. Am nächsten Tag erst wollten wir uns den endgültigen Lagerplatz suchen und einrichten.

Eine vollkommen ebene Stelle zwischen den Moränen des Kondus- und Sherpigletschers wurde dieser künftige Basislagerplatz. Zwei Tage lang schleppten wir alle, auch der Begleitoffizier half wacker mit, das gesamte Gepäck ins Lager. Die Zelte wurden verankert, und aus dem hohen Stapel der Verpflegungsbehälter übergaben wir unter der Kontrolle von Captain Aman den beiden Hochträgern ihre Rationen für die kommenden Wochen.

Als freudige Überraschung kam auch schon zum erstenmal der Postläufer.

Die zweite freudige Überraschung war das Sichten einer ganzen Herde von Steinböcken. Es war faszinierend, die Tiere zu beobachten, wie sie anscheinend mühelos über die abweisendsten Platten hinaufstiegen. Wir dürften sie mit unserem Lager von einem ihrer Stammplätze vertrieben haben. Sie gewöhnten sich aber im Laufe der Wochen an uns und kamen dann später bis auf hundert Meter an unsere Zelte heran.

In den Hochlagern

Das Meteorologische Institut in Karachi hatte unser Ansuchen um einen täglichen Wetterbericht bewilligt. Mit Radio Pakistan und der meteorologischen Station in Rawalpindi hatten wir vereinbart, daß täglich um 20 Uhr nach den Nachrichten unser spezieller Wetterbericht durchgegeben würde. Ganz ausgezeichnet konnten wir in der Basis diese

Wettervorhersage auf Kurzwelle empfangen. Die Wettervorschau wurde uns immer für die folgenden drei Tage gesendet und enthielt außer der Großwetterlage auch die in den verschiedenen Höhen zu erwartenden Temperaturen und Windstärken.

Für die nächsten Tage war der Wetterbericht nicht gerade rosig, aber trotzdem starteten wir am 7. Mai zu unserem ersten Vorstoß. Neun Stunden spürten wir abwechselnd über den breiten Kondusgletscher aufwärts. Spalten waren kaum zu befürchten, dazu lag noch viel zuviel Schnee. Aber trotz diesigem und nebligem Wetter machte uns die brütende Hitze schwer zu schaffen. So deponierten wir um 2 Uhr nachmittags alle heraufgeschleppte Ausrüstung und stapften zurück in das Basislager. Der Begleitoffizier hatte schon ein Stück vorher seine Bemühungen aufgegeben. Seine Last ließen wir, mit Skistöcken ausreichend markiert, einfach liegen.

Vom Basislager bis in die Scharte unter dem Westgrat des Mount Ghent, wo später das Hochlager IV stand, waren es 34 km. Dreiundzwanzig Kilometer davon entfielen auf den Kondusgletscher. Dieser Gletscher fließt vom Sia La herab zuerst in westlicher Richtung und wendet sich dann nach Süden, um einige Kilometer unterhalb unserer Basis wieder nach Südwesten abzubiegen. Sein Gefälle ist, abgesehen von dem Stück zwischen Sia La und seinem Knick nach Süden, sehr gering. Diese Flachheit und sein noch so tief verschneiter Zustand waren für die Benützung unserer mitgenommenen Kurzskier äußerst günstig. Ich war zu Hause gar nicht begeistert gewesen, Kurzskier mitzunehmen. Auf dem Kondusgletscher aber war ich Ernst Senn dankbar, daß er uns dazu geraten hatte.

Den folgenden Tag schneite es ununterbrochen. Erst am Nachmittag des zweiten Tages klarte es auf. So wollten wir es mit den Kurzskiern das zweitemal versuchen. Zehn Kilometer oberhalb des Basislagers bauten wir am linken Moränenrand drei Zelte auf und gingen dann zurück, um das Depot vom ersten Vorstoß auch ins Hochlager I zu schaffen. Axt und Heinzel waren dazu ausersehen, im Hochlager II zu bleiben und den Weiterweg über den Sia La zu erkunden. Daher ließen wir anderen unsere persönliche Ausrüstung im Lager I zurück und füllten unsere Rucksäcke nur mit Verpflegung und Material, das für den Ausbau der weiteren Lager höher gebraucht wurde. Um 5 Uhr kamen wir erst vom Lager I weg. Viel zu spät, denn in der Windstille setzte uns die ganz enorme Strahlungshitze arg zu. Wir zogen daraus die Lehre und starteten in der Folge von allen Lagern schon spätestens um 3 Uhr früh, manchmal sogar noch früher. Der Anblick des viergipfeligen, mächtigen Klotzes, des Baltoro Kangri und des wuchtigen Trapezes der Chogolisa ließ uns aber doch die Mühe vergessen. In meiner Begeisterung zu photographieren, hatte ich zu oft die Sonnenbrille abgenommen und meine Augen tränkten und schmerzten schon stark, als wir Axt und Heinzel allein im Hochlager II zwischen den näher gerückten Eiswänden unter dem Sia La zurückließen und ins Lager I abfuhren. Während der Abfahrt verschlechterte sich mein Zustand zusehends, so daß ich nur mehr meine Kameraden, die vor mir herfuhren, schemenhaft wahrnehmen konnte. Die Nacht über im Lager I tropfte ich mir dauernd ein Linderungsmittel in die Augen. Trotzdem war ich am anderen Tag fast blind. Ambichl und Obermüller lotsten mich im wahrsten Sinne des Wortes hinunter in die Basis. Dort konnte ich mit einem kühlenden Salbenverband dann bald meine Augen wieder in Ordnung bringen. Mittags kamen auch Axt und Heinzel zurück. Es hatte im Hochlager II oben dauernd geschneit. Sie waren nicht über das Lager hinausgekommen, so fuhren sie ebenfalls in die Basis ab.

Vier Tage zwang uns das schlechte Wetter, in den Zelten des Basislagers zu verweilen. Bei unserem neuerlichen Vorstoß gingen Axt und Heinzel nur mit ihrer persönlichen Ausrüstung gleich in einem Zug zum Hochlager II durch, während wir mit den beiden Hochträgern neuen Nachschub nach Lager I und am folgenden Tag nach Lager II brachten. Inzwischen waren Axt und Heinzel vom Lager II schon über den Sia La höhergespurt und hatten bereits am Fuß des Silverthrones, eines Berges knapp an der Grenze von 7000 m, der von Senn zum erstenmal erstiegen worden war, ein Depot für das künftige Lager III errichtet. Zu fünft trugen wir jetzt über den Sia La unsere Lasten. In unbe-

rührter Einsamkeit lag vor uns das weite Becken des Siachengletschers, über dessen jenseitigem Rand sich die Berge auftürmen in vielen Ketten und Spitzen zum steilen Gipfel des Teram Kangri an der Grenze nach China. Und zurückblickend stand über dem Conwaysattel die gigantische Kette der vier Gasherbrums. Während Axt und Heinzl zurückblieben, fuhr Obermüller und ich wieder ab. Ambichl hatte kurz nach Überschreitung des Sia La aufgegeben und war allein ins Lager II zurückgekehrt, während wir seine Last, auf alle verteilt, nach Lager III mitgenommen hatten. Zwei Tage nach uns trafen auch die beiden Kameraden aus dem Lager III wieder in der Basis ein. Sie berichteten, daß sie den Silverthron zum zweitenmal erstiegen hatten. Außerdem hatten sie auch bereits in der Scharte des Westgrates des Mount Ghent das vierte Hochlager aufgestellt und es auch schon mit Luftmatratzen und Verpflegung ausgerüstet.

Tag für Tag verging und niemals hörten wir eine günstig lautende Wettervorhersage. Bis jetzt waren die Vorhersagen immer genau eingetroffen, so daß wir kaum hoffen konnten, Radio Pakistan würde sich irren, und es würde trotz gemeldeten Schlechtwetters schönes Wetter kommen. Wir begannen ungeduldig und unruhig zu werden. Der Monsuneinbruch für Ostpakistan und den Mittelhimalaja war bereits seit Tagen gemeldet.

Nach elf Tagen schien sich die lang erwartete Wetterbesserung anzubahnen. Fieberhaft bereiteten wir alles vor, was wir mit in die Hochlager nehmen wollten. Es sollte unser letzter und erfolgreichster Vorstoß sein.

Ausklang

Am 3. Juni hatte Wolfgang Axt den Gipfel des Mount Ghent erreicht. Genau acht Tage später saß ich in der schon beginnenden Dämmerung ein Stück abseits des zweiten Zwischenlagers auf einem Moränenblock. In Gedanken erlebte ich nochmals die Ereignisse der letzten Tage. Angefangen von dem Resultat einer Erkundung des Sherpigletschers, daß der Sherpi Kangri von dieser Seite aus nicht zu ersteigen ist. Weiters die glückliche Rückkehr von Ambichl, Axt und Obermüller und ihre vor Freude sich übersprudelnden Worte, daß der Gipfel erreicht worden sei. Ferner das pünktliche Erscheinen der Träger, die der nach Karmading geschickte Sirdar Ghulam Rasul heraufbrachte. Und schließlich das Verbot des Begleitoffiziers, weder den Sherpi Kangri noch den K 6 aus einem anderen Tal ersteigen zu dürfen, da unsere Bewilligung ausdrücklich nur für den Kondusgletscher und seine Seitenarme erteilt worden sei. Daß der K 6 von der Kondusseite aus wohl kaum je ersteigen werden dürfte, war uns beim Anmarsch schon klar geworden.

So haderte ich, allein in der Stille sitzend, mit unserem Schicksal. Der Erfolg hatte uns Selbstvertrauen gegeben, Zeit hatten wir noch genug, aber nicht einmal eine Erkundung an einer anderen Seite der Berge wurde uns gestattet.

Je mehr aber auch die Schatten der Nacht hinaufkrochen zu den Gipfeln, desto ruhiger wurde auch ich. Ich blickte hinüber zu der noch ganz schwach erkennbaren Chogolisa und war dem Schicksal dankbar, daß ich alle Kameraden gesund und heil wieder in die Heimat zurückführen durfte.

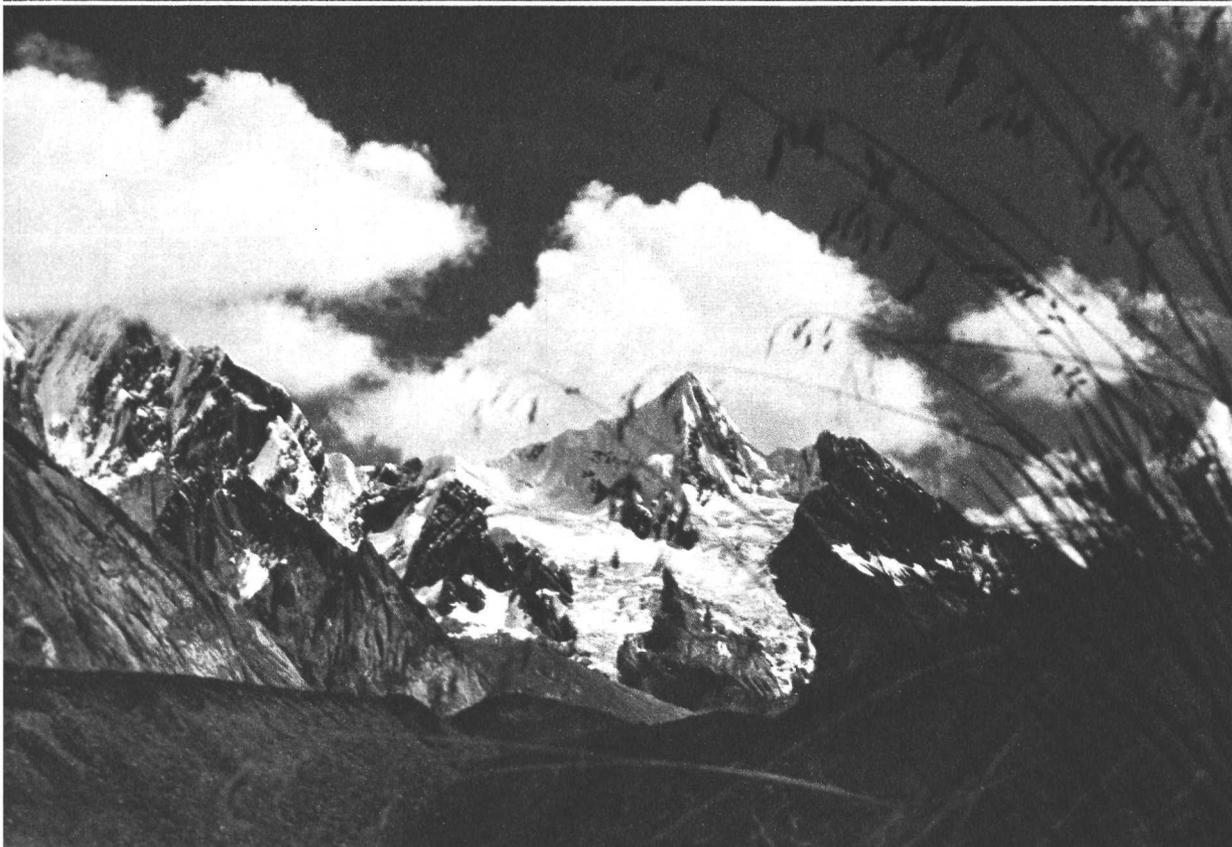
Im Sturm am Mount Ghent (von Wolfgang Axt)

Steil zieht der letzte Hang zum Lager IV empor. Keuchend halte ich alle zehn Schritte ein. Ich kann kaum mehr stehen, so haben mir die Anstrengungen der vergangenen Stunden und die enorme Strahlungshitze zugesetzt. Die Spuarbeit ist aber auch die denkbar unangenehmste: Grundloser, aufgeweichter Firnschnee, der wie Pech an den Skiern klebt.

Dazu brennt die Sonne senkrecht vom Himmel, und der schwere Rucksack drückt unbarmherzig ins Kreuz. Die Luft ist glasklar wie kaum jemals in den Alpen und die Hellig-



Oben: Koh-i-Marchech (6060 m) und Shakh-i-Kabud (6100 m) – Unten: Aufstieg zum Shakh-i-Kabud (Aufn.: Traunsteiner Hindukusch-Expedition 1961)



Oben: Siulá grande vom Carhuasee – Unten: Jirishhanca chico vom Siulásee

(Aufn.: Anden-Expedition der Sekt. Oberland des DAV)

keit so intensiv, daß ich selbst hinter meiner starken Schutzbrille blinzeln muß. Wehe dem Stückchen Haut, das unbedeckt den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist! Im Nu schmerzt es. Aus meinem Reservehemd habe ich mir einen Turban gedreht, der ein wenig Schatten spendet. Kaum glaublich, daß über 6000 m eine solche Hitze herrschen kann.

Ich mobilisiere meine letzten Reserven und erreiche gegen 1 Uhr unser in einer Scharte am Beginn des Mount-Ghent-Westgrates gelegenes Lager IV in 6400 m Höhe. Es besteht aus einem Sturmzelt, das wir sorgfältig mit Winkeleisen und Skistöcken befestigt hatten. Zu meinem Glück, denn der in den letzten Tagen herrschende Sturm hat es ganz eingedrückt. Ich putze den Schnee weg, richte es wieder auf und spanne die Schnüre. Von meinen Kameraden Ignaz Obermüller und Karl Ambichl ist noch nichts zu sehen. So öffne ich eine Obstkonserve, um mich ein wenig zu stärken. Der zehnstündige Marsch von Lager II herauf hat mir ziemlich zugesetzt. Trotz des Riesenhungers bringe ich kaum etwas hinunter. Merkwürdig! Im Schatten des Zeltens ruhe ich mich ein wenig aus.

Den für den Anstieg vorgesehenen Westgrat kann ich von hier aus bis knapp unter den Gipfel gut überblicken. Zwei Steilaufschwünge machen mir Sorge. Der kurze Felsgrat am Beginn und weiter oben eine Séraczone. Ich beruhige mich mit dem Gedanken, daß sie vielleicht zu umgehen sein werden. Inzwischen ist die Sonne untergegangen, nur die höchsten Gipfel schimmern noch rosarot im letzten Licht der Sonne. Es sind lauter berühmte Namen. Ehrfurchtsvoll schaue ich zu diesen Gipfeln hinüber. Dort steht die kühne Gasherbrum-Kette, dahinter die breite Masse des Broad Peak. Links davon das eindrucksvolle Trapez der Chogolisa.

Es wird empfindlich kalt. Das Thermometer zeigt — 20 Grad! Ich ziehe alle verfügbaren Kleidungsstücke an und halte nochmals Ausschau nach den beiden Kameraden. Wir waren zugleich um 3 Uhr bei Mondschein vom Lager II aufgebrochen. Am Vortag hatte Erich Waschak den neuesten Wetterbericht aus dem Basislager mitgebracht, der zwei Schönwettertage und dann endgültigen Monsuneinbruch voraussagte. Um den Gipfel zu erreichen, müßten wir also am ersten Tag von Lager II zum Lager IV vorstoßen, das sind 1200 Höhenmeter und 14 km Entfernung! Erich Waschak und Raimund Heinzel fühlten sich nicht in Form. Sie stiegen daher wieder zur Basis ab, während wir drei eine Entscheidung erzwingen wollten.

Ich bin dann vorausgegangen, um die günstigste Route zu suchen, und habe Naz und Karl später aus den Augen verloren. Wahrscheinlich werden sie wegen der schlechten Schneeverhältnisse auf Lager III geblieben sein. So bin ich jetzt ganz auf mich selbst angewiesen. Ich versuche, mir ein warmes Getränk zu bereiten. So ein Mist! Ich habe nur Trockenspiritus heroben, der nicht brennen will. Mit Mühe gelingt es mir, etwas Ovomaltine zu wärmen und in eine Thermosflasche abzufüllen. Ich ziehe mich in den warmen Daunenschlafsack zurück. Quälende Gedanken überfallen mich. Soll ich den entscheidenden Gang wagen? Die Vernunft sagt mir: „Warte, bis deine Kameraden heraufkommen“, aber eben diese Vernunft sagt auch: „Probier es nur, es ist die letzte Séraczone. Erwinnere dich an den Wetterbericht.“ Die Stille ist bedrückend, nur die Luft scheint in der Kälte zu knistern. Oder ist es der gefrorene Hauch an der Zeltinnenwand? Die Gedanken weilen bei meinen Kameraden. Naz und Karl werden bestimmt am folgenden Morgen hierherkommen, und so ist wenigstens mein Gipfelgang gedeckt. Wie ich später erfahre, haben sie tatsächlich meinen Anstieg beobachten können.

Endlich gelingt es mir einzuschlafen. Um 1 Uhr wache ich auf. Ich strecke meinen Kopf durch den Eingangsschlitz des Zeltens in die eisige Luft. Der Himmel ist klar. Die Sterne funkeln in nie gesehener Pracht, und über den Steilabstürzen des Sherpi Kangri deutet ein heller Streifen darauf hin, daß der Mond bald auch auf mein einsames Lager herabscheinen wird. Ich verkrieche mich wieder in den doppelt gefüllten Daunensack, in dem mir die furchtbare Kälte nichts anhaben kann, und es gelingt mir wirklich, noch einmal einzuschlummern. Aber bereits um 2 Uhr werde ich wieder munter. Der Mond taucht meine Umgebung in sein mildes Licht, so daß ich deutlich die geplante Route überblicken

kann. Ich mache mich zum Aufbruch bereit. Das Anziehen der schweren Bergschuhe und der Oberhose in dem engen Zelt erfordert akrobatische Gelenkigkeit. Ich verspüre keinen Hunger, und so nehme ich nur einige Schluck Ovomaltine aus der Thermosflasche. Punkt 2 Uhr 30 läutet der vorsorglich gestellte Wecker. Für mich ist es aber schon das Zeichen zum Aufbruch. Aus der hinteren Ecke des Zeltes fische ich den am Vorabend gepackten Rucksack, der mir jetzt unheimlich schwer vorkommt. Ich überlege, ob ich ihn nicht erleichtern könne, aber alle darin verstauten Dinge erscheinen mir notwendig. 2 Kameras für Farb- und Schwarzweißphotographie, 1 Teleobjektiv, 1 Reservefilm, 1 Höhenmesser, 2 Gipfelflaggen, 1 Pickel, Karabiner und Reepschnüre, Spezialverpflegung und Biwak-ausrüstung, darunter meine selbstentworfenen Daunenhandschuhe. Ein Paar Skistöcke vervollständigen die Ausrüstung.

Über einen flachen Schneeang strebe ich dem Beginn des Felsgrates zu. In dem unangenehmen Bruchharsch sinke ich tief ein. Die Felsen selbst bieten eine abenteuerliche, abwechslungsreiche Kletterei in dem fahlen Mondlicht. An drei Stellen sind schwierigere Passagen, meist kurze, senkrechte Aufschwünge, zu überwinden. Einmal muß ich sogar die warmen Handschuhe ausziehen. Der Grat besteht aus rötlichbraunem Schiefer, der teilweise neuschneebedeckt, teilweise abgeweht ist.

Langsam dämmert der Tag herauf. Es ist windstill und unwahrscheinlich klar. Am Ende des felsigen Abschnittes erlebe ich in ca. 6700 m Höhe den eindrucksvollsten Sonnenaufgang meiner bisherigen bergsteigerischen Laufbahn. Ja, ich möchte fast sagen, ich war tiefer bewegt als später auf dem Gipfel. Ein schier unendliches Meer von Bergspitzen, fast der ganze Karakorum, liegt vor mir ausgebreitet. Die vergletscherten Täler verhüllt noch die Nacht, während der Himmel schon gelblich angehaucht erscheint. Und dann, urplötzlich, blitzen die höchsten Gipfel auf, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sie vergolden. Ein herrlicher Anblick! Selbst der 250 km entfernte Nanga Parbat ragt leuchtend aus seiner Umgebung. Alle Müdigkeit ist verflogen. Ich photographiere in jede Richtung, begeistert von diesem einmaligen Erlebnis, allein inmitten dieser Giganten aus Fels und Eis, allein mit der allgewaltigen Natur. Ich fühle mich ganz klein und unwichtig, und es überkommt mich ein ehrfurchtsvolles Gefühl vor dem Schöpfer dieser Welt. Mit Mühe schüttle ich die Gedanken von mir. Mein Wille zwingt mich weiterzusteigen, empor zum Gipfel.

Über einen Schneegrat, der sich nach oben immer mehr verbreitert, komme ich nur langsam höher. In den Alpen habe ich kaum jemals derartig schlechte Verhältnisse angetroffen. Grundloser Trieb Schnee wechselt mit tückischem Bruchharsch oder gar mit porösem Eis, das bei jeder Belastung wie Zuckerwerk in sich zusammenfällt. Gegen 9 Uhr erreiche ich den Beginn der schon von unten sichtbaren, steilen Séraczone, des einzigen Fragezeichens des gesamten Anstieges. Ich verschnaufe ein wenig. Die dünne Luft, die Vermummung und nicht zuletzt die gestrige ungeheure Anstrengung machen sich sehr stark bemerkbar.

Drüben, hinter dem viergipfeligen Baltoro Kangri, ist nun auch der König des Karakorum aufgetaucht. Es ist der gewaltige K 2.

Die drohenden Eisbrüche oberhalb lassen mir jedoch keine Ruhe. Ich probiere es links — unmöglich. Auch gerade hinauf sehe ich keinen Weiterweg. Vielleicht geht es rechts hinter der Eiskante? Wirklich, da zieht sich eine steile Rinne empor. Ich wage die ersten Schritte. Tief sinke ich ein. Die Spuarbeit strengt mich derartig an, daß mir gar nicht zum Bewußtsein kommt, wie lawinengefährlich dieses Teilstück eigentlich ist. Ich muß mich schon in über 7000 m Höhe befinden, als ich auf dem obersten breiten und flachen Grat Fuß fasse. Ich lasse mich einfach in den Schnee sinken, um zu verschnaufen. Ich bin glücklich, das schwierigste Stück hinter mir zu wissen, und der Gedanke, daß mich jetzt nichts mehr aufhalten kann, ist berauschend. Fast hätte ich mich getäuscht. Es ist gegen 11 Uhr, als ich ganz im Westen zum erstenmal eine Wolkenbank bemerke, die sich langsam vergrößert. Auch ein unangenehmer Wind ist aufgekommen. Die Wettervorhersage des pakistanischen

Rundfunks hat also nicht getrogen. Der Monsuneinbruch steht bevor. Schwankend erhebe ich mich. Für die wundervolle Fernsicht habe ich kein Auge mehr. Mich erfüllt nur mehr das eine Wort: Hinauf! Der Sturm nimmt ständig an Stärke zu. Aufgewirbelte, feine Schneekristalle der tieferen Hänge fegen über den Grat. Wie ein Käfer krieche ich die Schneide entlang, das Gesicht dem Sturm abgewandt. Es schmerzt trotzdem. Um mich ein heulendes Inferno. Ich bin meinen Daunenhandschuhen dankbar. Noch kann ich meine Finger bewegen. Der Grat verflacht sich weiter, wird dafür aber schärfer und verwächter. Hier heißt es aufpassen. Ich wundere mich, überhaupt noch solcher Überlegungen fähig zu sein. Vor mir ragt eine felsige Erhebung auf. Sie ist gekrönt von einer flachen, breiten Wächte. Mit den letzten Kräften stochere ich mich hinauf. Auf der anderen Seite geht es wieder hinunter. Ich bin also oben, am höchsten Punkt des Mount Ghent, in 7400 m Höhe. Noch nie zuvor ist hier ein Mensch gestanden. Doch kein Glücksgefühl durchströmt mich. Die innere Anspannung hat nachgelassen, und ich fühle mich elend. Ich wünsche mir jetzt nichts sehnlicher, als auf meiner Luftmatratze im Basislager zu liegen und zu schlafen. Die unangenehmste Aufgabe steht mir aber noch bevor, das Befestigen der Wimpel Pakistans und Österreichs am Pickel. In dem Orkan nicht leicht zu lösen. Es gelingt mir erst nach 15 Minuten, als ich widerstrebend die Handschuhe ausziehe. Mittlerweile ist es 12 Uhr 45 geworden. Nun noch zwei bis drei Aufnahmen. Ich fische mit steifen Fingern die Leica aus dem Rucksack und klappe den Deckel der Bereitschaftstasche zurück. Ein eisiger Schreck durchzuckt mich. Der ganze Apparat ist mit feinstem Trieb Schnee, der scheinbar mühelos überall eindringt, verklebt. Werde ich damit überhaupt photographieren können? Vorsichtig putze ich wenigstens die Linse frei. Mit der zweiten Kamera ist es genauso. Wie ich später in Wien erfahre, sind die Aufnahmen überraschend gut gelungen. Der verwendete Ansco-Film hat sich also ausgezeichnet bewährt. Obgleich ich längst die Daunenhandschuhe wieder übergezogen habe, fürchte ich für meine Finger. Bevor ich diesen unwirtlichen Ort verlasse, betrachte ich noch einmal, das letztmal, die unzähligen Berge, die in der Ferne unerträglich gleißen. Drüben am K 2 hängt über dem Gipfel eine kilometerlange Schneefahne. Schauernd denke ich an die Uргewalten der Natur, die dort oben walten. Im Osten ist es noch klar. Hier reicht mein Blick weit in das verbotene Land, nach Sinkiang. Ganz in der Ferne der Sasir Kangri, Hauptgipfel von Ladak, einem Landstrich, der trotz indischem Protest von den Rotchinesen erst kürzlich besetzt wurde. Südlich ragt der klobige Salto Kangri auf, Hauptberg der gleichnamigen Kette. Er sollte ursprünglich unser Hauptziel werden, aber er wurde mit dem Hinweis auf seine Nähe zur chinesischen Grenze von der pakistanischen Regierung nicht bewilligt. Der 7300 m hohe Sherpi Kangri, zweites Ausweichziel unserer Expedition, ist deutlich auszunehmen. Von der Kondusseite unersteiglich, bemerke ich von Osten aus dem Korkondustal eine Ersteigungsmöglichkeit. Im Westen haben sich düstere Wolkenfelder in die Täler geschoben, und nur noch die höchsten Gipfel schauen daraus hervor wie ferne Inseln aus einem grauen Meer. Es kann nicht mehr lange dauern und auch mich werden sie umschließen. Fluchtartig verlasse ich die exponierte Warte und trete den Abstieg an. Was ich gefürchtet habe, ist geschehen. Wolkenfetzen, vom Sturm gepeitscht, jagen über den Grat und hüllen mich ein. Es beginnt zu schneien. Ich bin glücklich, meiner Aufstiegsspur folgen zu können, einem sicheren Führer zurück zu meinen Kameraden, zurück ins Leben. Allerdings ist sie nur mehr teilweise sichtbar. Ich taumle hinab, nur gestützt auf die unentbehrlichen Skistöcke. Alle hundert Meter werfe ich mich in den Schnee. Ich kann nicht mehr. Traumartige Visionen drängen sich mir auf. Liege ich nicht unter Palmen am Strand, vor mir das blaue Meer? Mit aller Gewalt reiße ich mich davon los, denn hier lauert tückische, tödliche Gefahr. Dann fällt mir Hermann Buhl ein. Beides habe ich gesehen, die Stätte seines größten Triumphes, den Nanga Parbat, aber auch seinen Schicksalsberg, die Chogolisa. Er wurde ihm zum Grabe, als ihm beim Rückzug im Schneesturm eine Wächte brach und er ins Bodenlose stürzte. In ähnlicher Situation befinde ich mich jetzt. Auch ich kann kaum mehr erkennen, wo hört die Wächte auf, wo beginnt der Nebel. Hoffentlich geht alles gut! Die Steilrinne durch

die Séraczone gleite ich hinunter. Zu sehen ist nichts. Die Felsen. Wie ich über sie hinabgekommen bin, weiß ich heute nicht mehr. Dann plötzlich wieder freie Sicht. Knapp unter mir Lager IV. Daneben zwei schwarze Punkte, die sich hin und her bewegen und heraufwinken. Um 5 Uhr treffe ich übergücklich bei meinen Kameraden ein. Das letzte Stück sind sie mir entgegengeeilt. Sie klopfen mir auf die Schulter, umarmen mich, gratulieren und reichen mir köstliche Ovomaltine. Ich will sprechen, ihnen berichten, aber kein Laut entringt sich meiner Kehle. Sie ist völlig ausgedörrt. Doch das ist gar nicht nötig. Die Kameraden sind gegen Mittag heraufgekommen und haben meinen einsamen Gipfelgang verfolgt und mir die Daumen gehalten.

Gegen abend reißt es noch einmal auf. Wir erhaschen einen letzten Blick auf die vertrauten Berge ringsum, bevor die Wolken sich endgültig wieder schließen. Mit den Kurzskiern fahre ich noch in der hereinbrechenden Nacht zurück zum Lager III, begleitet von Karl. Ich ziche mich in den Schlafsack zurück, während Karl am Kocher hantiert, um noch eine kräftige Suppe zu bereiten. Erst jetzt kommt mir der Erfolg richtig zum Bewußtsein. Wie dankbar bin ich dem Schicksal, daß ich gesund zurückkommen und meinen Kameraden, von denen jeder redlich seinen Teil zum Gelingen des Unternehmens beigetragen hat, und darüber hinaus der österreichischen Bergsteigerschaft den Gipfel des Mount Ghent mitbringen durfte.

Das letzte, was ich noch erfasse, bevor ich in tiefen Schlaf versinke, ist der Monsunsturm, der am Zelt zerrt, in den Zeltschnüren singt, und das Geräusch der Schneekristalle, die er an die Leinwand wirft.

Kammverlauf im Kondusgebiet (von Ignaz Obermüller)

Schon bei unseren Vorbereitungen diente die von Marcel Kurz entworfene und von der Schweizerischen Stiftung für alpine Forschung herausgegebene Kammverlaufkarte „Karakorum 1:750.000“ als Grundlage. Ein weiterer Orientierungsbehelf war eine Skizze, welche uns der bekannte Tiroler Bergsteiger und Himalaja-Mann Ernst Senn freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte.

Die Lage des Mount Ghent ist auf der „Kurz-Karte“ östlich des Saltorokammes eingezeichnet, was darauf schließen ließ, daß dieser Gipfel bereits dem Siachensystem angehört. Für uns ergab sich daher die Notwendigkeit, den Anstieg über Kondusgletscher und Sia La zu wählen, was einer Entfernung von 37 km vom Basislager entsprach. Erst im Zuge des Aufstieges, im Hochlager IV (6400 m), konnte ich feststellen, daß der Mount Ghent (7400 m) zum Saltorokamm gehört und einen Eckpfeiler zum Siachen bildet.

Betrachten wir nun den Kammverlauf, vom Sia Kangri (7422 m) beginnend. Ein Firnrücken fällt nach Südwesten zum Conwaysattel ab, von welchem ein Felsgrat ansetzt, der nach Südosten zum Sia La (ca. 5700 m) leitet. In einem großen, halbkreisförmigen Bogen steigt nun der Kamm, dem vier Gipfel entragen, zum Mount Ghent an. Die wesentlichste Erhebung ist der ca. 6900 m hohe Silverthrone, welcher von Ernst Senn als Teilnehmer der Internationalen Kondus-Expedition 1960 erstmals erstiegen wurde. Von einem Sattel in 6400 m, wo sich unser Hochlager IV befand, erhebt sich der Nordwestgrat als Fels- und Firnschneide zum Gipfel des Mount Ghent (7400 m). Dieser Weg wurde auch von Axt als Anstieg benützt. Im rechten Winkel nach Süden fällt nun ein Firngrat, aus dem sich einige Felstürme erheben, auf ca. 5900 m ab, um als wildgezackter Felsgrat seine Fortsetzung zum Sherpi Kangri (7303 m) zu finden.

Am Sherpi Kangri teilt sich der Kamm. Der eine Ast führt als felsige, von tiefen Einschartungen unterbrochene Schneide in südöstlicher Richtung zum Saltoro Kangri (7742 m). Der andere zieht genau nach Westen, biegt nach Süden über Punkt 5302 und findet in Karmading als gewaltige Granitsäule seinen Abschluß. Der westliche Eckpfeiler, ungefähr 2½ km von Sherpi Kangri (7303 m), wurde von mir auf ca. 7380 m geschätzt, womit

dieser Gipfel um 77 m höher ist als der in der „Kurz-Karte“ verzeichnete Sherpi Kangri. Diese Feststellung machte ich im Hochlager IV (6400 m), wo sich der westliche Gipfel als einwandfrei höher erwies, was auch die photographischen Aufnahmen zeigen.

Nördlich und östlich vom Mount Ghent schiebt sich ein Gipfelsystem zum Siachengletscher vor. Nördlich, durch eine Scharte getrennt, erhebt sich der Mount-Ghent-Nordgipfel (ca. 7350 m) und von diesem in weiterer Fortsetzung der Mount Depak (7150 m). Vom Mount Depak, welcher von Ernst Senn und Michel Anderl am 13. August 1960 erstmals erstiegen wurde, verläuft eine Gipfelkette nach Osten, um in einem Bogen nach Norden zum Siachengletscher abzusinken.

Den Ursprung des Kondusgletschers kann man nach der Karte eindeutig am Sia La (ca. 5700 m) erkennen. Die weiteren Hauptnährgebiete sind jedoch einerseits der ca. 2000 m hohe und 45° geneigte Eisfall vom Silverthrone (ca. 6900 m) und andererseits die Abstürze vom Baltoro Kangri, keinesfalls jedoch der Mount Ghent (7400 m), der mit seiner Hauptmasse das oberste Becken des Siachengletschers speist; gleichzeitig sendet der Mount Ghent einen riesigen Eisstrom über seine 2500 m hohe Wand nach Süden und bildet damit ein gewaltiges Gletscherbecken, aus welchem in ungewöhnlicher Steilheit Felswände zum Sherpi Kangri (7303 m) und Punkt 7380 m emporsteigen.

Das Wetter im Kondusgebiet (Ignaz Obermüller)

Die Beobachtung des Wetters erstreckte sich auf das Anmarschgebiet ab Karmading (3010 m) zum Hauptlager (4150 m), auf die Hochlager I (4500 m), Hochlager II (5200 m), Hochlager III (6000 m), Hochlager IV (6400 m) und den Rückmarsch bis Skardu.

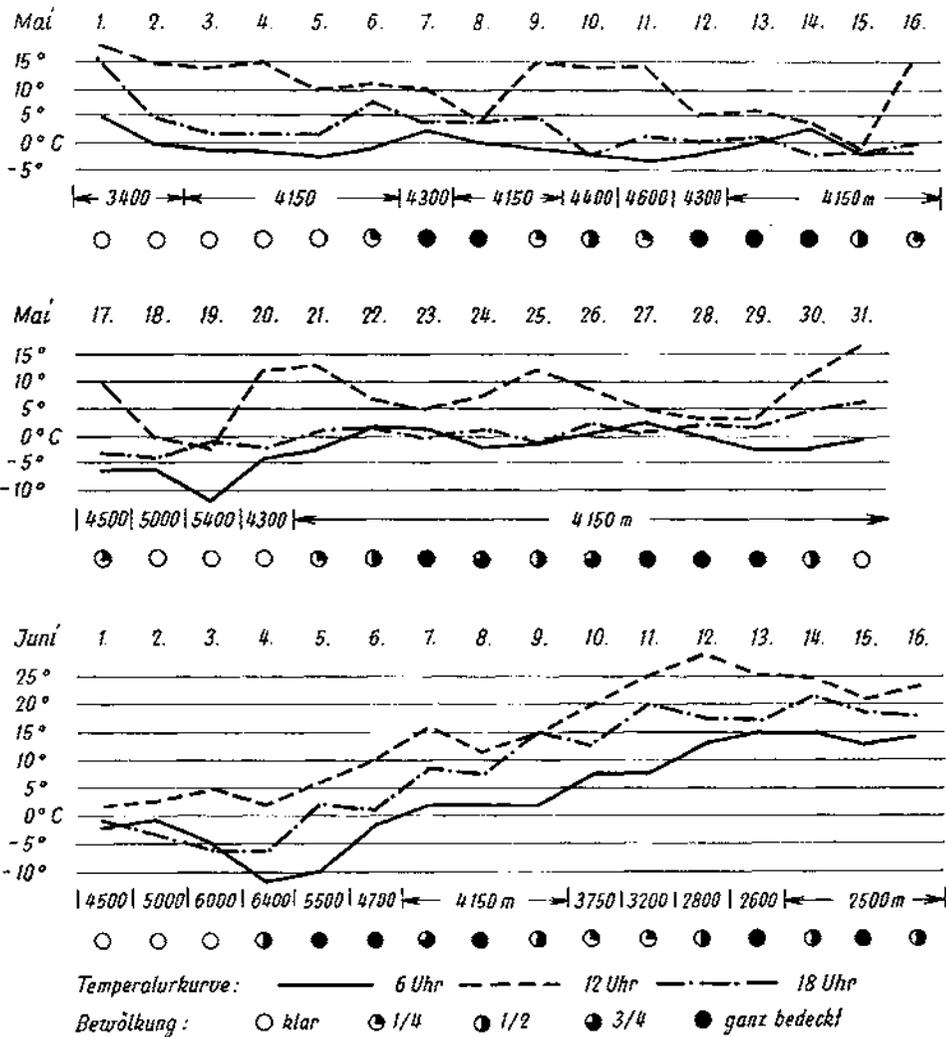
Von den 47 Beobachtungstagen vom 1. Mai bis 16. Juni entfielen:

20 Tage wolkenlos bis leicht bewölkt,	} ohne Niederschläge
8 Tage mäßige Bewölkung,	
7 Tage vollkommene Bewölkung,	
1 Tag Regen,	
8 Tage leichter Schneefall,	
3 Tage starker Schneefall.	

Stürmisches Wetter konnten wir kaum verzeichnen. Lediglich in der Nacht vom 18. zum 19. Mai tobte ein Schneesturm, der sich in den Morgenstunden wieder legte. Während des Abmarsches hatten wir am 13. Juni Sturmwetter und am 15. Juni einen Sandsturm. Westwind brachte fast immer eine Verschlechterung des herrschenden Wetters mit Schneefall, was auch zum Abbruch unseres ersten Gipfelangriffes führte. Im Gegensatz konnten wir bei Ostwind, der durch seine Trockenheit und gleichmäßige Stärke auffiel, mit klarem, aber kaltem Wetter rechnen.

Da der An- und Abmarsch, der Aufbau der Lager und die Anstiege von allen Teilnehmern fast immer zum gleichen Zeitpunkt erfolgten, war die laufende Wetter- und Temperaturbeobachtung für eine bestimmte Höhe nicht möglich. Die Kurven zeigen daher jene Temperaturen, welchen die Expeditionsmitglieder während ihrer Tätigkeit im Kondusgebiet ausgesetzt waren. Um jedoch einen richtigen Eindruck der Temperaturschwankungen zu erhalten, wurde in der Skizze die durchschnittliche Höhe am jeweiligen Beobachtungstag angegeben. Die tiefste Temperatur wurde im Hochlager III mit minus 26 Grad Celsius, die höchste in Karmading mit plus 38 Grad Celsius gemessen. Erwähnenswert erscheint auch der krasse Gegensatz von gemessener Temperatur zur Strahlungswärme im Gletschergebiet. Bei plus 2 Grad Celsius war es zwischen 11 Uhr und 15 Uhr so heiß, daß die Steigleistung bis zu einem Drittel absank. Wir waren daher immer bestrebt, bis zu den Mittagsstunden unser Ziel zu erreichen.

Eine große Hilfe für unser Unternehmen waren die Wettermeldungen von Radio Pakistan. Täglich um 6 Uhr und um 20 Uhr wurde ein Spezialbericht über die allgemeine



Wetterlage und die Wetteraussichten im Kondusgebiet durchgegeben. Darin waren enthalten: Temperatur, Windgeschwindigkeit und Windrichtung in 4000, 5000, 6000 und 7000 Meter Höhe sowie die Bewölkung. Die Voraussagen von zwei bis drei Tagen stimmten meist ganz genau, was auch mitbestimmend für den Alleingang von W. Axt zum Gipfel war. Der 4. Juni, Erstersteigungstag des Mount Ghent, war, wie vorausgesagt, der letzte Schönwettertag, dem eine andauernde Schlechtwetterperiode folgte. Allgemein kann man über die Witterungsverhältnisse im Kondusgebiet sagen, daß die Monate Mai und Juni sehr stabiles Wetter mit geringen Niederschlägen aufweisen. Dies wurde vom Meteorologischen Institut in Karachi insofern bestätigt, da laut Statistik der Monat Mai die wenigsten Niederschläge des ganzen Jahres haben soll.

Traunsteiner Hindukusch-Kundfahrt 1961

VON OTTO HUBER

(Mit 4 Bildern, Tafel XX und XXI)

Angefangen hatte die ganze Sache eigentlich schon ein Jahr vorher, an einem schönen Bergtag im Hohen Atlas. Im Frühjahr 1960 hatten wir (Karl Winkler, Dietrich v. Dobeneck und Otto Huber) eine kleine „Kundfahrt“ in die Bergwelt Marokkos unternommen. Dabei waren wir vermutlich erst so richtig auf den Geschmack gekommen. Lange überlegten wir damals, welches Bergland ebenfalls leicht zu erreichen wäre und trotzdem noch Neuland bieten könnte. Der Hindukusch erfüllte alle diese Voraussetzungen.

Der Nürnberger Bergsteiger Harald Biller war es, dem mit seiner kleinen Kundfahrt 1959 die ersten Gipfelerfolge der Nachkriegszeit gelangen. Er bestieg neben einigen Fünftausendern den 6060 m hohen Mir-Samir, östlich des Panjirtales. 1960 gelangen einer polnischen und einer japanischen Bergsteigergruppe beachtliche Erfolge im Grenzkamm des Wakhanzipfels im äußersten Nordosten Afghanistans. Sie bestiegen den 7510 m hohen Naszag (der polnischen Expedition gelang die Erstbesteigung, die japanische Expedition führte die zweite Begehung durch). Diesen Wakhan-Grenzkamm zählt man aber geographisch nicht zum Hindukusch, sondern bereits zum Pamir. Auch ist es wegen der gespannten politischen Verhältnisse nahezu unmöglich, eine Genehmigung der afghanischen Regierung für dieses Gebiet zu erhalten. Zur selben Zeit war die „Deutsche Hindukusch-Expedition 1960“ auf dem 6600 m hohen Koh-i-Bandakor erfolgreich. Diese Gruppe stieß zum erstenmal in den Zentralhindukusch vor. Sie stand unter der Leitung des ausgezeichneten Berliner Bergsteigers Dietrich Hasse. Um die Chronik zu vervollständigen, muß man noch zwei Engländerinnen erwähnen, die im September 1960 auf dem Anjumanpaß zwei Vier- oder Fünftausender bestiegen.

Monatlang Vorbereitung

Monatlang zogen sich die Vorbereitungen hin. Immer noch waren wir nur zu dritt. Anfang 1961 stießen dann Fritz Wagnerberger, der mehrfache Deutsche Skimeister, und Karl Brenner, mit 25 Jahren Senior der Mannschaft, dazu. Damit war unsere Mannschaft komplett, aber noch lange nicht reisefertig. Dietrich als unser „Expeditionsleiter“ trug die Hauptlast der Arbeiten. Er schrieb an die tausend Briefe. Große Geduld erforderte die Beschaffung der nötigen Visa- und Spezialgenehmigungen. Das afghanische Einreisevisum erhielten wir sogar erst zehn Tage vor der Abreise.

Mit unseren Ersparnissen allein wären wir selbstverständlich nicht sehr weit gekommen. Durch die großzügige Unterstützung der Sektion Traunstein, des DAV-Hauptausschusses und vieler bekannter Unternehmen, allen voran die Firmen Sport-Scheck, München, Sport-Bogner, München, und Klepperwerke, Rosenheim, war es uns erst möglich, die finanzielle Voraussetzung für unser Unternehmen zu schaffen.

Zur Bewältigung des ca. 10.000 km langen Anfahrtsweges und zur Beförderung unserer ziemlich umfangreichen Ausrüstung erstanden wir zwei VW-Busse. Leider waren wir bei

dieser Anschaffung nicht gerade vom Glück begünstigt, denn beide Fahrzeuge gaben später, inmitten der afghanischen Wüstenstrecken, ihren „Geist“ auf.

Für die geplanten Besteigungen im Hindukusch hatte jeder Teilnehmer eine erweiterte Westalpenausrüstung bei sich. Wie die Erfahrung später zeigte, genügte diese vollständig.

Am 5. Juli 1961 standen dann endlich unsere schwerbepackten Fahrzeuge abfahrtsbereit in unserer Heimatstadt Traunstein. Und wer es noch nicht wußte, der konnte es an den Seitenwänden der beiden VW-Busse lesen: „Traunsteiner Hindukusch-Kundfahrt 1961“.

Erlebnisreiche Autofahrt

„Fahrts zua — vui Glück!“ Freundlich winkt uns der österreichische Zöllner nach. Die erste Grenze ist passiert. Etwas wehmütig schauen wir noch einmal zurück auf unsere heimatlichen Berge, die wir nun so lange nicht mehr sehen werden.

Brav schnurren unsere beiden Autos dahin. Die erste Bergprobe auf dem Katschberg bestehen sie glänzend. Das Fahren macht uns gleich solchen Spaß, daß wir bis tief in die Nacht hinein nicht anhalten.

Tage später erreichen wir Saloniki. Von hier führt eine herrliche Straße über Kavalla immer entlang der sonnigen Küste der Ägäis. Bei jedem Reparaturaufenthalt stürzen wir uns anschließend in die klaren Fluten. Unser älterer Bus sorgt auf seine Weise für eine — „angenehme“ Badefahrt.

Bis Ankara ist die Straße noch sehr gut. Bewaldete Hügel und goldgelbe Felder, auf denen emsige türkische Bauern mit der Ernte beschäftigt sind, begleiten uns. Erst jenseits der prunkvollen, modernen Landeshauptstadt wird die Landschaft öder, leerer und großartiger. Die Berge Anatoliens sind rostbraun, gelb, rot und manchmal wie von Grünspan überzogen.

Ganz im hintersten Nordosten der Türkei steht der mächtige Ararat mit seinem schneebedeckten Vulkankegel über dem Anatolischen Hochland. Wie ein einsamer Wächter ragt er über 5000 m in den blauen Himmel. Leider ist zu einer Besteigung eine besondere Genehmigung erforderlich.

Endlos zieht sich die hügelige Wüstenlandschaft Westpersiens dahin. Bis Teheran werden Staub, Hitze und Schlaglöcher unsere ständigen Begleiter. Nur vereinzelt stehen kleine Wüstendörfer am Rand der holprigen Piste.

Teheran, die Hauptstadt des Landes, ist eine moderne Stadt mit Vergnügungsstätten, Bars, Hochhäusern und Fabriken. Aber Teheran ist nicht Persien. Das eigentliche Persien erlebt man in Mesched, etwa 600 km östlich Teherans. Hier in Mesched steht die weltberühmte Grabmoschee des Iman Riza.

Was nun folgt, ist eigentlich kein Autofahren mehr. Unser älterer Bus wird zum Alptraum. Nicht nur, daß Tacho, Hupe, Scheinwerfer und Scheibenwischer schon längst nicht mehr funktionieren und beide Seitentüren nur mit Bindfaden am Aufspringen gehindert werden, jetzt beginnt auch noch der Motor zu streiken. Über jede längere Steigung müssen wir unser „Verdrußauto“ schieben. Alle halbe Stunde müssen die Zündkerzen ausgeputzt werden. Mit der Zeit geht das auch nicht mehr, weil der hintere Teil des Rahmens inzwischen gebrochen ist und der Motor auf der einen Seite schon so tief hängt, daß man zu den Zündkerzen nicht mehr hin kann.

Werden wir durchkommen? Diese bange Frage beschäftigt uns während der Fahrt durch die trostlose Wüste Dasch de Margo, eines der heißesten Gebiete der Erde. Die Luft flimmert vor Hitze. Die kahlen Berge sind unheimlich schwarz gefärbt.

Ungefähr 750 km trennen uns noch von unserem Ziel. Der Motor spuckt noch einmal kläglich auf einem Zylinder — dann gibt er endgültig seinen Geist auf. Wie um ein krankes Pferd stehen wir um unser Fahrzeug. Jetzt hilft alle Mechanikerkunst nichts mehr — der Wagen ist erledigt . . .

Die restliche Strecke müssen wir nun mit dem noch verbliebenen Bus zweimal fahren. In Kandahar erreichen wir unseren südlichsten Punkt. Nun geht es wieder hinauf nach Norden. Am 25. Tag seit unserer Abreise erreichen wir endlich Kabul, die Hauptstadt Afghanistans.

Wenn wir nun geglaubt hatten, mit unserer Ankunft in Kabul sei die ewige Misere mit unseren Fahrzeugen vorbei, so hatten wir uns gründlich getäuscht. Schon am ersten Tag passierte uns ein wahrhaft „delikates“ Mißgeschick. Bei der Einfahrt in einen Innenhof brachen wir unversehens mit unserem Bus in eine — Abortgrube — ein. Ein symbolischer Unfall?

Afghanistan — Land zwischen Steppe, Wüste und schneebedeckten Bergen

Etwa 12 Millionen Menschen leben in diesem Land, das mit ca. 647.500 Quadratkilometern gut zweimal so groß wie die Bundesrepublik ist. Die längste gemeinsame Grenze hat Afghanistan im Süden und Osten mit Pakistan. Im Westen liegt der Iran und im Norden grenzt Sowjetrußland an. Durch den schmalen Wakhanstreifen wird Afghanistan auch zum Nachbarn Rotchinas.

Wirtschaftlicher, kultureller und politischer Mittelpunkt des Landes ist die Hauptstadt Kabul. Von hier aus regiert König Mohammed Zahir sein Volk. Bis heute gibt es nur eine dünne geistige Oberschicht — ein Großteil der Bevölkerung sind Analphabeten.

Afghanistan ist ein Agrarland, das sich in normalen Erntejahren selbst ernähren kann. Ein großes Problem bilden allerdings die etwa zwei Millionen Nomaden. Ihre riesigen Herden fressen im Sommer ganze Landstriche kahl, während Fleisch, Wolle und Felle im Winter in Pakistan verkauft werden. Alle zum Teil sehr kostspieligen Versuche der Regierung, die Nomaden sesshaft zu machen, zeigten wenig Erfolg.

In Afghanistan herrscht die orthodoxe sunnitische Richtung des Islams vor. Eingeborene Christen gibt es nicht, da jede Missionstätigkeit verboten ist. Die Mullahs (Priester) üben auch heute noch auf die einfache Landbevölkerung großen Einfluß aus.

Der König und seine Minister verstanden es bisher vortrefflich, die Unabhängigkeit des Landes zu wahren. Sie vertreten typisch den selbstbewußten Nationalismus mohammedanischer Völker. Nationalstolz und Freiheitsliebe sind überhaupt die hervorstechenden Charaktereigenschaften des Afghanen. Ein Kenner des Landes sagte uns einmal in einem Gespräch: „Wenn es sein muß, ist in Afghanistan jedermann Soldat . . .“

Für uns wird der Aufenthalt in Kabul eine arge Nervenprobe. Zehn Tage dauert der zähe Kampf mit der berüchtigten afghanischen Bürokratie. Dietrich und Fritz dringen vom Tourist-Office über Staatssekretäre bis zu den zuständigen Ministerien vor, um sie von der Wichtigkeit unseres Unternehmens zu überzeugen. Endlich erhalten wir die notwendigen Genehmigungen. Durch Vermittlung eines deutschen Professors lernen wir Abdul Ghavar Tudachell, einen afghanischen Medizinstudenten, kennen, der sich bereit erklärt, uns als Dolmetscher zu begleiten.

Am 10. August verlassen wir mit einem gemieteten Lastwagen Kabul. Wenn unser Fahrer nicht gerade repariert, zuckeln wir mit „30 Sachen“ auf der kurvenreichen Straße in Richtung Norden. Es wird eine eindrucksvolle Fahrt durch gewaltige Schluchten. Die Randgebirge des Hindukusch nehmen uns auf. Diese Vorberge mit ihren bizarren Türmen und lotrechten Wänden gleichen den Dolomiten Südtirols. Wunderbar leuchtet das rötlich-gelbe Gestein im gleißenden Sonnenlicht. Immer gewaltigere Türme tauchen nach jeder Kurve vor uns auf. Ein wahres Dorado für den Kletterer!

Nach zweitägiger Fahrt erreichen wir Bamian, wohl die bekannteste historische Stätte Afghanistans. Wichtig stehen die aus dem hellen Sandstein herausgehauenen Buddha-Statuen über dem Tal von Bamian. Einst stand hier eine reiche Klosterstadt, die bis zu 3000 Mönche beherbergte. Als Knotenpunkt der alten indisch-chinesischen Seidenstraße

hatte sie große Bedeutung. Im 3. Jahrhundert n. Chr. wurden diese Statuen herausgehauen und mit purem Gold überzogen. Sie sind ein Zeichen dafür, welche Macht der sich aus Indien verbreitende Buddhismus damals schon besaß. Als die Mohammedaner auf ihrem Siegeszug durch den Orient die Buddhisten vertrieben, machten sie die Gesichter der beiden großen Statuen unkenntlich. Nach dem islamischen Glauben darf das Bild Gottes nicht als Mensch dargestellt werden . . .

Durch einen Gang gelangt man auf den Kopf der größten Statue (53 m hoch). Weit reicht der Blick auf das fruchtbare Tal. An der Felswand gegenüber der Statue sind noch Reste der wunderbaren alten Fresken zu sehen, die die Jahrhunderte überdauert haben.

Heute ist Bamian eine typische afghanische Siedlung. Wo einst Mönche ihre ehrwürdigen Gebetsstätten hatten, liegt der große Basar. Hier kann man vom Salzstein über Armbanduhren und Persianerpelze ziemlich alles kaufen.

Neben Bamian zählen noch die blauen Seen von Band-i-Amir zu den berühmtesten Sehenswürdigkeiten Afghanistans. Mitten in der trockenheißen Steppenlandschaft liegen, umrahmt von feuerroten Tafelbergen, fünf herrliche Seen. Sie sind von einem so intensiven Blau, wie man es sonst nur an der Mittelmeerküste erleben kann. Glasklar und kühl lädt das Wasser zum Baden ein. Alle fünf Seen sind natürliche Stauseen. Im Laufe von Jahrtausenden bildeten sich an den Ufern bis zu 15 Meter hohe Sintermauern.

Im Hindukusch

Am 14. August, nach genau vierzehntägiger Fahrt von Kabul, erreichen wir endlich den Ort Jurm in der Provinz Badakshan nördlich des Zentralhindukusch. Dieser Ort wird Ausgangspunkt für unsere Kundfahrt.

Der Hakim von Jurm lädt uns zum Abendessen ein. Es gibt „Murch-Palau“ (Huhn mit Reis), ein afghanisches Nationalgericht, und dazu den unvermeidlichen „Tschoj“. Mit schmerzenden Knien hocken wir auf dem Teppich. Das Huhn muß vor kurzem an Altersschwäche eingegangen sein, so zäh ist es. Wenigstens verspricht uns der Hakim für den nächsten Tag 16 Pferde (!) . . .

Am anderen Morgen ist natürlich kein Pferd da. Um 10 Uhr kommt das erste, es wird aber gleich wieder mitgenommen, weil ein Hufeisen fehlt. Um 12 Uhr mittags sind immerhin schon 8 Pferde auf dem Dorfplatz versammelt, und um 3 Uhr nachmittags ziehen wir mit 13 Pferden los.

Für jedes Pferd bekommen wir einen Treiber. Die Tarife schwanken zwischen 45 und 70 Afghani pro Pferd und Tag (DM 4.50 bis DM 7.—). Es empfiehlt sich, genügend Kleingeld mitzunehmen, weil die Treiber jeden Tag ausbezahlt werden müssen. Jedes Pferd trägt bis zu 80 kg Last. An flachen Wegstrecken sitzen die Treiber meistens noch zusätzlich auf. Durchschnittlich legten wir pro Tag 20 bis 40 km zurück. Unser gesamter Talmarsch im Hindukusch erreichte eine Länge von über 400 km.

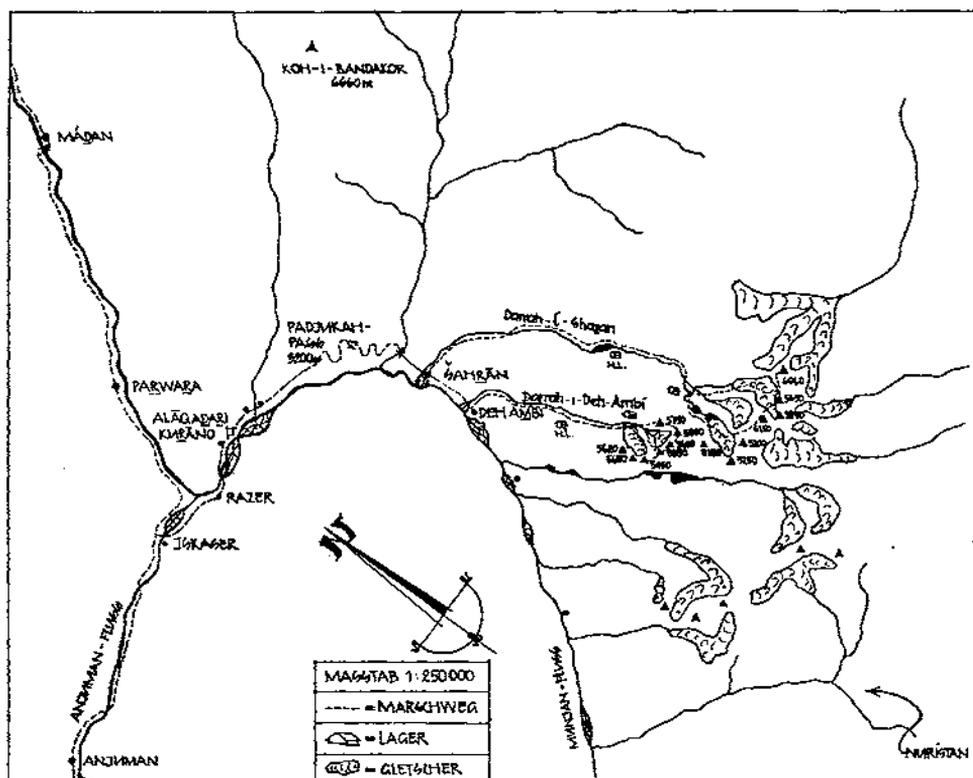
Manchmal ist der Steig für die Pferde mit den Lasten unbegehrbar. Dann müssen wir zugreifen und die schweren Kisten selbst schleppen. Tief unten rauscht der wilde Kokčafluß dahin. Hier darf niemand abstürzen!

Nach dreitägigem Marsch treten die steilen Felswände zurück. Vor uns breitet sich das breite Munjantal aus. Grüne Wiesen, weidende Kühe und der ruhig dahinplätschernde Fluß lassen Erinnerungen an unsere heimatliche Bergwelt aufkommen.

In der Alaquadari Kurano, dem Sitz des Regierungsbeamten, wechseln wir die Pferde. Die Menschen in den einsamen Bergdörfern empfangen uns stets freundlich. Mit den frischen Pferden ist es nur noch ein Tagesmarsch bis zu dem kleinen Ort Deh-Ambi. Hier schlagen wir vorerst unser Standquartier auf, um die umliegenden Hochtäler zu erkunden.

In der Baba-e-Dewana-Gruppe

Von der Talsohle des Munjantales aus sieht man nur die karstigen Vorberge mit ihren alpinistisch nicht gerade interessanten riesigen Schutthalden. Die formschönen vergletscherten Fünf- und Sechstausender, die wir auf den Luftaufnahmen der „Afghan-Geolog-Service“ gesehen haben, bleiben uns vorerst noch verborgen. Nach eingehenden Erkundigungen entschließen wir uns, zuerst in das von den Eingeborenen als Darrah-i-Deh-Ambi (Darrah = Tal) benannte Hochtal östlich des kleinen Bergdorfes Deh-Ambi vorzustoßen.



Leider wird der Zugang zu diesem Hochtal von einer engen Schlucht versperrt, so daß wir mit den Tragpferden nicht sehr weit kommen. Ein ganzer Tag vergeht, bis die nötigen Träger aufgetrieben sind und unser umfangreiches Gepäck in einzelne Traglasten aufgeteilt ist.

Am 22. August ziehen wir bei Tagesanbruch mit 14 Trägern los. In 3700 m Höhe finden wir eine herrliche Bergwiese vor, gerade ideal für unser erstes Hauptlager. Bevor wir allerdings das große Zelt errichten können, müssen wir erst einen wilden Jakbullen vertreiben. Wütend starrt er auf uns Eindringlinge. Angesichts unserer entschlossenen Haltung tritt er jedoch mitsamt seiner Herde den Rückzug an und überläßt uns sein Reich. Die Träger kehren noch am selben Tag in ihr Dorf zurück, während wir unser Lager einrichten.

Bereits am nächsten Tag machen wir uns an den weiteren Aufstieg. Diesmal tragen wir selbst die Lasten. Es wird eine arge Schinderei, mit den schweren Rucksäcken die endlos langen Moränen hinaufzustapfen. Gegen Abend erreichen wir den Dewana-Gletscher. Meterhoch liegt der Schutt auf der unteren Gletscherzunge. Erst etwa 200 m höher stoßen wir auf das Eis. Hier schlagen wir unser Hochlager auf (ca. 4700 m). Ringsum leuchten die Berge der Baba-e-Dewana-Gruppe im milden Abendlicht. Bizarre Felstürme und

Grate, steile Eisrinnen und wuchtige Hängegletscher. Für heute haben wir keinen Blick mehr für diese Pracht. Todmüde kriechen wir in die Zelte.

Am 23. August beginnen Karl Winkler, Fritz Wagnerberger und Karl Brenner mit dem ersten Gipfelvorstoß auf den rechts gelegenen, 5620 m hohen Kollae Pierjach, während Dietrich und ich noch im Lager bleiben. Den ganzen Tag über können wir die Dreierseil-schaft in der ca. 800 m hohen Eiswand beobachten. Nur langsam kommen sie in dem blanken Eis voran. Gegen Abend erreichen sie die Scharte kurz unterhalb des Gipfels und richten sich sofort ihr Biwak ein.

Die Nacht wird klar und kalt. Wir beneiden unsere Kameraden nicht. Ein Biwak in fünfeinhalbtausend Meter Höhe zählt nicht zu den angenehmen Dingen!

Am nächsten Morgen verlassen auch wir das Hochlager. Auf dem flachen Dewanaglet-scher kommen wir zügig voran. Unser Ziel, der Kollae-Ahmad-Baba (5800 m), bildet mit seinem wuchtigen Massiv den Talabschluß. Vom Bergschrund bis zum Gipfelgrat zieht sich ein steiler Hängegletscher hinauf, im unteren Teil von einigen Felsrippen durchzogen. Etwa in halber Höhe schaut ein bläulich schimmernder Eiswulst wenig einladend herab. Nur in der Gipfelfalllinie hat er eine schwache Stelle. Hier müssen wir den Anstieg ver-suchen.

Über einen Felssporn erreichen wir relativ leicht den erwähnten Eiswulst. An dieser Stelle ist das Eis zwar nicht überhängend, aber ziemlich senkrecht. Mühsam arbeite ich mich empor. Die Haken halten schlecht im spröden Wassereis. Etwa 30 m ist der Wulst hoch. Dann legt sich das Eis zurück — der Weg zum Gipfel ist frei. Aber noch trennt uns ein gewaltiges Büßerschneefeld vom Ziel. „Büßerschnee“ scheint auch im Hindukusch weit verbreitet zu sein. Durch die starke Sonneneinstrahlung und den fehlenden Niederschlag im Sommer bilden sich bis zu 1,50 m hohe Schneesäulen. Der Bergsteiger, der sich durch so ein Feld hindurchzwängen muß, büßt nachhaltig seine Sünden! Meist stehen die Schnee-säulen auch noch schräg zum Hang, so daß man nicht einmal aufrecht gehen kann. Zwi-schen den einzelnen Säulen befinden sich fast immer heimtückische Wasserpfützen, in denen man bis über die Knöchel wadet. Die Durchquerung eines Büßerschneefeldes war für uns meist der anstrengendste Teil des Aufstieges.

Nachmittags erreichen wir den kleinen Felskopf, der den Gipfel des Kollae-Ahmad-Baba bildet. Schweigend sitzen wir auf den warmen Felsen und blicken hinüber zu unseren Kameraden, die ebenfalls „ihren Berg“ bestiegen haben und sich bereits im Abstieg be-finden. Die fortgeschrittene Zeit mahnt auch uns zur Eile. Über eine weiter östlich gelegene Eiswand steigen wir ab und erreichen bei einbrechender Dunkelheit unser Hochlager. Die anderen schaffen den Abstieg nicht mehr und müssen ein zweites Biwak beziehen.

Insgesamt 12 Tage halten wir uns in der Baba-e-Dewana-Gruppe auf. Während dieser Zeit gelingen uns insgesamt 7 Erstbesteigungen: Kollae-Ahmad-Baba (5800), Bordj-Deh-Ambi (5750), Deh-Ambi-Turm (5650), Kollae-Pierjach (5620), Djuk-Deh-Ambi (5600), Linker Eiswandgipfel (5550), Rechter Eiswandgipfel (5450).*

Da es von diesem, bergsteigerisch noch völlig unerschlossenen Gebiet keine verlässliche Karte gibt, war unser Vorstoß in das Darrah-i-Deh-Ambi für die Erkundung weiterer Ziele sehr wichtig.

Kob-i-Marchech und Shakh-i-Kabud — Zwei herrliche Sechstausender

Dietrich, Karl und Fritz räumen die beiden Lager und ziehen wieder hinaus nach Deh-Ambi. Karl Winkler und ich erkunden inzwischen die günstigste Anmarschrouten für unsere nächsten Ziele.

Von der Kammhöhe der Dewanagruppe steigen wir über einen brüchigen Grat nach

* Die Höhenangaben (in Metern) beruhen auf eigenen Aneroidmessungen, sind also keinesfalls verbindlich.

Osten ab. Es ist ein herrliches Gefühl, in vollkommen unbekanntes Neuland vorzudringen! Der Grat wird allmählich flacher und endet an einem breiten Rücken, der zu einem kleinen Gletscher hinunterführt. Aber noch einmal müssen wir einen 5200 m hohen Felsberg überwinden, bis wir endlich am Rand des großen Gletscherkessels am Ende des großen Šharantales stehen.

Links erhebt sich der formschöne Koh-i-Marchech, während der wuchtige Klotz des Shakh-i-Kabud die rechte Begrenzung bildet. Beide Berge sind durch einen ca. 3 km langen Grat verbunden.

Auf einer kleinen, bewachsenen Felsterrasse richten wir unser Nachtlager ein. Eine wunderbare Stille herrscht in diesem einsamen Bergland. Nur das Poltern der Eislawinen unterbricht manchmal die majestätische Ruhe. Die beiden hohen Gipfel leuchten noch einmal im Abendlicht, dann wird es fast schlagartig dunkel. Lang liege ich noch wach und schaue zu den Sternen empor. Wieder wird es eine klare, kalte Nacht. Ein gutes Zeichen — das Wetter wird weiter schön bleiben.

Am nächsten Tag marschieren wir talauswärts. Das Darrah-i-Šharan ist ein weites Hochtal, das sich nur mäßig ansteigend von Nordwesten nach Südosten zieht. Bis zu einem kleinen See in 3600 m Höhe kann man mit Tragpferden gehen.

Der erste Mensch, der uns begegnet, ist ein Jäger mit einem großen Tragkorb auf dem Buckel. In der Hand hält er seinen überdimensionalen Schießsprügel, einen uralten Vorderlader. Anscheinend war aber die Jagd nicht recht erfolgreich, denn sein Korb ist bis oben hin mit Brennmaterial, getrocknetem Jakmist, gefüllt. Als er uns gewahr wird, starrt er uns erst ganz entgeistert an. Doch kurze Zeit später sitzen wir schon am Bachrand und halten gemeinsame Rast. Aus seinem Korb zieht er zwischen den Kuhfladen ein Stück Maisbrot hervor und bietet es uns an. Es wäre eine Beleidigung gewesen, hätten wir dieses Geschenk, das sich in Farbe und Form kaum vom übrigen Korbinhalt unterschied, nicht angenommen. Wir revanchieren uns mit Hartwurst und Keksen.

Gegen Abend kommen wir zu dritt in das Dorf Šharan am Taleingang. Nur mit Mühe können wir die Einladung unseres neuen Freundes ablehnen, die Nacht in seinem Haus zu verbringen. Etwas enttäuscht blickt er uns nach, wie wir zügig ausschreiten, um noch vor Einbruch der Dunkelheit unser Standquartier in Deh-Ambi zu erreichen. „Madana Baschi!“ ruft er uns noch nach — „möget ihr niemals müde werden!“

Am 30. August steht unser Hauptlager an dem kleinen See im Šharantal. Mit fünf ausgesuchten Trägern richten wir einen Tag später auf der bereits erwähnten Felsterrasse unser Hochlager ein. Dietrich geht mit den Trägern wieder zurück in das Hauptlager, während wir uns für den Koh-i-Marchech rüsten.

Bei Tagesanbruch des 1. September verlassen wir unser Hochlager. Ein direkter Anstieg über den Hängegletscher ist zu gefährlich. Als beste Möglichkeit bietet sich der Westgrat an. Zum Grat hinauf führt ein ca. 400 m hohes Eiscouloir. Drei Stunden plagen wir uns das blanke Wassereis hinauf. Nur nicht daran denken, daß wir hier auch wieder hinunter müssen. Mit jeder Seillänge verstärkt sich das flauere Gefühl in der Magengegend. In der Scharte halten wir kurze Rast. Der Weiterweg über den Grat ist nicht besonders schwierig, so daß wir ohne Sicherung zügig vorankommen. Erst im letzten Drittel (teilweise III) legen wir erneut das Seil an, um den steilen Gipfelgrat zu überwinden. Um 6 Uhr abends stehen wir auf dem höchsten Punkt. Der Höhenmesser zeigt 6060 m (± 50) an. Für eine gemütliche Gipfelrast fehlt uns die Zeit. Ein kurzer Händedruck, eine Dose mit Namen, Datum und Höhenangabe wird im Schnee vergraben, dann machen wir uns eilends an den Abstieg. Kurz unterhalb des Gipfels überrascht uns die Nacht und zwingt uns zum Biwakieren. Fast den ganzen nächsten Tag benötigen wir für den weiteren Abstieg. Alle sind wir etwas mitgenommen, und so steigen wir tags darauf gleich ganz ab, um uns im Hauptlager wieder gründlich zu überholen.

Diese Tage im Hauptlager zählten mit zu den schönsten Erlebnissen unserer Kundfahrt. Abends saßen wir oft lange beisammen, tranken schweigend unseren Tee und lauschten den

Erzählungen unseres Dolmetschers. Das Tonbandgerät spielte „Porgy and Bess“ oder die „Moldau“ von Smetana — je nach Stimmung. Wunderbar waren diese Abende fernab der Zivilisation in der einsamen, großartigen Landschaft.

Am 5. September stehen wir erneut auf dem flachen Talschlußgletscher am Fuße des Shakh-i-Kabud. So schön die Tage im Hauptlager auch sind, wir haben ja noch ein großes Ziel vor Augen.

Die steile Nordflanke wirkt wenig einladend. Die einzige Möglichkeit scheint der Ostgrat zu sein, aber auch er hat einige sehr zweifelhafte Stellen. Auf alle Fälle wird uns klar, daß diese Besteigung länger und schwieriger als alle anderen vorher sein wird . . .

Noch einmal müssen wir das Eiscouloir überwinden. Der anschließende Grat wird schwieriger, als wir erwartet haben. Immer wieder gilt es, steile Eisrinnen zu queren. Über zwei Gipfel (Mittelspitze, 5650 m, und Kabudturm, 5850 m) erreichen wir am Abend des ersten Tages die Scharte vor dem eigentlichen Gipfelaufbau. Etwa zwei Drittel des Anstieges sind geschafft. In einer Schneemulde richten wir uns für die Nacht ein.

Steifgefroren setzen wir am nächsten Tag unseren Aufstieg fort. An dem nun folgenden Felspfeiler wird uns schnell warm. Von hier bis zur Schulter (5900 m) liegt die Schlüsselstelle des ganzen Anstieges. Die sechs Seillängen (teilweise im IV. Schwierigkeitsgrad) halten uns fast den ganzen Vormittag auf. Von der Schulter führt ein Firngrat weiter. Die Luft wird merklich dünn. Jeder Schritt bedeutet eine Anstrengung. Die Gewißheit, noch heute auf einem der höchsten Gipfel des Zentralhindukusch zu stehen, gibt uns jedoch mächtigen Auftrieb.

Um 2 Uhr nachmittags stehen wir auf der Schneepyramide des Gipfels (6150 m \pm 50). Wunderbar weit reicht der Blick über die großartige Bergwelt. Unzählige unbekannte und unbestiegene Fünf- und Sechstausender liegen vor uns. Der Blick geht bis hinüber in den Karakorum. Nur die Monsunwolken verdecken die hohen Weltberge. Über eine Stunde blieben wir auf dem Gipfel im warmen Sonnenschein.

Der Abstieg über den Ostgrat hätte zu lange gedauert. So entschließen wir uns, über die steile Westflanke direkt abzusteigen. Nach mehrmaligem Abseilen gelangen wir bei einbrechender Dunkelheit an den oberen Rand eines Eisfeldes. Nirgends ein Biwakplatz. Noch zweimal seilen wir uns im Finstern ab. Endlich können wir uns auf einem schmalen, in das Eisfeld eingelagerten Schuttband für die Nacht niederlassen. Es wird ein ungemütliches, eiskaltes Biwak. Bei jeder kleinen Bewegung rutschen wir näher an den Abgrund. Die Nacht scheint keine Ende zu nehmen. Endlich verkündet ein schmaler Streifen am Horizont den neuen Tag. Vorsichtig steigen wir teils im Eis, teils im Fels weiter ab. Die Stunden vergehen wie im Flug. Schon verschwindet die Sonne erneut hinter den hohen Bergen. Eine letzte Abseilstelle über den Bergschrund — dann stehen wir auf dem sicheren Gletscherboden. Insgesamt 57 Stunden benötigten wir für Auf- und Abstieg. Jetzt hat jeder nur noch den einen Wunsch: Schlafen, schlafen und nochmals schlafen . . .

In der Zwischenzeit haben sich leider die seit langem schwelenden Grenzstreitigkeiten zwischen Afghanistan und Pakistan verschärft und zum offenen Konflikt geführt. Uns trifft dieser Streit insofern, als wir keine weitere Genehmigung mehr zu Bergbesteigungen im Grenzgebiet erhalten. Greifbar nahe steht im Südosten ein wunderschöner Sechstausender. Schweren Herzens müssen wir auf ihn verzichten und den Rückmarsch antreten. Am 18. September treffen wir, nach sechstägigem Fußmarsch über den 4250 m hohen Anjumanpaß und eintägiger Autofahrt, wieder in der afghanischen Hauptstadt Kabul ein.

Da unsere beiden VW-Busse unbrauchbar sind, fliegen wir Anfang Oktober mit der russischen Luftfahrtgesellschaft Aeroflot über Taschkent und Moskau nach Wien. Von hier sind es nur ein paar D-Zug-Stunden bis in unsere Heimatstadt Traunstein, die wir am 15. Oktober erreichen.

Anden-Expedition 1961 der Sektion Oberland des DAV

VON HORST WELS

(Mit 3 Bildern, Tafel XXII und XXIII)

Plan und Teilnehmer

Wohl jeder junge Bergsteiger träumt von den fernen und großen Bergen der Welt. Kein Wunder, daß sie auch in unseren Gesprächen herumgeisterten, denn wir waren eine Gruppe junger, leidenschaftlicher Bergsteiger, die jeden freien Tag in den Bergen verbrachten. Es störte nicht, daß meine Kameraden über zehn Jahre jünger waren als ich, der ich sie zum größten Teil von Anbeginn ihrer Bergsteigerlaufbahn an kannte und beobachtete und unbemerkt ihre Einstellung zum Gebirge mitzuformen versuchte. Sie wurden nicht nur hervorragende Kletterer, sondern vollgültige Alpinisten, und so fanden sie Aufnahme in die Hochtouristengruppe unserer Sektion. Auf ungezählten gemeinsamen Bergfahrten kamen wir uns näher, und dann wurde einer von ihnen, Manfred Sturm, mein Seilgefährte. Wir wurden eine unzertrennliche Gemeinschaft, die nicht nur im Gebirge beisammen war.

Im Februar 1959 überschritten wir gemeinsam den Wettersteinkamm von der Alpspitze nach Mittenwald und hier wurde der Traum zum festen Plan: Wir wollten in die Anden! Wir, das waren *Helmut Albrecht* (Helmers), *Manfred Jordan* (Manni), *Günter Wolf* (Seier), *Eduard Buncsak*, *Manfred Sturm* (Sturmi) und meine Wenigkeit. Nach ausgiebiger Sichtung der Literatur stand für uns fest, daß die Kordillere von Huayhuash mit ihren wilden Berggestalten dabei sein müsse. Übrigens sollte diese Gebirgsgruppe schon vor dem letzten Krieg das Ziel einiger Kameraden aus unserer Hochtouristengruppe sein, deren Plan aber durch den Krieg zunichte wurde. Als besten Kenner der Kordillere von Huayhuash suchten wir deshalb den 1. Vorsitzenden des Österreichischen Alpenvereins, Herrn Professor Dr. Kinzl, in Innsbruck auf, der uns bereitwilligst Auskunft erteilte und uns auf die Möglichkeit hinwies, auch der Wissenschaft dienlich zu sein, zumal unser Manni kurz vor der Abschlußprüfung als Bauingenieur stand. Jeweils nach der bergsteigerischen Betätigung wollten wir aus der Kordillere von Huayhuash neue photogrammetrische Aufnahmen der Gletscher und aus der Kordillere Vilcanota die zur Herstellung einer Karte notwendigen Aufnahmen mitbringen. Als siebenten Teilnehmer stellten wir dann noch *Jochen Bloss* auf, den wir schon geraume Zeit kannten und der zu unserer Jungmannschaft gefunden hatte. Er ist kein extremer Bergsteiger und wollte deshalb nur einige leichtere Besteigungen mitmachen und ansonsten für die Universität München tätig sein.

Vorbereitung

Jeder von uns übernahm eine Spezialaufgabe, wie Kasse, Verpflegung, Ausrüstung, Erste Hilfe usw., die er zu erfüllen hatte. Bei den Besuchen der Leiter ehemaliger Anden-Expeditionen erhielten wir wichtige Ratschläge. Mit Kameraden aus unserer Jungmannschaft durchsuchten wir die alpinen Zeitschriften nach Berichten aus den Anden.

Endlich weitgehend über alles informiert, stellten wir unseren genauen Expeditionsplan auf, der die Billigung unserer Sektion und des Deutschen Alpenvereins fand. Der Ober-

bürgermeister unserer Bergsteigerstadt München übernahm die Schirmherrschaft über unser Unternehmen, und so verließen wir Ostern als die „Münchner Anden-Expedition 1961“ die Heimat. Zurückblieben noch Manni und Jochen, die wegen Examen erst später nachfolgen konnten.

Durchführung

Ende April langten wir in Lima-Callao an, wo wir im Hause meines Jugendfreundes Horst Franz gut untergebracht waren.

Die meisten Lebensmittel kauften wir erst drüben. Nachdem alles sortiert und verpackt war, charterten wir einen Lastwagen, der uns ins Gebirge brachte. In der Ortschaft Chiquian am Ende der Autostraße bereitete das Auftreiben von Tragtieren Sorgen, denn sie waren weitgehend bei der Ernte eingesetzt. Deshalb mußten wir uns auch entschließen, in zwei Gruppen ins Hauptlager zu ziehen. Am vierten Marschtage sahen wir ihn dann plötzlich unter uns liegen, den märchenhaft schönen Carhuakocha (Kocha = See), an dessen Ufer wir unsere Zelte errichteten.

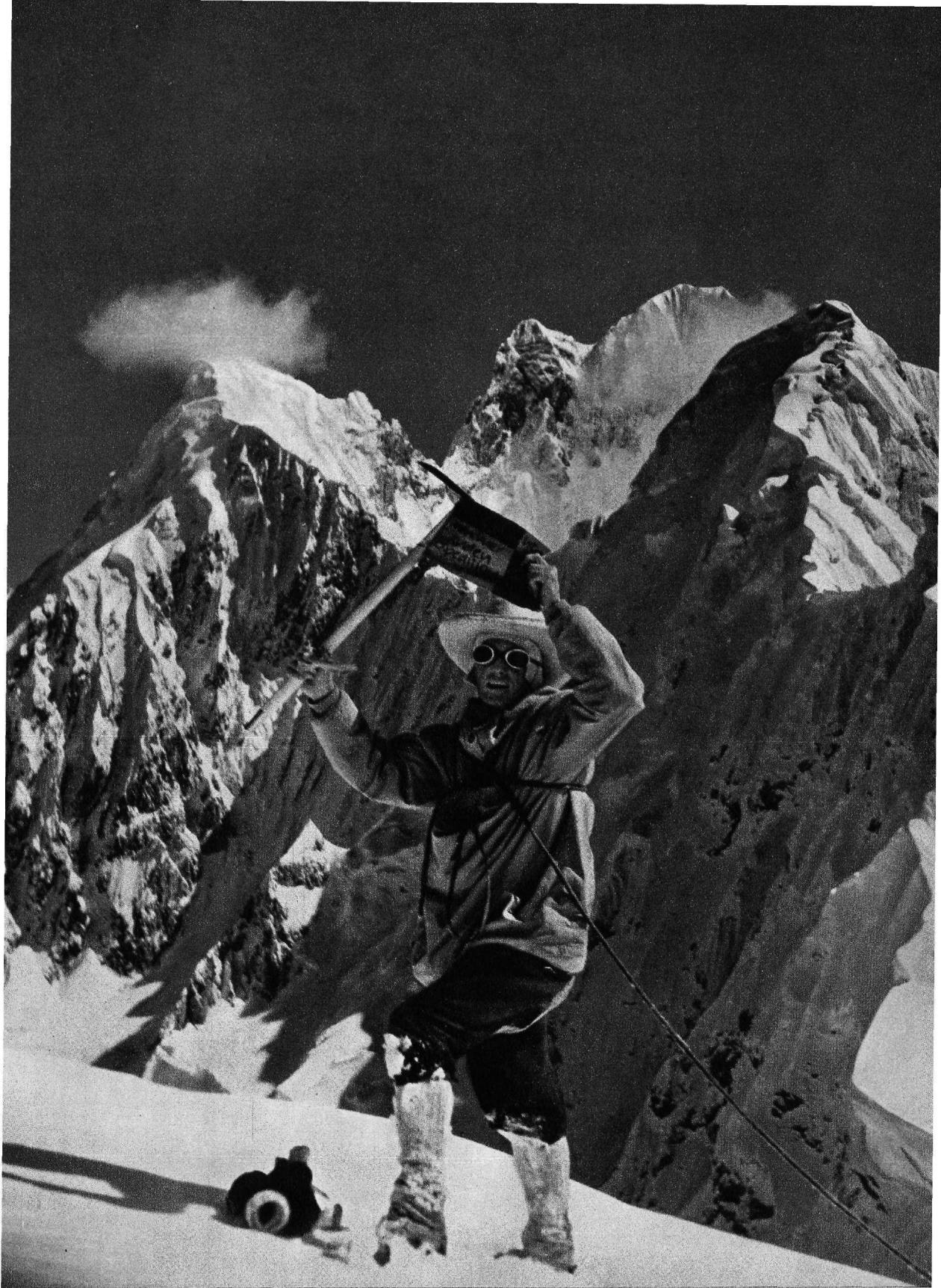
Nachdem die wichtigsten Arbeiten erledigt waren, begannen wir mit ausgedehnten Erkundungsgängen. Aber das Wetter war noch unbeständig, und oft donnerten Neuschneelawinen über die Bergflanken. Mein Seilgefährte Manfred Sturm, der schon einige Zeit nicht in bester Form war, bekam plötzlich hohes Fieber. Mit Seier verließ ich am 22. Mai das Lager und wir hetzten, von der Angst um unseren Sturmi getrieben, in 15 Stunden nach Chiquian. Unterwegs gab es eine große Freude: Wir begegneten unserem Jordan-Manni, der unterwegs zum Hauptlager war. Er berichtete kurz, aber begeistert von seinem Flug, überbrachte die letzten Grüße aus der Heimat und händigte uns die erste Post aus. In Lima gelang es uns mit Hilfe meines Freundes und der Deutschen Botschaft, von der peruanischen Luftwaffe die Zusage zu erhalten, daß ein Hubschrauber zu unserem Hauptlager fliegen wird.

Aber erst am 26. Mai war es so weit. Seier flog mit, um dem Piloten unser Hauptlager zu zeigen. Der Hubschrauber landete hinter dem See, an dem unser Hauptlager lag, aber er konnte nicht mehr wegfliegen. Durch Funk benachrichtigt, setzte ich mich mit dem Mechaniker in Marsch. Nach endloser Autofahrt auf schlechten Straßen bestieg ich erstmals in meinem Leben ein Pferd und verbrachte 18 Stunden im Sattel, so daß ich, im Hauptlager angekommen, nicht mehr wußte, wie ich mich niedersetzen sollte. Nachdem der Mechaniker den Schaden behoben hatte, flogen sie zu dritt am 30. Mai ab.

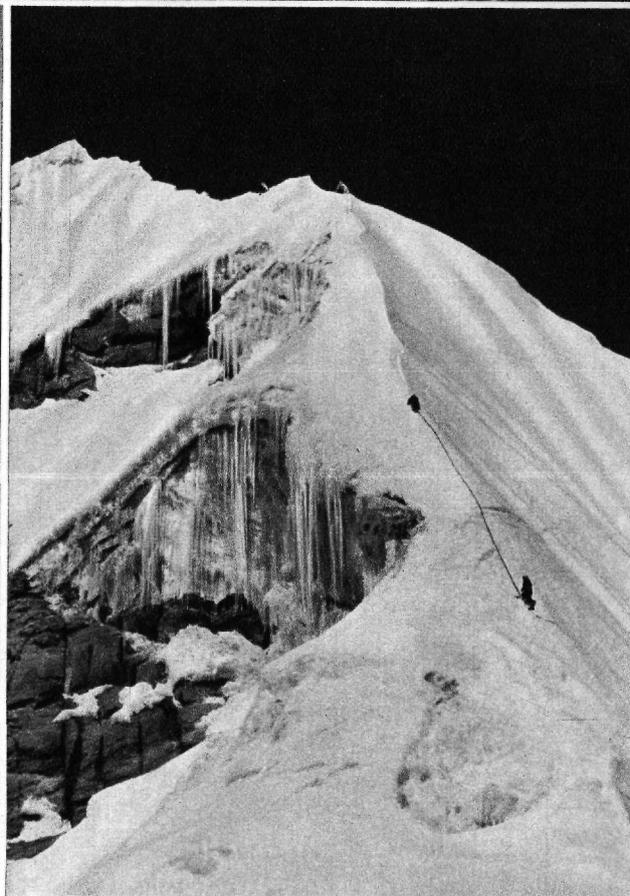
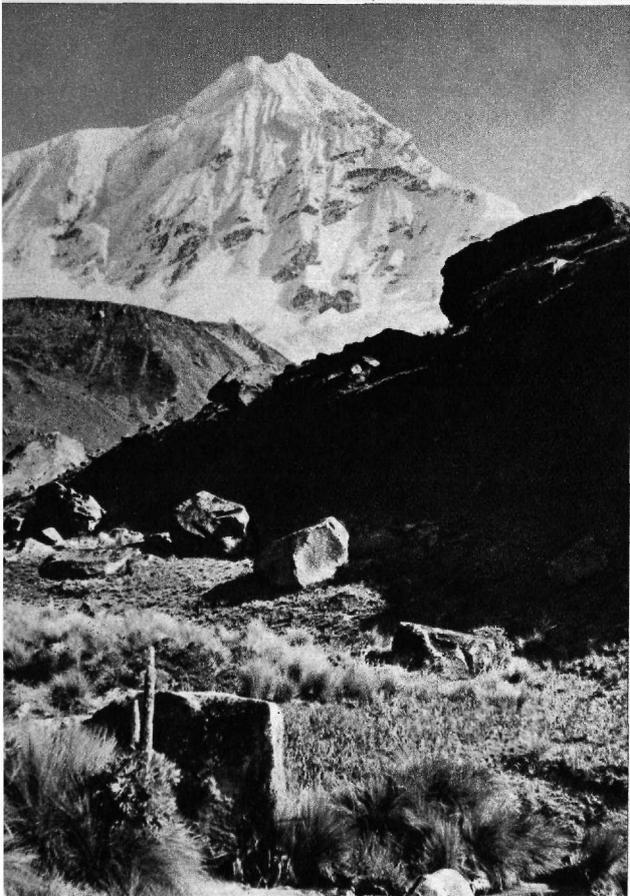
Jirishanca chico — Westgrat

Seit einigen Tagen herrschte schon beständiges Wetter, und so brachen wir am 31. Mai zu unserem ersten Gipfel auf. Um 3 Uhr früh verließen wir unser Hauptlager, das auf einem märchenhaften Platz stand. Kurz unterhalb befand sich der 4 km lange See, dahinter eine langgestreckte, flache Pampa. Und darüber bauten sich die kühnen, bizarren Eisriesen der Huayhuash-Berge auf. Es gelang uns, den Jirishanca chico (5467 m) zu ersteigen, erstmals über seinen langen, aber um so schöneren Westgrat. Keiner von uns könnte diese Tour besser schildern, als es unser Jordan-Manni in seinem Tagebuch getan hat:

Mittwoch, 31. Mai 1961. Um 3 Uhr raus aus den Schlafsäcken. Herrlicher Sternenhimmel, mondhell, kalt, erwartungsvolle Stimmung. Wir tapen über Punagrashänge, Moränen, an kleinen Seen vorbei zum markanten Felspfeiler unter dem Gletscher des Jirishanca. Herrliche, leichte Plattenklettereie bringt uns rasch höher. Bei Sonnenaufgang stehen wir am Beginn des Gletschers, einem wilden Bruch. Phantastische Stimmung beim Aufstieg. Man sieht nur die Umrisse der Gestalten. Edi und Seier mit ihren Sombreros



Von links: Sarapo, Siulá chico, Siulá grande und Carnicero
(Aufn.: Anden-Expedition der Sekt. Oberland des DAV)



Oben: Nevado Ulta (5875 m) und Chucllaraju (5600 m) – Unten links: Chopicalqui (6400 m)
rechts: Ocshapalca

(Aufn.: Schwäbische Anden-Expedition 1961)

wirken besonders originell. Im bleichen Mondlicht stehen Yerupajá, Siulá und Jirishanca noch erhabener da als am Tag. Weit sehen wir hinüber nach Osten, der Himmel wird blasser, der Morgenstern zieht schnell herauf. Bald färbt sich der Horizont rosa, und unvermittelt schnell brennt die Sonne auf uns nieder. Wir schnallen die Steigeisen an. Beim Photographieren verliere ich Sonnenblende und UV-Filter. Hinein geht's mit Hurra in den wilden Verhau. Vorbei an blauschründigen Spalten, über grazile Brücken; massige Eistürme ächzen unter ihrer Eigenlast, über einen gähnenden Abgrund wird gespreizt, und schon ist der Eisbruch überwunden. Wir stehen im weiten Becken, das sich bis zur Scharte hinaufzieht, dem Beginn unseres Westgrates. Phantastisch das Glitzern des Schnees. Myriaden von blinkenden, funkelnden Sternen, wie kleine Kobolde irrlichtern sie vor den Augen. Anfangs über harten Schnee, sinkt man bald bis über die Knöchel ein. Manchmal versperrt eine Spalte den Weg. Langsam macht sich die Höhe bemerkbar. Öfter muß ich beim Spuren stehenbleiben. Edi ist mein Seilgefährte; vor sechs Jahren haben wir uns kennengelernt. Schön ist so ein Zusammengehörigkeitsgefühl. Hinter uns die anderen drei, Horst, Helmers und Seier. Wir fünf also, die gleichen wie am unvergessenen Wettersteingrat, der ja der Grundstein war für unsere Expedition. Um 9 Uhr sind wir auf der Scharte, die Berge ringsum sind schon bis zur Hälfte von Wolken verdeckt. Es ist auch ziemlich frisch, ein kalter Wind bläst. Ich ziehe zum Anorak noch Pullover und Trainingsjoppe an. Kurze Brotzeit, dann packen die anderen drei den Grat an. Von hier schaut er zeitweilig ganz schön grimmig aus. Gleich der erste Aufschwung scheint ein großes Problem zu werden. Kurz vor dem Gipfel baut der Berg noch drei steile Bollwerke auf. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Horst ist prima in Form, packt den Stier gleich bei den Hörnern. Eine kurze, heikle Querung, ein steiles Firnfeld, schon lacht er von oben runter. Für uns sind in dem morschen Schnee die Tritte schon verdorben, brechen durch, aber es geht trotzdem gut. Nun kommt ein langes, schweres Stück. Abwechslungsreich, meist messerscharf, verwinkelt zieht der Grat höher. Es ist ein eigenartiges Gefühl zu wissen, hier stand noch keines Menschen Fuß. Helmers filmt wie besessen, der Grat ist aber auch wie geschaffen für einen Film. Dann bäumt sich der jungfräuliche Grat nochmals auf, er will sich nicht ergeben. Drei steile, kühn geformte Grattürme versperren den Weg zum Gipfel. Mit kaltglitzernenden Augen schauen sie argwöhnisch auf uns kleine Menschlein herab. Doch nun kann uns nichts mehr aufhalten. Das Eis und der Schnee spritzen unter unseren wuchtigen Pickelschlägen zur Seite. Der Himmel grollt, Graupelschauer jagen auf uns herab. Gespenstisch ist die ganze Szene. Ringsum ist alles von Wolken verschluckt, so als wollten die großen Brüder nicht zusehen, wenn ihre kleine Schwester von Frevlern bezwungen wird. Manchmal balancieren wir wie Seiltänzer über den Grat. Geht auch das nicht mehr, schwingen wir uns rittlings auf die Wächten und reiten hinüber. Nun ist der Gipfel greifbar nahe. Horst werkelt gerade im ungemein steilen Gipfelaufschwung. Jetzt ergibt sich die kalte, stolze Schönheit, der Vorhang reißt auf, die Sonne spendet ihre Wärme und ihr Licht für den letzten Akt. Bald hocken die ersten drei jubelnd und freudestrahlend auf dem winzigen Gipfel; erst als sie drüben in eine Scharte absteigen, wird Platz für Edi und mich. Unbeschreiblich ist mein Glücksgefühl, gut, daß ich die Schneebrille aufhabe, denn dicke Tränen entkommen mir. Ich kann sie nicht aufhalten, ich muß weinen. Nun ist Edi da, strahlend streckt er mir die Hand her. Der Druck unterzeichnet aufs neue unseren geheimen Freundschaftsvertrag. Geschafft, geschafft, unser bisher schwerster Grat, unser höchster Gipfel, 5467 m. Wie lange haben wir davon geträumt. Wir steigen die paar Meter zu den anderen ab. Jeder strahlt, die Augen blitzen, doch in allen steht ein verdächtiges Glitzern. Den anderen geht's genau so wie mir. Horst läßt uns alle die Hände zusammenfassen und stellt über unsere ganze Expedition das Motto „Freude und Freundschaft“. Stehen nicht schon die ganzen gemeinsam verbrachten Jahre unter diesem Leitwort? Was haben wir nicht schon alles erlebt mitsammen, und wieviel Freude haben wir dabei empfunden; die Freundschaft hat all die Jahre angehalten, es wird auch weiter so bleiben.

Carnicero-Nordostgrat

So kehrten wir übergücklich in unser geliebtes Hauptlager zurück, rasteten einen Tag aus, um dann erneut auf Tour zu gehen. Auch fernere Gipfel erstiegen wir von hier aus. Wir verzichteten dabei auf Zwischenlager und nahmen Biwaks in Kauf. So wurden zwei stolze Fünftausender in der Jurau-Kette erstmals erstiegen, die vom Hauptlager ca. 20 km entfernt liegen. Unsere bedeutendste Leistung und anstrengendste Tour war die erste Ersteigung des 5980 m hohen Carnicero über den Nordostgrat am 9. Juni 1961. Mit Riesentrucksäcken waren wir wieder unterwegs und rechneten, erst in vier bis fünf Tagen zum Hauptlager zurückkehren zu können. Wir wagten nicht zu hoffen, daß uns die Begehung dieses unwahrscheinlich langen Grates in einem Tag gelingen würde. Über einen hohen Einschnitt in den Ausläufern dieses Grates gelangten wir zu einem phantastischen Biwakplatz: Unter Felsüberhängen polsterten wir eine genügend große Fläche mit abgeschnittenem Puna-Stechgras aus und schiefen wie die Murmeltiere bis 3 Uhr früh. Dann mußten wir eine Felszone erklettern, die uns zum Eisgrat emporführte. Das Gelände war ausgesetzt, wies oft IVer-Stellen auf und war somit bei der Nacht nicht angenehm. Aber wie reich wurden wir belohnt: Bald nach Erreichen des Eisgrates ging die Sonne auf und tauchte die umliegenden Berge in leuchtendes Gold. Der Grat verlangte bis zum Gipfel nicht nur großes technisches Können, sondern auch viel moralische Kraft, steckte er doch über und über voller Fragezeichen, so daß wir bis kurz unter dem Gipfel nicht sicher waren, ob wir ihn erreichen würden oder ob wir noch an einer unmöglichen Stelle gezwungen würden, diesen Mammutgrat zurückzugehen. Es kann mir nicht gelingen, die Freude zu schildern, die uns beherrschte, als wir uns gegen 16 Uhr auf dem Gipfel die Schultern gegenseitig wundklopfen und uns umarmten. Der Abstieg ging zunächst durch den grundlosen Pulverschnee des Südgrates und schwenkte dann um in die Ostflanke. Hier ereilte uns die ohne Dämmerung kommende Nacht. Eine Felseninsel mitten im Gletscher bot uns Biwakplätze, und so verbrachten wir eine Nacht in einem „Schwalbennest-Biwak“ mit dem Blick zum Urwald des Amazonasbeckens, über dem frühmorgens die Sonne aufging, alle Nuancen der Farbenskala durchlaufend. Nun wartete ein übler Moränenhatscher auf uns, und über zwei Einschaltungen hinweg gelangten wir wieder zum Hauptlager. Hier gab es eine Riesenüberraschung für uns: Jochen und Sturmi waren eingetroffen. Jochen hatte, in Lima angekommen, nach Cerro de Pasco, wo Sturmi wegen seiner Darmvergiftung im Krankenhaus lag, telephonierte. Sturmi, der es im Bett nicht mehr aushielt, weil es ihm schon wieder besser ging, bat Jochen, zu ihm zu kommen, damit sie gemeinsam ins Hauptlager gehen könnten. Aber welche willkommene Abwechslung brachten sie mit: Speck, Hausbrot und Bier. Wir stürzten uns darauf, wie die Hunde der Indios sich auf einen Knochen stürzen. Mit dem Bier stießen wir auf unseren eben erstiegenen Gipfel an: Viva el Carnicero! Jetzt waren wir endlich alle im Hauptlager vereint. Sturmi sah noch schlecht aus, hatte aber wieder Appetit und war voller Auftrieb.

Die letzte Fahrt

Jetzt sollte das Hochlager zwischen Yerupajá und Siulá errichtet werden, von dem aus wir den Siulá grande mit seinen drei Gipfeln und den Siulá chico ersteigen wollten. Ferner den Yerupajá über den Südgrat und zwei mächtige, unerstiegene Fünftausender. Wir trugen Verpflegung und Material für zehn bis zwölf Tage hinauf. Da wir ohne Träger arbeiteten, mußten wir gewichtige Rucksäcke tragen, aber wir waren ja inzwischen einiges gewöhnt. Programmgemäß war das Hochlager, das etwa 5400 m hoch lag, am 14. Juni fertig eingerichtet und von allen sieben Teilnehmern bezogen.

Frohgemut wie immer waren wir am nächsten Tag losgezogen. Doch es sollte unser letzter gemeinsamer Tag werden. Ich will darüber mein Tagebuch sprechen lassen:

Hochlager, Freitag, 16. Juni 1961. Im Dunkelwerden kehrten wir heute abend ins Hochlager zurück. Jochen erwartete uns mit Tee und Suppe, und wir hatten eine so furchtbare Nachricht für ihn. Manni, Helmers und Seier stürzten gestern abend gegen 16 Uhr mit einer Wächte vom Siulá chico ab. Es ist ausgeschlossen, daß einer von ihnen den Sturz überlebt hat, denn er ging über eine ca. 1000 Meter hohe Felsflanke.

Ich will mich zwingen, der Reihe nach zu berichten:

Der Tod der drei Freunde

Am Donnerstag, 15. Juni 1961, früh 6 Uhr, gingen wir die ziemlich steile Flanke hinauf, die etwa von der Scharte zu einer runden Firnschulter emporzieht. Wir kamen sehr rasch voran. Nach der Flanke, man hat dann auch den Grat erreicht, beginnen die Schwierigkeiten. Wir rasteten, um etwas zu essen, und dann gingen Helmers und Seier als erste Seilschaft los. Ihnen folgten Manni und Edi als zweite Seilschaft. Ich wartete mit Sturmi, dem es begrifflicherweise so kurz nach seiner Krankheit noch nicht allzu gut ging, etwa eine Stunde, denn auch kurz unter dem Gipfel, den man von hier aus sieht, sah es nochmals sehr heikel aus, und ich wollte ein Anstehen verhindern und lieber im gemütlichen Gelände warten. Die Schwierigkeiten boten die Seillängen mit an den Fels gepreßtem Schnee, wo es für den letzten immer um so unangenehmer wird, weil die Vorangegangenen den meisten Schnee schon abgeräumt haben. Was kurz unter dem Gipfel heikel ausgeschaute, ergab sich ganz gut, und so waren wir, Sturmi und ich, eine Stunde hinter den anderen geblieben. Auf dem Weiterweg zum weiter südlich liegenden und höheren Gipfel sahen wir durch den Dunst, der sich eingestellt hatte, die Kameraden am Grat. Dann trafen wir Edi, der bei den Rucksäcken saß und nicht mit den Kameraden gegangen war, weil er nicht gut in Form war. Wir erstiegen noch einen dritten unfernen Gipfel des Siulá-stocks und aßen etwas. Ab und zu war die Sicht besser, und wir sahen, daß die Kameraden von diesem letzten Gipfel hinuntergegangen waren und dann die Hauptrichtung des Siulá-stockes fast im rechten Winkel verlassen hatten, um zum Siulá chico zu gelangen. Edi sagte, daß er einmal den Eindruck gewonnen hätte, die Spur habe bei Felsen aufgehört. Ich vermutete deshalb, daß sie auf unbezwingliche Felsen gestoßen seien, umgekehrt, und sich nun auf der Suche nach anderen Möglichkeiten befanden. Aber nun wurde es schon bald Nacht, und ein unangenehmer Wind blies. Wir machten uns zum Biwakieren fertig, denn es wurde immer kälter, aber die Kameraden kamen nicht. Von da weg hatte ich die Angst, es sei etwas passiert, sie mußten abgestürzt sein, denn sonst wären sie das relativ kurze Stück wieder zu uns heraufgekommen, hatten sie doch die Rucksäcke hier liegen. Die Biwaknacht war furchtbar, der Morgen mit klarer Sicht brachte die Gewißheit: Kurz unter dem Gipfel des unbetretenen Siulá chico waren die drei Freunde Manni, Helmers und Seier mit einer ca. 50 Meter langen Wächte westwärts abgestürzt. Ein vernichtendes Bild, die in dem Wächtenabriß endende Spur, das Ende unserer Freunde. Wir fotografierten, bürdeten uns die Sachen der Kameraden auf und traten tiefunglücklich den Rückweg an. Vom stark überwächten Grat des Siulá sah ich tief unten auf dem Gletscher drei winzig kleine Punkte. Könnten sie es sein? Jochen, der uns im Hochlager erwartete, konnte es auch nicht begreifen. Lange saßen wir zu viert in einem Zelt, und keiner konnte es glauben, daß das dritte Zelt des Hochlagers leer bleiben würde.

Nachdem wir uns von der über uns liegenden Scharte aus mit dem Fernglas orientiert hatten, bauten wir das Hochlager ab und trugen es auf einmal hinunter, denn von dieser Seite war eine Bergung unmöglich. Wir trennten uns im Hauptlager. Die Kameraden bereiteten alles vor zum Abmarsch, und ich eilte nach Lima. Unterwegs suchte ich unsere Eseltreiber auf und schickte sie mit den Tieren ins Hauptlager. Dieser einsame Ritt durch die Puna nach diesem Ereignis, das uns die drei Freunde geraubt hatte, wird immer in meinem Gedächtnis haftenbleiben.

Am 23. Juni traf ich in Lima ein und telephonierte mit München und Nürnberg. Es gab in kürzester Zeit viel zu erledigen. Telegramme, Briefe, Material für die Bergung und zwischendurch dann die Presseleute, die, nachdem sie von dem Unglück erfahren hatten, wie die Schmeißfliegen mir per Telephon oder durch Besuche die Zeit raubten. Am 29. Juni trafen meine Kameraden, wie verabredet, in Pocpa wieder mit mir zusammen. Dies ist ein Indiodorf in den Bergen zwischen Chiquian und unserem Hauptlager. Von hier aus zogen wir über etliche Scharten hinweg auf die andere Seite des Gebirges und errichteten am Sarapo-See am 1. Juli ein Lager. Sofort begannen wir mit unseren Erkundungen. Aber es ergab sich keine Möglichkeit, mit dem Schlitten durch den Gletscher zu gelangen. Doch nachdem wir in 4870 m ein Hochlager errichtet hatten, gelang es uns, am 4. Juli zu den toten Kameraden vorzudringen. Nachdem wir sie aus dem Gletscher herausgeschafft hatten, legten wir sie auf selbstgefertigte Tragbahnen, und nun trugen die Männer der Indiosiedlungen in Stafetten die Toten bis Chiquian. Rührend diese Anteilnahme und Hilfsbereitschaft. Sie mochten uns alle gern, und ich glaube, daß wir dies nicht zuletzt unserem Helmers mit seiner Gitarre verdankten, der auch hier alle Herzen für uns geöffnet hatte. Die Behörden stellten uns nach der amtsärztlichen Untersuchung sogar am Sonntag die erforderlichen Papiere aus, und so kehrten wir am 10. Juli nach Lima zurück. Hier brachten wir unsere toten Kameraden in die deutsche Kirche, und unter reger Beteiligung der Deutschen Kolonie in Lima fand ein Gottesdienst statt. Die Särge waren reich geschmückt mit Blumen und Kränzen und boten so endlich für uns wieder ein friedliches Bild nach all den Wochen. Von dem Tonband unserer Jungmannschafts-Singgruppe ließen wir zwei Lieder abspielen, und dann kehrten die toten Kameraden mit dem deutschen Schiff „Wien“ heim. Wir konnten Peru erst am 29. Juli verlassen und trafen am 24. August in Genua ein. Hier erwartete uns eine große Überraschung: Unsere Sektion Oberland schickte uns die Herren Sobez und Plattner entgegen. Dies war wie eine erste stumme Umarmung der Heimat und zeigte uns erneut, welch kameradschaftlicher Geist in unserer Sektion herrscht. Mit ihrer Hilfe gelang es uns, schon am nächsten Tag in München einzutreffen, wo uns Angehörige, Freunde und Kameraden vom Bahnhof abholten.

Erst in der furchtbaren Einsamkeit des Schmerzes im fremden Landespürten wir den Sinn der Kameradschaft so richtig, als wir nach all dem Schmerzlichen nach Lima zurückkehrten und die Briefe verständnisvoller Kameraden vorfanden. Besonders waren es die Briefe der Hochtouristengruppe und unseres Vorsitzenden Heinz Außerbauer, der auch hier sich als unser väterlicher Freund zeigte. Ich weiß ihm nicht besser zu danken als durch die Mitteilung, daß die Jungmannschaft am Feuerstoße gelobte, den Geist der drei Abgestürzten hochzuhalten, und daß wir die Jugendarbeit nach besten Kräften fortführen werden, um junge Bergsteiger zu erziehen, die unseren drei Freunden nacheifern, denn sie waren in der Größe ihrer Leistungen und in der Bescheidenheit ihres Charakters beste Jungmänner.

Besteigungen

- 31. 5. 1961 Jirishanca chico (5467 m), Westgrat, 1. Begehung, Abstieg Nordostflanke;
- 4. 6. 1961 Nevado Quesillo (5600 m), Nordgrat, 1. Besteigung;
- 4. 6. 1961 Nevado Wacra (5537 m), Südgrat, 1. Besteigung;
- 9. 6. 1961 Nevado Carnicero (5980 m), Nordostgrat, 1. Besteigung;
- 15. 6. 1961 Siulá grande, dreigipfelig (6356 m), Überschreitung von Nord nach Süd.

Schwäbische Anden-Expedition in die Cordillera Blanca

VON RICHARD HECHTEL

(Mit 3 Bildern, Tafel XXIV)

Seit dem Beginn ihrer bergsteigerischen Erschließung, die im Jahre 1932 mit einer Expedition des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins einsetzte, ist die Cordillera Blanca das Ziel von zahlreichen Expeditionen aus aller Herren Ländern gewesen. Die Gründe für die große, ständig zunehmende Beliebtheit dieser Bergwelt sind in ihren einzigartigen Vorzügen zu suchen. Neben ihrer Schönheit — die Cordillera Blanca ist von vielen als das schönste Hochgebirge der Welt bezeichnet worden — ist es vor allem ihre relativ leichte Zugänglichkeit, die sie als Expeditionsziel besonders anziehend macht. Obgleich die Hauptgipfel heute alle bestiegen sind, sind noch genügend lohnende Ziele für Generationen von Bergsteigern vorhanden. Cesar Morales Arnao, einer der besten Kenner der Cordillera Blanca, zählt in der *Revista Peruana de Andinismo* im Jahre 1957 allein ein halbes Hundert unbestiegener Gipfel mit Höhen von über 5000 m auf. Neben leichten Schneegipfeln sind darunter Berge von unsagbarer Kühnheit, würdig des Einsatzes der besten Bergsteiger.

Die Teilnehmer der Schwäbischen Anden-Expedition 1961, die sich ihre Ziele in der Cordillera Blanca gesetzt hatten, trafen in den letzten Tagen des Monats Mai in Lima, Peru, ein. Drei von den Teilnehmern — Kurt Bogner, Erhard Erdmann und Günter Kämpfe — waren aus Deutschland gekommen, die übrigen drei aus den USA: Donald Liska aus Seattle (Washington), Christian Schiel aus Chillicothe (Ohio) und der Schreiber dieser Zeilen aus Redwood City (California). Mit Ausnahme von Kurt Bogner, der mit dem Schiff gefahren war und das 800 kg schwere Expeditionsgepäck begleitet hatte, hatten sämtliche Teilnehmer für die Anreise das Flugzeug benützt. Einige Teilnehmer waren durch eine langjährige Freundschaft und zahllose gemeinsame Bergfahrten verbunden, andere sahen sich in Lima zum erstenmal in ihrem Leben. Alles in allem gab es niemand, der alle übrigen Teilnehmer gekannt hätte.

Mit Hilfe von in Lima lebenden Freunden gelang es uns, das ganze Expeditionsgepäck in eineinhalb Tagen durch den Zoll zu schleusen — eine in Peru im allgemeinen sehr langwierige und schwierige Prozedur, die bei manchen Expeditionen schon drei Wochen gedauert hat. Da zu gleicher Zeit ein anderer Teil unserer Gruppe den noch notwendigen Proviant eingekauft und einen Lastwagen gemietet hatte, waren wir schon am 31. Mai startbereit. Günter Kämpfe (genannt „Ginne“) und Kurt Bogner hatten sich bereit erklärt, das Gepäck zu begleiten und fuhren noch am gleichen Tag mit dem Lastwagen in Richtung Huaras. Der Rest der Expeditionsteilnehmer folgte am nächsten Morgen mit dem Taxi. Falls irgend etwas auf dieser Expedition geeignet war, uns Furcht einzuflößen, dann war es die Fahrt durch und über die Cordillera Negra. Was den Fahrer, einen verwegenen ausschauenden Burschen, zu seiner irrsinnigen Fahrerei bewogen hat, ist uns nie ganz klar geworden. Betrunknen war er jedenfalls nicht. Als wir gegen 6 Uhr abends Huaras erreichten, bewegten uns ähnliche Gefühle wie Kolumbus, als er nach der Überquerung des Ozeans zum erstenmal Land erblickte. Die schlimmsten Gefahren dieser Expedition lagen auf alle Fälle hinter uns.

Die nächsten Tage waren mit dem Sortieren unserer Ausrüstung und dem Anwerben von Trägern ausgefüllt. Daß sich die uns zugesicherten Träger in der Zwischenzeit einer

anderen Expedition angeschlossen hatten, erwies sich als kein Nachteil. Es gab genügend junge Männer, die alle für uns arbeiten wollten, und ein Englisch sprechender Bewohner von Huaras, Senor Ramirez, war uns bei der Auswahl behilflich. Schließlich verpflichteten wir vier Träger mit den Namen Apolinario Chauca, Miguel Flores, Justiniano Huaman und Augusto Jamanca, die alle aus Huaras oder dessen näherer Umgebung stammten. Sie erwiesen sich in der Folgezeit als treu und zuverlässig, unermüdlich im Schleppen von schweren Lasten, auch im schwierigen Gelände, als mutig, geschickt und stets guter Laune — kurzum, wir hätten uns keine besseren Träger wünschen oder auch nur denken können.

Ein Versuch auf den Ocshapalca (5881 m)

Unser erstes Ziel in der Cordillera Blanca war der noch unerstiegene Ocshapalca, der zwar von einigen Expeditionen schon ins Auge gefaßt, aber wegen seiner offensichtlichen Schwierigkeiten noch niemals ernstlich zu ersteigen versucht worden war. Durch das Studium von Karten und Lichtbildern sowie aus Unterhaltungen mit Cesar Morales Arnao war uns klar geworden, daß unsere einzige Chance vermutlich in einer Erklammerung des Nordgrates bestehen würde. Wir wollten trotzdem auch einmal die Südseite des Berges sehen und beschlossen daher als erstes einen Erkundungsvorstoß in die Quebrada Llaca. Nebenbei verfolgten wir dabei auch noch die Absicht, unsere Akklimatisierung zu beschleunigen und die Träger etwas näher kennenzulernen. Nachdem wir bis in eine Höhe von etwa 4600 m vorgedrungen waren, kehrten wir am zweiten Tage wieder zurück nach Huaras mit der Erkenntnis, daß die Quebrada Llaca als Ausgangspunkt für eine Besteigung des Ocshapalca völlig ungeeignet war. Die 600 bis 700 m hohe, wahnwitzig steile Südwand des Berges zeigte sich nicht weniger abweisend als die beiden messerscharfen, sie flankierenden Grate. Wir wünschten nunmehr, so schnell als möglich auch die andere Seite des Berges kennenzulernen. Da wir mit einer Belagerungszeit von etwa zwei Wochen rechneten, dauerten die Vorbereitungsarbeiten diesmal etwas länger.

Nach zwei Tagen war es endlich so weit, daß wir Huaras mit zwei Taxis und einem Lastwagen, der mit unserer Ausrüstung, Proviant und den Trägern beladen war, verlassen konnten. Auf einem steilen und gewundenen Fahrweg (die Bezeichnung Straße wäre allzu schmeichelhaft) erreichten wir am Abend dieses Tages die 3400 m hoch gelegene Hazienda Collon, in der wir die Nacht als Gäste verbrachten. Hier lernten wir zum erstenmal das Zauberwort „Su casa“ („Ihr Haus“) kennen. Schwierig wurde die Situation, als es zum Abendessen Kartoffeln gab — eine von den zweihundert verschiedenen peruanischen Sorten —, die mit irgendeinem, für unsere Gaumen viel zu scharfen Gewürz zubereitet waren. Das Essen des Gastgebers zurückzuweisen, wäre eine tödliche Beleidigung gewesen. Man weiß, wie empfindlich die Leute in solchen Dingen sind. Eine große Tüte, die unter dem Tisch kreiste und in der nach und nach sämtliche Kartoffeln verschwanden, rettete die Lage. Zu unserem Glück war die Beleuchtung schlecht genug, um dieses Manöver zu erlauben. Ich hoffe, daß die Tüte zum Schluß in einen Rucksack gepackt wurde.

Am nächsten Morgen galt es, das gesamte Gepäck auf Maultiere zu verladen. Zweifellos waren die Tiere, die man uns zur Verfügung gestellt hatte, sehr erfahren. Sie hatten jedenfalls eine ganze Reihe von Tricks auf Lager, ihre Lasten im letzten Augenblick wieder abzuwerfen. Manche Tiere mußten bis zu drei- und viermal beladen werden, und die „Carambas“ und „Carachos“ der Arrieros waren nicht zu zählen. Zum Schluß gab es noch einen regelrechten Muliaufstand mit Flucht und allgemeinem Abwerfen des Gepäcks. Nachdem alle Tiere wieder eingefangen und der Hauptträdelsführer durch zwei Esel ersetzt war, konnten wir gegen 9 Uhr den Marsch in die Quebrada Ishinca antreten.

Unser nächstes Ziel war eine Hütte, die im hintersten Winkel der Quebrada Yanaraju, einem Seitental der Quebrada Ishinca, auf 4900 m Höhe stehen sollte. Wir erreichten sie in loser Gefechtsordnung (je nach dem Grad der Ermüdung) im Laufe des Nachmittags.

Arrieros und Tragtiere traten, kaum daß sie sich ihrer Lasten entledigt hatten, unverzüglich wieder den Abstieg an. Unsere Behausung, die wir „Hotel Ishinca“ taufte, war von spartanischer Einfachheit — es bestand keine Gefahr, daß wir durch allzu großen Luxus verwöhnt würden. Außer den Umfassungsmauern mit einigen leeren Fensteröffnungen, einem schadhafte Dach und einem Herd ohne Feuerholz war nichts vorhanden.

Tags darauf stiegen wir zu dem 5200 m hohen Kamm hinauf, der uns die Aussicht auf den Ocshapalca bislang versperrte. Oben angelangt, fanden wir unsere Erwartungen im großen und ganzen bestätigt. Der einzige vernünftige Aufstieg auf den Ocshapalca führte offensichtlich über den Nordgrat, der nicht gerade leicht, aber auch nicht unmöglich aussah. Problematisch schien lediglich das letzte Stück des Anstieges zu sein. Neben dieser Erkenntnis brachten wir an diesem Tag noch unseren ersten Andengipfel nach Hause: Punkt 5160, einen unschwierigen Felsgipfel am Ende des langen, vom Ranrapalca nach Norden streichenden Kammes. Da am Ocshapalca offensichtlich technische Schwierigkeiten und große Höhe zusammentreffen würden, entschieden wir, daß es für einen unmittelbaren Angriff noch zu früh wäre. Wir wollten uns erst noch besser akklimatisieren und richteten zu diesem Zweck in den nächsten Tagen am Nordostfuß des Ranrapalca in 5400 m Höhe ein Zeltlager ein. Von diesem aus bestiegen am 12. Juni sämtliche Expeditionsteilnehmer einschließlich der Träger, die uns auf ihren eigenen Wunsch begleiteten, einen 5530 m hohen, prächtigen Eisgipfel im Kamm zwischen Ranrapalca und Palcaraju. Wir stellten zu unserer Genugtuung fest, daß keiner von uns allzuviel unter dieser Höhe litt. Auf Grund dieser Erfahrung beschlossen wir, keine weitere Zeit zu verlieren und unverzüglich mit dem Ansturm auf den Ocshapalca zu beginnen.

In den nächsten beiden Tagen entstand Lager I in 5140 m Höhe am Fuße des Nordgrates. Hatten uns die Träger bis hierher vorzügliche Dienste geleistet, so glaubten wir es nicht mehr verantworten zu können, sie in dem zunehmend schwieriger werdenden Gelände oberhalb von Lager I zu verwenden. Am darauffolgenden Tag, dem 15. Juni, drangen Kämpfe, Liska und Schiel bereits bis zu der auffallenden Schulter in 5700 m Höhe vor und versahen alle schwierigen Stellen mit festen Hanfseilen, von denen wir insgesamt 600 Meter aus Lima mitgebracht hatten. Zur gleichen Zeit machten Erdmann und Hechtel mit schweren Lasten zweimal den Weg zwischen Lager I und II. Letzteres befand sich in ausgesetzter Lage in einer schmalen Gratscharte in 5400 m Höhe. Schiel und Bogner, der als letzter vom Hotel Ishinca herübergekommen war, stiegen am Abend wieder ab nach Lager I. Sie zogen es vor, etwas bequemer zu schlafen und dafür am Morgen früher aufzustehen. Die Aussichten, am nächsten Tag den Gipfel zu erreichen, erschienen uns an jenem Abend in jeder Weise günstig.

Zu einer Zeit, da noch tiefste Dunkelheit herrschte, ertönten am nächsten Morgen schon wieder Pickelgeklapper und menschliche Stimmen aus dem Kamin, der neben unseren Zelten in die Tiefe zog. Gleich darauf blitzten elektrische Stirnlampen auf. Bogner und Schiel gaben den Langschläfern und Faulpelzen von Lager II ein heroisches Beispiel und stiegen ohne Aufenthalt gleich weiter in Richtung auf den Gipfel. Obgleich wir das Frühstücksgetränk bereits am Abend zuvor bereitet und in Thermosflaschen gefüllt hatten, dauerte es mehr als eine Stunde, bis wir marschbereit waren. Sollte jemand fragen, was wir während dieser Zeit alles getan haben, so ist die wahrheitsgetreue Antwort: wir haben gegen unsere Willensschwäche gekämpft (im Schlafsack ist es angenehm warm, draußen hat es ich weiß nicht wie viele Grad Kälte) und gegen die Bosheit der Dinge, als da sind gefrorene Stiefel, gefrorene Steigeisen, gefrorene Seile und manches mehr. Kurz nach 6 Uhr war dieser Kampf zu unseren Gunsten entschieden, und wir konnten mit dem Aufstieg beginnen. Es war nicht allzu schwierig, unseren Freunden zu folgen, wir hatten ihre Spuren und an allen heiklen Stellen feste Seile. Von einer kurzen Stelle abgesehen, bewegte sich der ganze Anstieg in mehr oder weniger steilem Eis.

Als wir nach drei Stunden die Schulter erreichten, waren Bogner und Schiel gerade dabei, sich an einer stumpfen, äußerst steilen Firn- und Eiskante emporzuarbeiten. Sie

hatten zu jenem Zeitpunkt schon mehr als die Hälfte dieser Kante überwunden und waren vom Gipfelgrat höchstens noch eine Seillänge entfernt. Vom Gipfel selbst trennten sie vielleicht noch drei Seillängen, und wir sahen keinen Grund, warum wir nicht binnen kurzem auf der höchsten Spitze stehen sollten. Was uns nicht ganz gefiel, war das schneckenartige Tempo, in dem die Freunde weiterhin an Höhe gewannen. Welcher Art ihre Schwierigkeiten waren, sollten wir selbst bald erfahren. Als zweite Seilschaft folgten Erdmann und Kämpfe über diese Himmelsleiter.

Nach langem Warten, gegen 11 Uhr, war die Reihe endlich an der dritten Seilschaft Liska-Hechtel. Die Verhältnisse, die schon für die ersten nicht gut waren, hatten sich unter der intensiven Sonneneinstrahlung weiterhin verschlechtert. Das Baumaterial für diesen so herrlich anzuschauenden Strebepfeiler war ein poröses, von zahllosen Löchern und Hohlräumen durchsetztes Firneis, in dem weder Griffe noch Tritte einen einwandfreien Halt boten. Die Sicherungsmöglichkeiten waren mehr als fragwürdig — weder der eingerammte Eispickel noch unsere ein Meter langen Firnstifte aus Leichtmetall stellten verlässliche Verankerungspunkte dar. Unglücklicherweise wehte an jenem Mittag auch nicht der leiseste Windhauch, der geeignet gewesen wäre, das Erweichen des Schnees zu verzögern.

Gegen 1 Uhr hatten sich die Schnee- und Eisverhältnisse so weit verschlechtert, daß jedes weitere Vordringen mit einem kaum noch tragbaren Risiko verbunden war. Bogner, der führende Mann der ersten Seilschaft, hatte als höchsten Punkt eine kleine, markante Scharte unmittelbar unter dem Gipfel erreicht und war unter großen Schwierigkeiten wieder zum letzten Standplatz zurückgekehrt. Nach ihm versuchten Hechtel und Kämpfe die gleiche Stelle, ohne indes den höchsten Punkt von Bogner zu erreichen. Leichter Nebel fiel ein, und es war schwer abzuschätzen, wie weit wir in Wirklichkeit noch vom Gipfel entfernt waren — vermutlich weniger als eine Seillänge. Jeder fühlte instinktiv den ungeheuren Ernst und die Gefährlichkeit der Situation, in der wir uns befanden. Wortlos wandten wir uns zum Rückzug. Über dem Strebepfeiler fanden wir nach langem Suchen eine Stelle, an der das Eis fest genug war, um einen Firnstift zum Abseilen anbringen zu können. An den zusammengeknüpften Seilen 120 Meter hinuntergleitend, kamen wir schnell und sicher zur Kanzel. Wie vorausszusehen war, ließen sich die Seile nicht abziehen. Bogner als letzter Mann gab die Idee des Abseilens alsbald auf und kletterte die zweite Hälfte frei zurück — eine bewundernswerte Leistung. Am gleichen Abend stiegen Bogner, Erdmann und Schiel noch ab zu Lager I, während Kämpfe, Liska und Hechtel eine weitere Nacht bei einem gewaltigen Sturm in Lager II verbrachten.

Über den Rest unserer versuchten Oshapalcabesteigung ist nicht viel zu erzählen. Der Abbau der Lager und der Rücktransport des Materials vollzogen sich reibungslos — falls man von den Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Tragtiere absieht. Als wir am 19. Juni wieder in Huaras einzogen, wußten wir nicht recht, ob wir unser Unternehmen als einen Erfolg oder Mißerfolg betrachten sollten. Vorsichtshalber entschieden wir uns zunächst für einen Mißerfolg oder bestenfalls einen halben Erfolg. Eine genaue Ausmessung von mehreren Photographien, auf denen die kleine, von Bogner erreichte Scharte zu sehen ist, ergab, daß sich dieser Punkt nur fünf Meter unter dem Gipfel befindet. Ich glaube, daß man unter diesen Umständen den Oshapalca zu den bestiegenen Gipfeln zählen wird.

Nevado Ulta (5875 m)

Nach unserer Rückkehr vom Oshapalca standen als weitere Ziele der noch unbezwungene, von mehreren Expeditionen schon versuchte Nevado Ulta sowie eine Besteigung des Chopicalqui auf unserem Programm. Beide Gipfel sollten vom gleichen Basislager in der Quebrada Ulta angegangen werden. Eine Zeitlang hatten wir im geheimen den Wunsch gehegt, zum Schluß noch den Huascaran, den höchsten Berg Perus, zu besteigen. Doch

wurde uns mehr und mehr klar, daß es in diesem Fall beim Wunsch bleiben würde, weil die uns zur Verfügung stehende Zeit zu kurz war.

Nach zwei Tagen Nichtstun hatten wir uns genügend erholt, um mit frischen Kräften an die Vorbereitungsarbeiten für unser nächstes Unternehmen zu gehen. Erstaunlicherweise nahmen diese nur eineinhalb Tage in Anspruch, obwohl wir diesmal mehr Gepäck als das erste Mal hatten. Wir hatten wieder einen Lastwagen gemietet, der die ganze Expedition, Menschen und Material, nach dem 30 km entfernten Carhuas bringen sollte. Unsere Chancen, mit diesem Fahrzeug lebend Carhuas zu erreichen, waren nicht ganz ungünstig. Zwar hatte der Wagen keine Fußbremse, wie wir bald herausfanden, und das Zurückschalten auf einen niedrigeren Gang gelang nur ausnahmsweise. Doch war das Gefälle nach Carhuas nicht allzu stark, und für den äußersten Notfall war immer noch eine Handbremse vorhanden. Und wir erreichten tatsächlich am Abend des 23. Juni Carhuas, durchgeschüttelt, durchgerüttelt und mit Staub bedeckt, doch gesund an Leib und Seele. Augusto, unser Träger, hatte gute Vorarbeit geleistet und fünfzehn Mulis besorgt, die am nächsten Morgen zu unserer Verfügung stehen sollten.

Als am nächsten Morgen anstelle der zugesicherten fünfzehn Mulis nur sieben Esel mit den zugehörigen Arrieros erschienen, waren wir nicht einmal sonderlich erstaunt. Wir wußten zu dieser Zeit bereits etwas mehr über Peru. Weitere Tragtiere in kurzer Zeit zu finden, war unmöglich. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Expedition vorübergehend zu teilen. Nach kurzer Diskussion entschieden wir, daß Bogner, der etwas Spanisch sprach, und Augusto auf Tragtiersuche gehen, während Ginne und Miguel das in Carhuas zurückbleibende Gepäck bewachen sollten. Die übrigen Mitglieder der Expedition sollten mit den vorhandenen Tragtieren und einem Teil des Gepäcks zum Basislager in der Quebrada Ulta aufsteigen. Nach einem Marsch von 25 km erreichte diese Gruppe gegen 7 Uhr abends einen Platz, der für das Basislager gut geeignet schien, und schlug in 3900 m Höhe ihre Zelte auf.

Tags darauf, am 25. Juni, unternahmen Schiel und Hechtel einen Erkundungsvorstoß auf den Nevado Ulta mit dem Ziel, einen geeigneten Platz für das erste Hochlager zu finden. Sie kehrten zurück mit der Nachricht, daß der einzig brauchbare Platz auf einer kleinen Moräne in 4700 m Höhe, unmittelbar unter der Nordwestwand des Nevado Ulta, liege. Da das bestehende, tags zuvor errichtete Lager als Ausgangspunkt nicht sonderlich günstig war, wurde im Lauf des folgenden Tages ein neues Hauptlager, ein Stück taleinwärts und 200 m höher gelegen, errichtet. Nach einem weiteren Tag Wartezeit erschienen endlich die seit langem herbeigesehnten Freunde an der Spitze einer weiteren Tragtierkolonne von zwanzig Eseln. Nun stand unserem Ansturm auf den Nevado Ulta nichts mehr im Wege.

Am nächsten Morgen wurden in fieberhafter Eile die Traglasten für das erste Hochlager zusammengestellt. Trotz aller Anstrengungen wurde es 1 Uhr mittags, bis alles gepackt war und die Gruppe Erdmann, Liska, Schiel und Hechtel zusammen mit den vier Trägern den Aufstieg beginnen konnte. Gegen 5 Uhr nachmittags, kurz vor dem Erreichen des Lagerplatzes, war es Zeit für die Träger, ihre Lasten abzulegen und den Abstieg anzutreten, um nicht allzusehr in die Dunkelheit zu kommen. Für die „Sahibs“ reichte die Zeit gerade aus, vor Einbruch der Nacht zwei Zelte aufzustellen.

Über unseren Weitergang bestanden keine Zweifel. Der einzig mögliche Anstieg führte durch einen wildzerrissenen Hängegletscher zu dem breiten Sattel nördlich des Gipfels, in dem ein weiteres Lager errichtet werden sollte. Um dieses Lager einrichten und versorgen zu können, war es notwendig, den ganzen, siebenhundert Meter hohen Eisfall für die Träger gangbar zu machen und an allen schwierigen Stellen mit festen Seilen zu versehen — eine Arbeit, die drei volle Tage in Anspruch nahm.

Ginne und Bogner waren die ersten, die den Sattel erreichten und den Nevado Ulta von jener Seite zu sehen bekamen, von der wir ihn ersteigen wollten. Die Nachricht, mit der sie am Abend zum Lager I zurückkehrten, war niederschmetternd. Nach ihrer Ansicht war es

unmöglich, den Gipfel vom Sattel aus zu erreichen. Wenn dies zutraf, waren wir am Nevado Ulta gescheitert, genau wie alle unsere Vorgänger. Doch bevor wir alles verloren gaben und unverrichteter Dinge wieder abzogen, wollten Erdmann, Liska und Hechtel noch zum Sattel aufsteigen, um die gefürchtete Flanke mit ihren eigenen Augen zu sehen. Der Eindruck, den die drei Bergsteiger am nächsten Tag vom Sattel aus gewannen, unterschied sich in nichts von dem ihrer Vorgänger. Zum Glück hatte einer von den dreien den Einfall, sich die unmögliche Nordostwand des Nevado Ulta noch aus der Nähe anzusehen, bevor sie traurigen Herzens wieder absteigen würden. Von ihrem Fuße gesehen, wirkte die Wand tatsächlich viel weniger steil und ließ in ihrem östlichen Teil sogar die Möglichkeit eines Höherkommens vermuten.

Nach einigen hundert Metern Querens unter dem Bergschrund gelangten die drei zu einer mächtigen Firnrippe, deren Scheitel von Hechtel gegen 1 Uhr mittags in schwieriger Eiskletterei erreicht wurde. Der Weiterweg, der vom Scheitel der Rippe aus gut zu überblicken war, sah keineswegs hoffnungslos aus. Der von der Natur vorgezeichnete Anstieg führte über die Rippe, die sich in stetig zunehmender Steilheit Hunderte von Metern aufschwang, bis sie sich zuletzt unter senkrechten Felsabbrüchen und großen Eisüberhängen kurz unter dem Gipfel verlor. Ob und wie dieses letzte Bollwerk zu überwinden war, konnte nur ein mutiger Versuch entscheiden. An ein weiteres Vordringen war in Anbetracht der vorgerückten Zeit an diesem Tage nicht zu denken. So kehrten Erdmann, Liska und Hechtel zum Lager I zurück, wo sie ihre Gefährten mit der Nachricht überraschten, daß sie einen Weg entdeckt hatten, der möglicherweise doch noch zu einem Erfolg führen würde. Es bedurfte keiner langen Diskussionen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der Angriff auf den Gipfel fortgesetzt werden sollte.

Bereits am folgenden Tag, dem 3. Juli, stiegen Liska, Schiel und Augusto wieder auf zum Sattel, um dort Lager II zu errichten, das aus einem kleinen Zelt und einer Eishöhle für vier Personen bestand. Weitere Lasten wurden am Tag darauf von Bogner, Ginne, Schiel, Hechtel und Miguel nach Lager II geschleppt, eine Aufgabe, die in Anbetracht der Gluthitze, die im Gletscherbruch herrschte, das Letzte an Willenskraft erforderte.

Der nächste Vorstoß von Lager II erfolgte am 5. Juli. Bogner, Ginne und Schiel erreichten an diesem Tag das Ende der Firnrippe mit einer Höhe von rund 5700 m und kehrten, nachdem sie den oberen Teil der Rippe mit festen Seilen versehen hatten, wieder zum Lager zurück. Unsere Aussichten, bei einem nächsten Vorstoß den Gipfel zu erreichen, waren damit erheblich gestiegen — vorausgesetzt, daß das gute Wetter, das die letzten Tage geherrscht hatte, weiter anhielt.

An die Tatsache, daß es auch in den Anden schlechtes Wetter gibt, sollten wir gleich am folgenden Tag erinnert werden, als ein Versuch von Ginne, Liska und Hechtel nach kurzer Zeit im dicksten Nebel endete. Ein weiterer Versuch tags darauf wurde bereits im Keim erstickt — es schneite und stürmte fast den ganzen Tag, und die Eishöhle erwies sich von unschätzbarem Wert.

Gegen Abend klarte das Wetter auf und unsere Hoffnungen ruhten wieder einmal auf dem nächsten Tag. Zu diesem Zeitpunkt waren alle sechs Bergsteiger in Lager II versammelt, und es mußte eine Entscheidung getroffen werden, wer den Gipfel versuchen sollte. Erdmann und Schiel erklärten sich bereit, als Rückendeckung in Lager II zu bleiben. Die anderen sollten versuchen, in zwei getrennten Seilschaften den Gipfel zu erreichen.

Am folgenden Tag war Bogner schon um 3 Uhr morgens beim Kochen und um 4 Uhr verließ die erste Seilschaft, Bogner und Ginne, die Eishöhle. Liska und Hechtel folgten eine Stunde später. Die Stufen von den vorhergehenden Versuchen lagen zwar unter frischem Schnee vergraben, doch die festen Seile ermöglichten ein rasches und sicheres Höherkommen. Gegen 10 Uhr hatten die beiden Seilschaften bereits das Ende der Firnrippe erreicht. Von hier ab nahmen die Schwierigkeiten ganz erheblich zu. Die durchschnittliche Neigung des Eises näherte sich immer mehr der Senkrechten — eine Steilheit, die in den Gebirgen der gemäßigten Zone, wie in den Alpen, völlig unbekannt ist. Ein kurzer Eiskamin und

ein Eisüberhang, der mit Hilfe von einigen Haken und Trittschlingen überwunden wurde, leiteten zu einer kleinen Eishöhle hinter einem Vorhang von überdimensionalen Eiszapfen. Nachdem wir schon geglaubt hatten, in eine Sackgasse geraten zu sein, entdeckte Ginne einen schrägen Schacht, der nach einer Seillänge wieder an das Tageslicht führte. Kurze Zeit darauf erreichten wir den Grat — der Weg zum Gipfel war frei.

Dann kam der große, erregende Augenblick — Ginne hatte als erster die höchste Spitze erreicht und hielt den Wimpel von Deutschland, den USA und Peru gegen den Himmel. Wenig später waren beide Seilschaften auf der schmalen Spitze, die gerade vier Leuten Platz bot, vereinigt. Es war 4 Uhr nachmittags, und in die Freude über unseren Sieg mischte sich die Sorge um den Abstieg. Daß sich dieser nur unter Abseilen vollziehen konnte, wenn man von dem letzten Gratstück absah, stand außer Diskussion. Anfänglich waren unsere Firnstifte die einzigen brauchbaren Verankerungspunkte, und ich weiß nicht, wie wir ohne sie hinuntergekommen wären. Noch mitten in den Hauptschwierigkeiten überraschte uns die Nacht. Erst hatten wir das Licht unserer Stirnlampen, dann wurde dieses schwächer und schwächer, und schließlich wies uns nur noch das Licht der Sterne den Weg zum Lager. Es war Mitternacht, als wir in unsere Eishöhle krochen, freudig begrüßt von den Kameraden, die die ganze Zeit auf uns gewartet hatten.

Erdmann und Schiel hatten gehofft, die Besteigung des Nevado Ulta am nächsten Tag wiederholen zu können, doch das Schicksal wollte es anders. Liskas Zeit war abgelaufen, er mußte aus beruflichen Gründen zurück in die USA, und Ginne fühlte sich am Morgen nach der Ulta-Besteigung krank. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt und mußte so schnell als möglich in eine geringere Höhe absteigen. Schiel nahm es auf sich, Ginne und Liska durch den Gletscherbruch nach Lager I zu begleiten.

Nach Räumung von Lager II bestiegen Bogner, Erdmann und Schiel noch einen prächtigen, bis dahin jungfräulichen Eisgipfel von 5600 m Höhe im Kammverlauf zwischen Nevado Ulta und Halcan. Lassen wir Erdmann selbst berichten, was er darüber zu erzählen weiß:

Chucllaraju (5600 m)

„Nach der Besteigung des Nevado Ulta befinden wir uns wieder im Hochlager I (4700 m) unter der Nordflanke dieses Berges. Von hier schweifen unsere Blicke hinauf zu einem schönen jungfräulichen Eisgipfel. Dieser soll unser nächstes Ziel sein.

Am 12. Juli morgens um 3 Uhr klingelt der Wecker, und ungern verlassen wir die warmen Schlafsäcke. Eine Stunde später ziehen Kurt, Christian und ich im Schein unserer Stirnlampen los. Es geht über Felsblöcke und Geröll, dann über einen Schneehang hinauf zum Gletscher. Hier seilen wir uns an und steigen weiter über zerbrechliche Spaltenbrücken bis zu einer 150 m hohen und 50 bis 60 Grad steilen Eiswand. Im unteren Teil kommen wir flott voran, doch weiter oben kommt Blankeis zum Vorschein. Kurt, der hier führt, muß einige Eishaken und Stufen schlagen. Nach dieser Eiswand können wir den NO-Grat betreten. Wir steigen in der linken Gratflanke weiter, der erste muß tüchtig spuren, da hier lockerer Schnee liegt. Dann endlich taucht vor uns der Gipfelaufbau auf. Er hat die Form einer Pyramide, ist sehr steil und vom Grat durch einen Bergschrund getrennt. Hier legen wir eine Rast ein, unsere Blicke schweifen hinüber zum Nevado Ulta, doch dieser ist in Wolken gehüllt. Auf einmal teilen sich die Wolken, und vor uns steht der Berg mit seinen steilen schneebedeckten Flanken. Dieser Anblick des Nevado Ulta ist einmalig schön, immer wird mir dieses Bild in Erinnerung bleiben.

Doch für uns wird es Zeit, wieder aufzubrechen. Ich überwinde den Bergschrund, und über diesem quere ich nach links und kann dann auf der Gratkante bis kurz unter den Gipfel kommen. Meine Kameraden kommen nach, und einzeln betreten wir dann um 13 Uhr die Spitze dieses namenlosen Berges. Der Höhenmesser zeigt 5600 m. Es werden einige Gipfelaufnahmen gemacht, und dann treten wir den Abstieg an, der wieder über

unseren Anstiegsweg geht, teilweise durch Abseilen. Um 19 Uhr erreichen wir müde aber glücklich über unseren Erfolg das Lager. Dieser Berg wird von uns in der indianischen Quechua-Sprache auf den Namen Chucllaraju, d. h. schneebedeckte Indianerhütte, getauft.“

Chopicalqui (6400 m)

Mit einer Höhe von 6400 m zählt der Chopicalqui zu den höchsten Bergen der Cordillera Blanca, nur die beiden Gipfel des Huascarán übertreffen ihn noch an Höhe. Bis zum Jahr 1961 war dieser außerordentlich formschöne, kühne Gipfel nur zweimal bestiegen worden. Zum erstenmal im Jahr 1932 von einer deutsch-österreichischen Expedition unter der Leitung von Ph. Borchers, das zweitemal 1954 von einer achtköpfigen Gruppe aus den USA. Beide Besteigungen erfolgten aus der Quebrada Yanganuco. Im Jahr 1960 versuchte eine nordamerikanische Expedition unter H. Kendall, den Gipfel auf einem teilweise neuen Weg aus der Quebrada Ulta zu erreichen. Dieser Versuch wäre beinahe erfolgreich gewesen, die Kendallsche Gruppe scheiterte lediglich am letzten, etwa hundert Meter hohen Gipfelaufschwung, der sich anscheinend in schlechter Verfassung befand.

Am 13. Juli war unsere ganze Expedition im Hauptlager in der Quebrada Ulta versammelt. Ginne war auch wieder bei uns, seine rätselhafte Krankheit war verschwunden, sobald er Huaras erreicht hatte. Wir hatten nicht mehr allzuviel Zeit und Lebensmittel zur Verfügung und entwarfen deshalb einen sorgfältig durchdachten Plan, wie der Chopicalqui mit einem Minimum an Aufwand zu erobern wäre. Erstaunlicherweise und gegen alle sonstigen Erfahrungen gelang es später sogar, diesen Plan genau einzuhalten — eine Möglichkeit, an die selbst die größten Optimisten kaum geglaubt hatten.

Der Weg, den wir einschlagen wollten, war mehr oder weniger der gleiche wie der unserer Vorgänger vom letzten Jahr. Ginne, Bogner und Schiel stellten am 15. Juli mit Hilfe der Träger zwei Zelte auf einer Felsinsel in 5200 m Höhe auf und fanden dort die Überreste eines alten Lagers. Am 16. Juli wurde von der gleichen Gruppe eine Anstiegsmöglichkeit auf den Westgrat erkundet und an den schwierigsten Stellen mit festen Seilen versehen. Erdmann und Hechtel, die sich bis dahin im Hauptlager aufgehalten hatten, um die Lebensmittelvorräte in den Hochlagern zu schonen, bezogen am 17. Juli vereinbarungsgemäß Lager I. Zur gleichen Zeit stiegen Bogner, Ginne und Schiel mit den Trägern Justiniano und Apolinario nochmals zum Westgrat auf und legten dort in 5700 m Höhe das aus einer Eishöhle bestehende Lager II an.

Abends kehrte Bogner mit den Trägern zu Lager I zurück. Daß die Träger ihrem Schöpfer dankten, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, ist mehr als verständlich. Tags darauf stiegen Bogner, Erdmann und Hechtel mit schweren Rucksäcken zu Lager II auf und wunderten sich angesichts der Steilheit und Schwierigkeit dieses Weges über den Mut der Träger. Die Eishöhle war leer bei Ankunft der drei, Ginne und Schiel waren unterwegs zum Gipfel. Am späten Nachmittag erschien hoch oben auf dem Westgrat eine absteigende Zweierpartie, zweifellos die Freunde. Kamen sie vom Gipfel? Wir mußten uns eine weitere Stunde gedulden, bis wir endlich die Antwort auf unsere Frage erhielten. Die beiden hatten es geschafft und um 3 Uhr nachmittags den Gipfel erreicht, obwohl sie erst um 8 Uhr früh Lager II verlassen hatten. Ginne war anscheinend in der Form seines Lebens, er hatte alles allein gespurt. Auf dem Gipfel überraschte die beiden ein kleiner Schneesturm, und im Abstieg erforderte sich Schiel in wenigen Minuten die Fingerspitzen, als er mit bloßen Händen eine Abseilstelle einrichtete.

Nun war die Reihe also an Bogner, Erdmann und Hechtel, die Besteigung von Ginne und Schiel zu wiederholen. Es gab noch eine kurze Diskussion, wann wir aufbrechen sollten. Schließlich einigten wir uns auf 6 Uhr. Es war bitter kalt, als wir am nächsten Morgen die Eishöhle zur festgelegten Zeit verließen. Erbärmlich frierend, doch sonst guter

Verfassung, kamen wir in den halbverwehten Spuren gut vorwärts. Langsam sank ein Gipfel nach dem anderen unter den Horizont — wie freuten wir uns auf den Augenblick, daß wir den Chopicalqui erreichen und alle übrigen Berge mit Ausnahme des Huascaran zu unseren Füßen liegen würden! Doch es sollte wieder einmal anders kommen. Kurz unter dem Gipfel fiel Nebel ein, und als wir den Gipfel selbst betraten, war die Sicht auf wenige Meter beschränkt. Wir warteten eine Stunde lang — vergeblich. Die Andengötter müssen uns wohl gezürnt haben, denn der Nebel wich erst, als wir ein Stück abgestiegen waren. Schon um 3 Uhr nachmittags waren wir wieder bei Lager II. Ginne und Schiel hatten auf uns gewartet, bis wir vom Gipfel zurück waren.

Bogner stieg noch am späten Nachmittag mit den beiden anderen ab, während Erdmann und Hechtel eine zweite, sehr kalte Nacht in der Eishöhle verbrachten. Gegen Abend fing es an zu schneien, und binnen kurzer Zeit lagen an die zwanzig Zentimeter Neuschnee vor dem Eingang zur Eishöhle. Die beiden Bewohner fingen an, sich wegen des Abstieges Sorgen zu machen, denn der Weg zu Lager I war nicht nur schwierig, sondern auch lawinengefährlich bei Neuschnee. Zu ihrem Glück kam nicht mehr allzuviel Neuschnee dazu in jener Nacht.

Ein prächtiger Morgen war wieder angebrochen und ein unvergleichlicher Blick auf die ungezählten, eisgepanzerten Bergriesen um uns herum tat sich vor unseren Augen auf. Es fiel uns schwer, von all dieser Schönheit Abschied zu nehmen und an den Abstieg zu denken. Wir wußten um die Einmaligkeit dieser Stunde — sie würde nie wiederkehren in unserem Leben. — Um 10 Uhr begannen wir, uns durch den Neuschnee nach unten zu wühlen und erreichten gegen Mittag ohne Zwischenfälle Lager I. Nach einigem Hin und Her beschlossen wir, auch noch zum Basislager abzusteigen, wo wir am späten Nachmittag glücklich eintrafen.

Nun war auch für den Schreiber dieser Zeilen die Zeit gekommen, von seinen Freunden Abschied zu nehmen und die Heimreise anzutreten. Das bergsteigerische Programm der Schwäbischen Andenexpedition 1961 war abgeschlossen. Die übrigen Mitglieder der Expedition, die genügend Zeit hatten, wollten noch etwas mehr von Peru sehen und beschlossen, nach dem Süden des Landes zu reisen.

Die Rückkehr in den Alltag fiel uns allen schwer. Allzuoft wanderten die Gedanken ungewollt zurück in das Wunderland Peru, in dem die Zeit stillzustehen scheint, zurück zu den zauberhaft schönen Bergen, die wir sehen und besteigen durften. Das Bild von ihnen, das wir in uns tragen, wird noch lange fortleuchten.

Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuOeAV

1. S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1:10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Heß, Untersuchungen am Hintereisferner. 87 S., 1 Karte 1:1000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1899.
3. M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1:7500, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1:75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuOeAV

5. O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1:800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reißinger, Untersuchungen über den Niedersonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1:25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1:80.000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneebagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methode der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. C. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1:25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufeu. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1:25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Hefte 1—11 sind vergriffen.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S., 1952. Preis für Mitglieder S 14.—.
13. F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und der Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. 112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1:50.000. 1952. Preis für Mitglieder S 55.—.
14. O. Pesta, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung alpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—.
15. O. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1:25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—.
16. H. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Molltals (Hohe Tauern). Erläuterungen zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1:50.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—.
17. H. Kinzl, Begleitworte zur Karte 1:100.000 der Südhälfte der Cordillera Blanca (Peru). Im Druck.
18. Das Hölloch bei Riezlern im Kleinen Walsertal (Allgäu-Vorarlberg). Mit neun Einzelbeiträgen. 116 S., 8 Abbildungen im Text, 8 Bildtafeln, 1 Beilage. 1961.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten

Preis für
Mitglieder Nichtmitgl.

2/1 ¹	Allgäuer Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000	—.—	—.—
2/2 ¹	Allgäuer Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000	—.—	—.—
3/1 ¹	Lechtaler Alpen, Klostertaler Alpen, 1:25.000	—.—	—.—
3/2	Lechtaler Alpen, Arlberggebiet, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
3/3 ¹	Lechtaler Alpen, Parseerspizze, 1:25.000	—.—	—.—
3/4	Lechtaler Alpen, Heiterwand, 1:25.000	14.—	18.—
4/1 ²	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Westliches Blatt, 1:25.000	—.—	—.—
4/2	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000	18.—	24.—
4/3	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Östliches Blatt, 1:25.000	18.—	24.—
5/1	Karwendelgebirge, Westliches Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
5/2	Karwendelgebirge, Mittleres Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
5/3	Karwendelgebirge, Östliches Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
8	Kaisergebirge, 1:25.000	16.—	21.—
9/1	Loferer Steinberge, 1:25.000 (auch wissensch. Ausg.)	10.—	12.—
9/2	Leoganger Steinberge, 1:25.000	10.—	12.—
10 ¹	Berchtesgadner Alpen, 1:50.000	—.—	—.—
14	Dachstein, 1:25.000	18.—	24.—
16	Gesäuseberge, 1:25.000	14.—	18.—
18	Hochschwab, 1:25.000	12.—	15.—
26	Silvrettagruppe, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
28 ¹	Ferwallgruppe, 1:50.000	—.—	—.—
30/1	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
30/2	Ötztaler Alpen, Blatt Weißkugel, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
30/3	Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat—Geigenkamm, 1:25.000	16.—	21.—
30/4	Ötztaler Alpen, Blatt Nauders, 1:25.000, mit Skirouten	14.—	18.—
31/1	Stubai Alpen, Blatt Hochstuba, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
31/2	Stubai Alpen, Blatt Sellrain, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
31/3 ¹	Brennergebiet, 1:50.000	—.—	—.—
34/1 ¹	Kitzbüheler Alpen, Westliches Blatt, 1:50.000, mit Skirouten	—.—	—.—
34/2 ¹	Kitzbüheler Alpen, Östliches Blatt, 1:50.000, mit Skirouten	—.—	—.—
35/1	Zillertaler Alpen, Westliches Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
35/2	Zillertaler Alpen, Mittleres Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
35/3	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, 1:25.000	16.—	21.—
36	Venedigergruppe, 1:25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
	ohne Skirouten	16.—	21.—
37 ¹	Rieserfernergruppe, 1:50.000	—.—	—.—
39	Granatspitzgruppe, 1:25.000	16.—	21.—
40	Glocknergruppe, 1:25.000	16.—	21.—
41 ¹	Schobergruppe, 1:25.000	—.—	—.—
42 ¹	Sonnblick, 1:25.000	—.—	—.—
44 ¹	Ankogel—Hochalmspitzgruppe, 1:25.000	—.—	—.—
45	Schladminger Tauern, 1:50.000, mit Skirouten	10.—	12.—
48 ¹	Ortlergruppe, 1:50.000	—.—	—.—
49 ¹	Adamellogruppe, 1:50.000	—.—	—.—
51 ¹	BrentaGruppe, 1:25.000	—.—	—.—
52/1	Dolomiten, Westliches Blatt, 1:100.000	10.—	12.—
52/1 ¹	b Schlern, Rosengartengruppe, 1:25.000	—.—	—.—
52/1	bb Sellagruppe, 1:25.000, Sommerausgabe	16.—	21.—
	Winterausgabe mit Skirouten	16.—	21.—
52/1 ²	c Marmolatagruppe, 1:25.000	—.—	—.—
52/1	cc Palagruppe, 1:25.000	14.—	18.—
52/2	Dolomiten, Östliches Blatt, 1:100.000	10.—	12.—
56	Lienzer Dolomiten, 1:25.000	16.—	21.—
57/1	Karnische Alpen, Umgebung Obstanzer See, 1:25.000	4.—	6.—
57/2	Karnische Alpen, Steinkar—Reiterkar, 1:25.000	4.—	6.—
	Schutzhüttenkarte des Österr. Alpenvereins und des Deutschen Alpenvereins, 1:600.000	14.—	18.—

Preis für
Mitglieder Nichtmitgl.

Expeditionskarten:

Nanga Parbat, 1:50.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca/Nord, 1:100.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca/Süd, 1:100.000	25.—	30.—
Cordillera Huayhuash, 1:50.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca, 1:200.000	25.—	30.—
Mahalangur Himalaja (Everest), 1:25.000	25.—	30.—

Kartenumschlag S 1.20.

¹ Karten zur Zeit vergriffen.

² Karten in Bearbeitung.

Für Mitglieder zu beziehen durch die Sektionen des OeAV.

Für Nichtmitglieder zu beziehen durch den Verwaltungsausschuß des OeAV, Innsbruck, Gilmstraße 6/IV., und den Buchhandel.

